Analekten.

von

J. J. Mnioch.

Erſtes Bändchen.

Gedichte.

Görlitz,
bei C. G. Anton, 1804.

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK·MUENCHEN

Inhalt.

I. Inſchriften.
II. Hellenik und Romantik.
III. Ernſt in Reimen über den Reim.
IV. Orakel.
V. Lied der Gräber und Sterne.
VI. Symphonie.
VII. Todtentänzerin.
VIII. Exequien.
IX. Kleinere Gedichte.
X. Letzte Worte eines freywillig Sterbenden.

I.

Inſchriften.

(Über den Eingang.)

1.

Harte Wort' und Töne.

„Thut euch auf, ihr Blätter, Neues will ich leſen,
„Mich verlangt nach friſchem Zeitvertreib!“
Weg, Du Vagabunde, laß uns ungeleſen,
Uns beſchrieb kein luſt'ger Zeitvertreib.
Wem die Dichtung nimmer Buhlin iſt geweſen,
Eignet die Geliebte ſich zum Weib.
Kannſt Du ernſt nicht ſchauen, wie ſie ernſt ſich lieben,
Haſt Du Liebeskräfte in Buhlſchaft vertrieben.

Jene harten Wort' und dieſe muß ich an den Eingang ſchreiben,
Daß die liederlichen Seelen — ungeärgert drauſſen bleiben.

2.

Sondre Liebe.

Zu dem ernſten Dunkel-Grünen ſonderliche Luſt ich fühle,
Und vor allen Blumendüften lieb' ich bitterſüſſe Würze,
Rosmarien ſind mir theuer, Nelken-Weihrauch mag ich ſpüren.
Dennoch iſt mir werth und lieblich alles Farbige und Helle,
Und die Düfte, die nur ſpielen, athm' ich gern im jungen Lenze.
Alles giebt das reiche Leben, aller Sinn ſoll Labung finden,
Vieles ſoll geliebet werden, Eines bleibt uns doch am liebſten.
Laßt mir meine dunkeln Lauben! könnt hier doch den Himmel ſchauen.
Rosmari'n- und Nelken-Weihrauch ſteigt empor aus Kloſtermauern.

3.

Blumen und Edelsteine.

Es liebt der Eine Blumen-Zucht und Pflege,
Der Andre gräbt nach Erz und Edelsteinen;
Dem Gärtner muß der lichte Himmel scheinen,
Der Bergmann wandelt unterird'sche Stege.

Ein jeder sey mit Lust und Klugheit rege!
Nicht Alles läßt in jedem sich vereinen. —
Doch Einer soll den Andern nicht verkleinen,
Das höchste Ziel ist End-Punkt vieler Wege.

Aus leichtem Boden steigt die duft'ge Rose,
Gold, Edelstein aus schwerer Tief' erglänzen;
Zum Tag will Alles aus dem dunkeln Schoose.

Es mag Dich Eins zu sondrer Lust entzücken,
Doch sinnig paart sich Alles auch zu Kränzen,
Dir Brust und Stirn — und den Altar zu schmücken.

4.

Profane Redensarten.

„Sie spielen jetzt mit dem Katholizismus,
„Sehn ernstlich drein, und meynen's doch wie Schälke;
„Der alte Glaube ist schon in der Welke,
„Sie schminken ihn nur mit Poetizismus.

„Sie schminken ihn nur mit Poetizismus,
„Man läßt sich gern beluſt'gen durch die Schälke,
„Kurios glänzt frische Farb' auf alter Welke,
„Poeterey ist viel im Christjanismus.

„So trieben sie's so lang mit dem Gräzismus.
„Es lebt ein Jupiter, wie ein Herr Christ,
„Und Amors Mutter wie Gott's Mutter ist.

„Universal ist der Indiff'rentismus,
„Im Ernst ist Niemand Heide mehr noch Christ,
„Will mans zur Luſt, so ist man Poetist."

5.

Bemerkung.

Dieſe klaren Redensarten ſind zum Spaße nicht erdichtet,
Viele Leſer laut es ſagen, Viele meynen's von den Dichtern.
Wollten ſie doch ernſtlich wiſſen: Poeſie iſt volles Leben,
Das wir Alle leben müſſen, Wen'ge doch zur Kunſt erheben.

6.

Orakel.

Ja, ein Univerſum ſoll uns auferſtehen,
Und es ſoll Hellenik, wie Romantik blühen.
Aber beide können nur aus dir erſtehen,
Und du mußt die Blüthen in dir ſelbſt erziehen.
Wahr iſt der Gräzismus,
Wahr iſt Chriſtianismus,
Jede Poeſie iſt Wahrheit, jede herrſcht auf ew'gem Thron,
Und in jedem ernſten Herzen — ſteht ein ernſtes Pantheon.

II.

Hellenik und Romantik.

I.

Hellenik und Romantik.

1.

Helleniſcher Lebens-Sinn.

Kräftig und jauchzend und klar ſo ſtrömten die Wellen des Lebens
Durch die Seele der Menſchen in euch, ihr helleniſchen Zeiten,
Als vor dem Hauche der Sitten zuerſt die Nebel der Wildheit
Brachen, und jugendlich ſchön die Welt aus dem Nebel hervortrat.
Damals war ſie ein Spiegel der friſchen lebendigen Kräfte,
Die, ſich erbildend im Innern, auch alles Äußre verſchönten.

Leben und Glauben war Eins! Man wußte noch nicht, daß man glaubte,
Denn es hatte der Mensch noch nicht besonnen gezweifelt,
Noch nicht klügelnd gewählt, was beruhigen möchte den Zweifel.

Sehnsucht, heiliges Pfand des hohen unendlichen Daseyns,
Freundlich warest du noch, warst noch des Lebens Gespielin.
Wie einst unter den Hirten Apoll ein geselliger Hirt war,
Also verkehrten mit dir, du Göttin im menschlichen Herzen,
Traulich der irdische Wunsch und jede vergängliche Hofnung!
Schwester nannten sie dich, und während sie spielten im Thale,
Horchten sie deinem Gesang, der von den Hügeln herabfloß,
Und genossen das himmlische Lied mit den Düften der Erde.

Schlug dann mächtig das Herz, das machte die Bruſt nicht bellommen.
Weit und hell, wie der Äther mit freyen Armen umſchlinget
Fluren und Wälder und Berge, — ſo ſchlang ſich die geiſtige Sinnung
Um die Wechſelgeſtalt des leiblichen Sinnes, und beide
Gaben das fröhliche Bild harmoniſcher Tage des Frühlings.

Daß ihn höherer Geiſt beſeelt, denn alle Geſtalten,
Welche ſich regen umher, das fühlte der Menſch im lebend'gen
Wollen und Thun, er vermochte ſich nicht ſo niedrig zu ſchauen,
Oder ſo elend, als jetzt ein ſeellos Spiel der Begriffe,
Mit dem Jammer verbündet der künſtlichen Lebensvergeudung,
Für die Kett' ihn fängt im Netz des eiſernen Denkens.

Statt sich niederzuwerfen der niedern Schöpfung, erhob er
Selbst die kleinen Naturen an seinen unsterblichen Busen,
Und umfing sie mit geistiger Lieb', als ein geistiges Leben! —

Zwietracht war in den Dingen auch damahls, aber im Geiste,
Der zum fröhlichen Kampf geübt und immer bereit stand,
Löste sich Zwietracht auf in Spiele des rühmlichen Kämpfens.
Niemand dachte daran, sie aufzulösen, sie war es,
Wie der heroische Blick sie faßte mit göttlichem Frohsinn!

Also wogte dahin das Leben in herrlichem Strome,
Und begrüßte den Tod als ein Meer, wohin sich die Ströme
Alle drängen, ein Meer, das alle Ströme vereinet.

2.

Romantiſcher Lebens-Sinn.

Da kamen andre Zeiten, graue Nacht
Verſchlang der Sonne jugendlichen Schein,
Der friſche Lebensgeiſt war ausgefacht,
Man wollte lebend ohne Leben ſeyn!
Des kalten Denkens Auge war erwacht,
Und ſchaute zweifelnd in die Welt hinein.
Es war des Glaubens ſchöner Himmelsbogen
Vom Nebeldunſt des Forſchens rings umzogen.

Und auf den Herzen lag der Nebel ſchwer,
Sie konnten frey nicht athmen, nicht erklingen!
An Herzens-Echo war die Schöpfung leer,
Denn ſie vermochten nicht, es wach zu ſingen.
Die Seele fühlte keinen Frieden mehr,
Was ſollte da den Zwiſt der Welt bezwingen?
Es floh der Künſte muntres Lebens-Spiel
Aus jener Zeiten Furcht- und Angſt-Gewühl.

Auf ewig war die junge Zeit verſchwunden,
Da Glauben noch und Leben Eins nur waren,

Da sie als Kinder kindlich sich verbunden,
Und keine Trennung hatten noch erfahren.
Das Leben zählte sich nach bangen Stunden,
Der Glaube wuste nicht sich zu bewahren.
Weg von der Kerze in die Luft gehaucht,
Verfliegt die Flamme, und die Kerze raucht.

Ja, Sonnentag des jungen Menschenlebens,
Einung von Licht und Wärme in den Seelen,
Dich sucht das forschende Geschlecht vergebens,
Der Suchende muß ewig dich verfehlen!
Du bist kein Ziel des Forschens noch des Strebens!

Man ist der Deine, ohne dich zu wählen:
So schaun wir keinen Stern bey Sonnenschein,
Die Sonne steht und glänzt und wärmt allein.

Doch in der Nacht, die jetzo war gekommen,
Da sehnte sich der Mensch nach Sternenschein;
Als ihm das eigne Sonnenlicht verglommen,
Sank auch die Welt in Dunst und Nebel ein.
Jetzt fand er erst sich in der Welt beklommen,
Und wollte gerne überweltlich seyn.

Hier war das Leben in sich selbst geschieden,
Hoch über'm Leben wünscht' er Lebens-Frieden!

In diese Nacht stieg Jesus Christus nieder,
Ein Wunderthäter für das Wundersehnen!
Er stärkte neu die schon gelähmten Glieder,
Und trocknete die längst geflossnen Thränen;
Er brachte nicht das Paradies uns wieder,
Er wollte nur das Feindliche versöhnen.
Ach nur Entzweyung kann Versöhnung geben,
Drum muß der Mensch auch der Versöhnung beben! —

Die Nebel fliehn vom Himmels-Angesicht,
Doch Dunst und Nacht muß auf der Erde weilen;
Aus blauem Dunkel winkt der Sterne Licht,
Nur daß wir schaun, wie Dunst und Nacht verweilen.
Und ob der Sterne Mund auch tröstlich spricht:
„Der Stern in euch kann zu den Sternen eilen;
Die Himmels-Flamme brennt auf irdnen Kerzen,
Wie hebt der Geist sich mit dem Sinnen-Herzen?

Wir glauben nun, doch wiſſend, daß wir glauben,
Wir haben es dem Zweifel abgezwungen,
Drum fürchten wir, er möcht' uns wieder rauben,
Was wir mit banger Sehnſucht jetzt umſchlungen;
Ja Furcht und Bangheit düſtern unſern Glauben,
Und mit dem Zweifel wird noch ſtets gerungen,
Das Leben fließt nicht mehr in freiem Guß,
Es krümmt und dämmt und wechſelt ſich der Fluß.

Wohin ſich noch die Welle ſoll ergießen?
Ach, zu den Sternen, deren Bild ſie trägt!
Es möchte aufwärts zu den Himmeln fließen,
Was ſich als Himmelsſpiegel drin bewegt. —
„Daß dieſe Sterne in der Welle ſprießen,
„Daß dieſer Strom den Himmel in ſich hegt!“
Wir hören's wohl; doch ſchwer iſt's, zu erfahren,
Wie Well' und Himmel einſt ein Ganzes waren! —

Leb' wohl, o du des Glaubens Heroskthum,
Du rangst und spieltest gern im Weltgewimmel.
Religion ward drauf ein Ritterthum,
Die Welt verläugnend, kämpft sie für den Himmel.
Uns, Freunde, sey des Glaubens schönster Ruhm,
Die Welt zu lieben, als den Weg zum Himmel.
Wir scheiden Pflicht und Neigung, Geist und Sinn,
Doch sinnlich strebend zu dem Geist'gen hin.

Zum Ziel des Strebens ist ein mystisch Bild
Von sinnlich-geist'ger Harmonie gestellt.
Die Sehnsucht wird durch Sehnen noch gestillt,
Als Ort des Sehnens lieben wir die Welt.
So auch mit Sehnsuchts-Düften überhüllt,
Die neue Kunst dem Menschen wohlgefällt.
Hellenisch Leben, du bist uns verlohren,
Drum haben das romant'sche wir erkohren.

I.

Hellenischer Tod.

Freylich, uns schneidet die Parze zu früh den Faden des Lebens!
Jung noch bin ich, obwohl schon im versilberten Haar.
Ist es mir doch, als wären die frischen Spiele des Jünglings
Gestern gewesen, so frisch lacht mir noch heute die Welt.
Heut noch glänzt mir die Rose wie Mädchenlippe, noch heute
Duftet der Apfel mich an, wie ihn der Knabe geschmeckt.
Mir, dem Alten, ist, ach! nichts alt geworden, die Seele
Grüßet sich selber noch jung, grüßet den himmlischen Tag!
Aber ich träume zuweilen vom Tod, von lieben Gestorbnen.
Gleich mir waren sie jung, aber wir nannten sie alt!

Auch begegnet es mir, daß ſich die Erinnrung verirret,
Wunderbar leb' ich zurück, ach, und ich leb' es auch nicht!
Was ich gehört und geſehn in verſchiednen Jahren und Stunden,
Was ſich zu andrer Zeit immer auch anders gezeigt,
Wird mir ein Wundergemiſch, ich fühl' es zugleich wie der Knabe,
Wie der Jüngling, der Mann, — ach, und ſo fühl' ich nicht wahr.
Jetzt iſt heller die Stunde, ich könnt' empfinden als Knabe,
Oder als Jüngling und Mann, jedes in jeglicher Kraft!
Sterben ſollt' ich? — ich kann's nicht! — Dennoch ahn' ich, die Parze
Nahe mit kältender Hand mir an die Schläfe des Haupts!
Kränzt mir die Schläfe mit Roſen, und reicht der ſingenden Lippe
Dort den bekränzten Pokal, — Leben, du würze den Tod!

Kinder, war es denn dunkel? — Du wendeſt die Fackel, o Knabe!
Seh ich Dämmrung des Tags? glänzet der Morgen empor?
Wende die nächtliche Fackel! mir ſtrahlt in roſigem Lichte
Hermes geflügelter Stab mit dem Erneuungs-Symbol.
Bin ich ein Schatten geworden in dieſem Lichte? Du biſt es
Leichte Geſtalt; — jetzt erſt fühl' ich, Du warſt eine Laſt!
Freunde, vernehmt ihr mich noch? — Lebt wohl, ich folge dem Gotte,
Leben in leichter Geſtalt, grüß' ich Eliſiums Flur!

2.

Romantiſcher Tod.

Du haſt im Tod ein weltlich Lied geſungen; —
Mir iſt das ganze Leben nur ein Sterben,
Die wilden Sinne hab' ich längſt bezwungen!
„Nur durch den Tod läßt ſich der Himmel erben!“
Dieß Wort vernahm ich in der Kindheit Tagen,
Und Märter-Kronen wünſcht' ich zu erwerben!
Ein ſüſſer Gram belohnte mein Entſagen,
Ich liebte Roſen, ließ ſie doch verblühen,
Von ihrem Dorne wollt' ich Kränze tragen.
Ich ſah das Morgenroth am Himmel glühen,
Es glühte ſchön, doch dacht' ich aus Verglimmen.
Der hellſte Tag muß vor der Nacht entfliehen,

Das ſanfte Sternenlicht dem Tag entſchwimmen,
Nichts kann beharren, nichts vereinet bleiben,
Das Leben ſelber will nicht mit ſich ſtimmen.
Des Staubes Leben iſt nur ein Verſtäuben;
Doch Eines blieb mir treu und ſonder Wanken,
Und ſah geruhig Well' auf Welle treiben,
Ein Wunderlicht im Herzen und Gedanken,
Ein hohes Sehnen, dem hier nichts genüget,
Geſundheits-Ahnung eines Ewig-Kranken.
Und ob der Krankheit dieſer Leib erlieget,
Des Leibes Ohnmacht läßt den Geiſt geneſen; —
Es ſiegt der Tod, mein Geiſt hat mit geſieget! —
Wohl Vieles iſt mir werth und lieb geweſen
Im raſchen Wechſel der Vergänglichkeit;
Ach, wär's zur Unvergänglichkeit erleſen! —
Seh ich hinaus in jene Ewigkeit,

O Licht und Laut, euch möcht' ich wieder finden,
Doch nur dem Schönen als Symbol geweiht! —
Ja, diesen Wunsch, ich kann ihn nicht ergründen,
Verklärtheit will ich schaun, nicht Schatten-Bilde,
Ich will mich geistig-lieblich wiederfinden!
Wer kann sie nennen, diese Sinnen-Milde,
Dies Leuchten, Klingen, ohne Strahl und Ton.
Mir wird das Sterben süß in diesem Bilde.
Der Welt entstorben, red' ich himmlisch schon!
„Gebt mir der Rose Glanz in Duftgefühlen,
„Als Mondenlicht den schönsten Flöten-Ton, — —
„Lebt wohl! und lernt den Tod im Leben fühlen!“

II.

Zwey Bilder des Lebens.

(Die feinern Kontrafizüge beider Bilder im Vergleich gegen einander sind der Werth der letzten.)

I.

Hellenisches Leben.

Fragmente.

— Bion, der Führer des Heers, erwacht' in fröhlicher Sinnung. —
Tief in das ofne Gezelt, durchathmet von freundlichen Lüften,
Leuchtet das Morgenroth, und grüßt in die Augen des Jünglings.

Liebliche Träume hatten des Nachts ihm die sorgende Seele
Frisch erheitert; — ihm war, als hätt er des Krieges vergessen.
Und er ordnet das Heer mit freudig-kühner Geberde,
Wie er in friedlicher Zeit die Jagd-Genossen geordnet.

Siehe, da kamen die Boten, zu melden des Feindes Anschritt,
Der von den Ufern daher, wo seine Schiffe geankert,
Weiter sich dehnt in das Land. — Drauf stieg in den wölbigen Himmel
Feurig leuchtend der Tag; die Wolken des Staubes erschienen
Vor dem kommenden Feind. — Noch wurden Altäre gestellet,
Opfer dampften empor, und kräftig erhob sich das Kriegslied.

„Sie haben durchbrochen die heilige Grenze,
Sie haben durchbrochen den gaſtlichen Frieden,
Heilige Götter, wir heben das Schwerdt und die Lanze,
Euch geweihet zu Rächern der Übelthat!

Wir haben geſendet die Boten der Eintracht,
Mit Worten des Rechtes gefordert den Frieden,
Haben die Grenze des Landes, die Hütten desgleichen
Volkes wieder verlangt, — und ſie hörten nicht!

Wir haben verlaſſen die freundliche Heimat,
Uns haben geboten die Rechte des Volkes,
Heil'ge Satzungen, gaſtliche Bunde! ſie ſprachen
Durch der Väter und Mütter erfahrnen Mund!

Sie haben durchbrochen die heilige Grenze,
Sie haben durchbrochen den gaſtlichen Frieden,
Heilige Götter, wir heben das Schwerdt und die Lanze,
Euch geweihet zu Rächern der Übelthat!“

Feurig leuchtender Tag, wir ziehn in die Schatten des Kampfes!

Sind die Götter nicht Eins, was vermögen die sterblichen Menschen!
Dort am Ufer noch steht der Feind gesammelt, und drohet,
Morgen zu rächen das Blut, das unsre Schwerter vergossen.
Fest geankert noch liegt die Flotte mit spielender Flagge.

Aber mir schlägt das Herz, die herrliche Jungfrau zu grüßen,
Die wir im feindlichen Zelt erbeuteten. Wahrlich, die Wache
Kämpfte mit rasender Wuth, wie um das Leben des Führers,
Als du die schöne Gestalt erhobst auf den Nacken des Pferdes,

Meinem Gebote treu, nach unſerm Lager davon flogſt. —

Ich erkannte die Griechin! Sie nannten ſie eine Prophetin.

Zur Umarmung des Führers war ſie geraubt aus der Hütte.

Vieles hatte ſie ſchon geweiſſagt, aber vor allem:

„Wer ihr zu löſen wage den Gurt, der würde die Anker

„Löſen der Schiffe, ſie zögen dann ſchnell und in Schande von hinnen.“

Darum war ſie vertraut, die Jungfrau, den älteſten Kriegern,

Heilig entfernt von dem Feldherrn. Alſo erzählten Gefangne. —

Laß uns beflügeln die Roſſe, ſchon ſenkt ſich der Wagen Apollos,

Und die prophetiſchen Strahlen, wie Opfer-Flammen, beleuchten

Mir das bräutliche Zelt, worin die prophetiſche Jungfrau. —

Und sie saß mit erhabener Stirn und erquikenden Augen
In des Zeltes Eröfnung, das Antlitz gekehrt in die Sonne.
Schauernd sahe der Jüngling Apollos Geweihte, — doch näher
Kommend erwachte die Glut des ersten Erblikens gewaltig,
Und in heroischer Brust ward kräftig die doppelte Hofnung,
Sieger zu seyn nach dem Sinn des eignen Drakels der Jungfrau.
Aber den traulichen Gruß mit stürmenden Blikken erwiedert
Diese mit ernstlichen Worten: „Du hast eine Griechin gerettet,
„Grieche, laß sie geleiten zu ihren gastlichen Freunden
„Dort in das sichere Thal, fern ab vom Schlachtengetümmel.“
Und es entgegnete darauf der heftig glühende Jüngling:
„Siegen nicht fest noch die Schiffe des Feinds, und denkt er zu lösen

„Morgen die Anker? Es weh'n noch frisch die trotzigen Wimpel,
„Und kein Segel erhebt sich. Am Ufer stehn sie verbündet,
„Mit dem beginnenden Tag den neuen Kampf zu beginnen!
„Griechin, du redest zum Griechen! — ihn freut das Orakel Apollos! —
„Unter den Frauen daheim umarm' ich nur Mutter und Schwester!"

Und es erröthete sanft die Stirne des Mädchens, vernehmend
Aus dem bedeutenden Wort die Kunde des eigenen Räthsels
Und die muthige Hofnung des großgebildeten Jünglings.

Als nun die Feuer der Wacht aufbrannten im Lichte des Mondes,
Und im Gezelte die Lamp' erlosch an dem einigen Lager,
Ward das Orakel gelöst, und Bion, der nächtliche Sieger,

Schlug im Anblick Aurorens den feindlichen Führer, da schwanden,
Ehe der Mittag erschien, dahin die Segel der Flotte!

2.

Romantisches Leben.

(Eine Romanze.)

Die Mitternacht ist eben fortgerückt,
Uns funkeln noch des Nordens helle Sterne,
Der bleiche West-Schein auf den Pfad uns blickt,
Die Berg-Kapelle glänzt dort in der Ferne.
„Hier steigt vom Roß, und führt es tief gebückt,
„Durch Wald und Busch verkürzt sich uns die Ferne.“
Wir sind doch, Knappe, auf dem rechten Wege?
„Horcht auf des Eremiten-Glöckleins Schläge! —“

Der immer ruhig-wache heil'ge Mann! —
Laß uns hier halten, daß wir mit ihm be-
ten! —
„Verweilet nicht, der Weg geht steil hinan,
„Die Rosse könnten leicht zum Abgrund
treten. —“
Jetzt glänzen schon die Fenster klar mich an,
Schaust du, wir sind hier unter Blumen-
beeten!
O daß wir doch Seit-ab geritten wären! —
„Der Gang ist breit, wir werden nichts zer-
stöhren.“

Im fernen Thale lag das Heer, bereit,
Mit Morgen-Anbruch in den Feind zu
dringen;
Er hat ein altes Heiligthum entweiht,
Und will den Glauben mit dem Schwerdt
bezwingen.
Ein neuer Glaube hat die Welt entzweyt,
Und will das Reich des alten ganz ver-
schlingen.
Doch Jünglings-Kraft steht noch beym alten
Glauben,
Und soll das neue Reich dem jüngern rauben.

Der Ritter betet vor dem Christus-Bilde,
Denkt an die Schlacht — und denkt an seine Braut.
Sie wohnte dort im reizenden Gefilde,
Das schon der Feinde Schwerdt mit Blut bethaut.
Er sieht sie fliehn, gleich einem scheuen Wilde,
Und das Gebet ihn nicht mit Trost erbaut!
„Erlöser!“ ruft sein kämpfendes Vertrauen,
„Laß mich im Bildniß sie erlöset schauen!“

Der Klausner spricht, als er den Sinn erfährt:
„Mit diesem Seelensturm darfst du nicht beten,
„Den Gottes-Feind bestürme so dein Schwerdt,
„Vor Gott muß auch die Angst mit Ruhe treten.
„Die Hofnung dieser Welt hat keinen Werth,
„Kann sie im Dienst des Himmels dich verspäten!
„Das Morgenroth ist blutig aufgegangen,
„Für Gott zu bluten, soll dein Herz verlangen! —“

„O heil'ger Mann, (der junge Ritter ſpricht)
„Bin ich im Heer, und wird das Schwerdt erhoben,
„Gedenk ich auch der Lebens-Hofnung nicht,
„Und glüh', mit meinem Tode Gott zu loben.
„Er läßt uns ſterben für ſein himmliſch Licht,
„Ein ſelbſt errungner Friede lohnt uns droben.
„Doch in der Einſamkeit und dunkler Stille
„Regt ſich im Herzen auch der ird'ſche Wille!"

„Gott wird dein Innerſtes am beſten wiſſen,
„Er hat den Doppelkrieg dir zugeſandt. —
„Und lebte deine Braut; du ſollſt ſie miſſen,
„Daß frey du kämpfeſt für des Glaubens Land." —
So giebt der Klausner ihm das Kreuz zu küſſen,
Und ſegnet ihn mit väterlicher Hand.
Drauf, als ſie ſchon am Fuß des Berges waren,
Was will ſich ſeiner Rückſchau offenbaren.

Er ſieht den Klausner auf des Berges Rand,
Das Morgenroth umglüht die Silberlocken,
Ein Mädchenbild beugt ſich an ſeiner Hand,
Des Ritters Puls macht Freud'- Entſetzen ſtocken!
Eliſa! ruft er, wie vom Blitz entbrannt; —
Da hüllt der Klausner ſie in ihre Locken.
Er will zurück, der Knappe find't es gut,
Ein Wort von oben beugt den trunknen Muth.

„Kehrſt du zurück; zerbrich erſt Lanz und Schwert,
„Zieh aus die Rüſtung, brich den Schild entzwey,
„Worauf das Kreuz des Heilands ſich entehrt,
„Und werde ſo der Ritter-Ordnung frey!
„Sonſt mach' dich erſt durch Gottes-Treue werth
„Zu dieſes Weibes Glauben, Lieb' und Treu.
„Sie hat gelobt, bis eure Fahnen wehen
„Im alten Heiligthum, dich nicht zu ſehen.“

Die Jungfrau wendet sich, doch eine Locke
Von ihrem Haar, in Myrthen fest geschlungen,
Fliegt durch die Luft, wie eine Blüthenflocke;
Sie liegt am Herzen, und es ist bezwungen!
Und ihnen nach ertönt die Klausner-Glocke,
Und wie sie tönt, ist Frieden schon errungen,
Ein Friede, der zu heil'gem Kampf befreyt. —
Das Heer ist wach, und wird zur Schlacht geweiht.

Es schreiten graue Pilger durch die Reihen,
Der Feinde Lästerungen zu erzählen,
Wie Wort und That das Göttlichste entweihen,
Und Noth und Angst die Heil'gen Gottes quälen.
„Eilt," rufen sie, „den Himmel zu befreyen,
„Wer dabey stirbt, kann nicht des Himmels fehlen."
Und während so das ganze Heer sich rüstet,
Fühlt sich der Geist in Todesmuth entrüstet. —

Ein hohes Chriſten-Zeichen, Sonn-entgegen,
Wird aufgebäumt, zu ſchauen in die Ferne,
Es breitet ſeine Arme aus zum Segen,
Gold iſt der Dornenkranz, und glänzt wie Sterne. —
„Der Sterbende blick' dieſem Bild entgegen,
„Umarmen wird's ihn aus der weitſten Ferne,
„Es wird ihn milde durch die Wolken heben,
„Noch vor dem Tod' beginnt ſein Himmels-Leben."

Der Ritter hört die myſtiſchen Geſänge,
Schlägt an ſein Herz, berührt das holde Pfand.
Für Tod und Leben wird die Bruſt zu enge,
Da löſ't Poſaunen-Schall ihr enges Band.
Wie bei der Auferſtehungen Gedränge,
Giebt Tod und Leben jauchzend ſich die Hand.
Die Führer rufen: Auf, in Gottes Namen!
Und tauſendſtimmig wogt des Heeres: Amen!

Ach, es geht die Abendſonne
Hinter'm Kreuze nieder!
Und die goldne Dornen-Krone
Glänzt nicht wieder.
Blut am Himmel, Blut im Thale,
Und des Mondes falbem Strahle
Glänzen auf neu erſiegten Wegen
Mondeszeichen entgegen!

An Stirn und Buſen voller Blut und Wunden,
War ſchon am Mittag in der heiſſen Schlacht
Der tapfre Ritter halb entſeelt gefunden,
Und nach der Waldkapell' zurück gebracht.
Der Eremit hat ſorgſam ihn verbunden,
Sein Lager iſt vor dem Altar gemacht. —
Die Jungfrau kömmt nicht aus der Felſen-Zelle,
Sie bricht den Schwur, blickt ſie in die Kapelle.

Ach ihre Nacht! wer kann die Nacht erzählen!
Du Mutter-Gottes-Bild an ihrem Herzen,
Du ſchwimmſt in Thränen-Perlen, dir verhelen

Sich nicht des Buſens tiefe Liebes-Schmerzen.
Du fühlſt, wie ſich die bangen Pulſe quälen,
Bebſt ihr am Herzen; ſende Troſt dem Herzen! — —
Und o du Himmliſche im Stern-Geſchmeide,
Verklärt im höhern Leid, lohnſt ihrem Leide.

Der Tag erwacht, der Ritter find't ſich wieder,
Wo er gebetet an dem vor'gen Morgen, —
Nur leicht verletzt fühlt er die jungen Glieder,
Drum heben kräftig ſich die Doppelſorgen.
Doch ſein Beruf ſchlägt ſeinen Wunſch danieder,
Er fragt: Sieht noch das heil'ge Kreuz gen Morgen?
Der Knappe zögert, doch der Klausner ſpricht:
„'s liegt umgehaun ſeit frühem Mondenlicht.“

Und ſieh, vom Lager fährt der bleiche Leib
Mit Macht empor, und Geiſt beglüht die Wangen! —
Vergeſſen iſt das ſtill-erſehnte Weib,
Und Pferd und Rüſtung ſind ſein wild Verlangen!

„Hinweg, es ist ein frecher Zeitvertreib,
„Lebt noch die Kraft, um Wunden sich zu bangen.
„Die Führer ruften aus: In Gottes Namen!
„Drauf gilt nur Sieg, nur Tod, — als wahres Amen!“

Er spricht's, — die Wunden sprengen den Verband;
Von neuem strömt das Blut, die Wang' erbleicht,
Das Auge sinkt, es sinken Brust und Hand:
Das höchste Kriegerthum, es ist erreicht! —
Der Glaube that den Sinnen Widerstand,
Mit dem Bewußtseyn erst der Wille weicht!
Gott schaut den Geist, womit die That begonnen,
Hier am Altar ist eine Schlacht gewonnen!

Des andern Tages man die Kunde bringt:
Es habe Noth den Frieden abgeschlossen,
Auf dreyssig lange Jahre ihn bedingt,
Der Christenblut sey hier umsonst geflossen.

Dies Wort zwey Herzen wie ein Schwerdt durchdringt,
Auf Erden iſt ihr Himmelreich geſchloſſen.
„Sie hat gelobt, bis unſre Fahnen wehen
„Im alten Heiligthum, mich nicht zu ſehen!“

Und ſchau', die Locke wird zurück geſandt
Mit ſtummen Schmerz, — mit ſtummen Weh empfangen.
Der Friede hat gelöſ't der Liebe Band,
Wann wird das Herz den Frieden ganz erlangen?
Sie trennen ſich in ein verſchiednes Land,
Da wird aus Erden-Lieb' ein Himmels-Bangen.
Im Himmel ſoll die Siegesfahne wehen,
Dort wird ſich heil'ge Liebe wieder ſehen!

III.
Geiſt der romantiſchen und helleniſchen Kunſt.

1.
Geiſt der helleniſchen Kunſt.

Erd' und Himmel, ihr liegt in Ruh' und freundlicher Klarheit
Vor dem ruhigen Sinn, der tief in das Innerſte blicket. —
Wie in dem hellſten Spiegel des reinen Stromes, ſo ſchauet
Unſer geiſtiges Aug' in die ſtille Tiefe der Schöpfung.
Und wir glauben, den Strom der herrlichen Schöpfung zu kennen,
Denn wir erkennen das Bild, das aus den Tiefen heraufblickt.

Iſt es doch unſer Bild! — Beweget das Bildniß die Welle?
Oder die Welle das Bild? — Wir leben, es lebet die Welle,
Und das Bildniß lebt ein Doppel-Leben von beiden! —
Bilden muß ich das Leben, ſo wie es der Schöpfungen Spiegel
Doppelt mir zeigt, und doch ſanft-klar in ein Ganzes verbunden.

Zwar die hohen Geſtalten aus jener entzückenden Träumung,
Wenn ſich der Himmel, die Welt und Alles, was beide belebet,
Größer und herrlicher noch im ſchweigenden Innern mir darſtellt,
Dieſe kann ich nicht ſpiegeln im Strom des wachen Erfahrens. —
Aber, daß mir ihr Antlitz auch vor dem wachenden Auge,
Daß der herrliche Traum, das freyſte Leben des Innern,

Mir am Tage begegne, in dieſen Strahlen der Sonne
Will ich ſelbſt ihn erſchaffen den Spiegel zu dieſen Geſtalten.
Und es ſollen mir dienen die rohſten und kälteſten Maſſen,
Welche von ſelbſt nicht ſpiegeln, der Stein, wie die Lichte, die Laute! —
Und die Geſtalt des Traums, des freyſten Lebens im Innern,
Soll verbleibend mir daſtehn in dem beharrenden Stoffe!
Wie ich mein Antlitz ſah' im Wiederglanze der Wellen,
Wie ſich regete mein Leben durch Erd' und Himmel, als wären
Glieder ſie meines Leib's, und meinem Freude-Verlangen
Willig ergebne Genoſſen, ſo ſoll in klaren Gebilden
Mir das eigene Werk die Thaten der göttlichen Dichtung

Rein abſpiegeln, und ſeyn zum gedichteten Leben die Schöpfung.
Siehe, dann wach ich und träume mit gleicher Fülle, mit gleicher,
Still beſonnener Kraft, und die Welt iſt mir doppelt vollendet.

2.

Geist der romantischen Kunst.

Zwey weite Ströme sind um mich ergossen,
Der Strom der Welt fließt unter meinen Füssen,
Vom Strom des Himmels ist mein Haupt umflossen,
Ich fühle beide rastlos weiter fließen;
Im Thal des untern — Blumen sind entsprossen,
Im Feld des obern — goldne Sterne sprießen;
Aus grüner Tief' die bunten Blumen winken,
Von blauer Höh' die Sterne freundlich blinken,
Als Braut und Bräutigam sie mich bedünken.

Ein Dämmerlicht, (weiß nicht, woher entsprungen,
Ob Abendglanz, ob früher Morgenschein?)

Hat beide Ströme sanftiglich durchdrungen,
Mir ist, als käm es aus dem Herzen mein.
Und mitzuströmen fühl' ich mich gezwungen,
Doch darf ich oben bald, bald unten seyn.
Des Grundes Blümlein kann ich oft berühren,
Den süßen Duft durchs linde Wasser spüren,
Die Sternlein aber weichen dem Berühren.

Ich möcht' die Blumen zu den Sternen heben,
Sie sollten mich in Einem Bild erquicken!
Vergebens ist das sehnsuchtsvolle Streben,
In Dichtung nur kann die Vereinung glücken.
Drum in der Mitte will ich sehnend schweben,
Und wechseln mit den liebevollen Blicken.
Im Wiederscheine zarter Phantasien
Soll Blum' und Stern in einem Felde blühen,
Und ihre Liebe soll in Tönen glühen.

Bitte.

Guter Leſer, mein Freund, du ſuchſt mir doch die Hellenik
Nicht in Hellas allein? ſucheſt romantiſche Kunſt
Nicht in Ländern allein, wo romantiſcher Glaube regierte? —
Weit iſt des Menſchen Gemüth, frey iſt die ewige Kunſt. —

III.

Ernſt in Reimen über den Reim.

I.
Gereimt und reimlos.

(1795.)

Reimen magſt du Verſchiednes, das Angenehme, das Schöne
Und das Erhabene ſelbſt, leb es nur alſo in dir.
Reimet nicht auch die Muſik den Gottesgeſang und das Tanzlied,
Tönt nicht Baß dem Diskant als ein begleitender Reim?
Soll dir aber der Reim-Vers, ſoll dir der rhytmiſche dienen
Als zwei Farben; ſo merk', dunkel iſt dieſer, und ſtets

Hebet jener in's Licht. Das forgende Denken,
der Zweifel,
Sprechen ſie reimlos; ſpricht munter gereimt
der Entſchluß.
In der Dämmrung wandelt und klanglos der
bangende Kummer,
Hofnung ſchwingt ſich darauf klingend in's
Morgenroth;
Schwermuth düſtert den Himmel des Geiſtes
mit ſchwülem Gewitter,
Unter der Zähren Reim kläret die Wehmuth
ihn auf.

II.

Daſſelbe.

(Noch aus dem Nachlaß Mariens.) *)

Ich fühl' es wohl, der Reim iſt nur zuweilen
Ein Schellenklang für's kindiſche Gehör.
In Reimen tönt und glänzt auch die Natur;
Und lieblich iſt der Streit von Farben und Geſtalten,
Bewegungen und Lauten, wenn der Lenz
Hernieder ſteigt vom friſchen Sonnenhimmel.

Macht zarter die Miene,
Die jugendlich friſchen Sinne,
Liebſt du, und biſt du geliebt;
So hörſt du die Klänge
Der freundlichen Gegengeſänge,
Dies leiſere Echo
Der liebenden jungen Naturen. —

*) Geſchrieben im Jahre 1796.

Und ſollen gefällige Spuren
Von dieſem lieblichen Spiel
Leichter gewinnen
In deines Hörers Sinnen
Ein gleiches Gefühl;
Verſuch' ein Frühlingslied zu ſingen,
Worin die Reime,
Jetzt Blumen, jetzt Bäume,
Jetzt flötender Bäche Schall,
Jetzt Töne der Nachtigall —
Schön in harmoniſcher Buntheit erklingen.

Aber auch du, o ſchreckliche Natur,
Verſchmähſt den Wohllaut nicht von großen Gegentönen,
Und wer im Reim dich ſingt, der ſpielet nicht mit dir:
Aber er fürchtet dich nicht. —
Mit beſonnenem Schauder ſtehen wir ſanft gelehnt
An den Hochaltar
Unſers unſterblichen Weſens,
Und hören den Hymnus der Schöpfung, und ſingen ihn mit,

Wenn er dahertönt
Durch des Himmels Tempelgewölbe,
Verkündend den Namen des guten Geiſtes,
Der mit goldnen Zügen
An der Stirne des Altars glänzt!

Zwei Gewitter ſind im Gegenzuge;
Gleichgemeſſen heben ſie die Schritte
In dem Takt gedehnter Trahäen,
Und verkündend ihre Ankunft grollet
Mit des Waldhorns tiefen langen Tönen.

Über das ſchwüle Thal
Öſtlicher Donner-Hall, —
Und wie mit gezähmtem Grimme
Wiederholt die weſtliche Stimme
Dumpf und gebrochen den Krieges-Schall!

Jetzo begeiſtert
Der kreiſende Sturm
Den prächtigen Wettkampf!
Und der träge Schritt der Elephanten-Wolken
Wandelt ſich ſchnell in das Wogen rauſcher He-
xameter! Alſo

Fluten ſie näher heran und näher die ſchwarzen Gewitter. —
Hymnenſänger Gottes, mit feuerſtrahlenden Fahnen,
Mit den Orgelſchlägen des Donners, der Luft-Poſaune
Schmetterndem Ton, jetzt ſteht ihr auf den bewaldeten Bergen,
Wie auf Kirchen-Emporen, und kräftiger ſchallet der kühne
Wechſelgeſang
über der Thalkluft.

Kurz ſind die Pauſen
In kurzen Trahäen
Folgt dem Strahl
Donnerknall,
Folgt dem Knall
Blitzesſtrahl. —
Die Donner treffen
Einander die Stirne,
Die Blitze ſtrahlen
Einander in den Buſen.
Der Himmel erdröhnt,

Die Erde ſtöhnt,
Die Winde ſauſen,
Die Regen brauſen:
Wird alles ein voller Chorgeſang,
Sturm und Regen ſind Verſe-gang,
Donner und Blitz der Wechſel-Reime Klang.

Doch nicht allein im äuſſern Ohr und Auge,
Geſchärft durch Phantaſie, erſcheinet die Natur
Wie ein Geſang in Verſen und in Reimen.
In unſerm Buſen ſingen die Gefühle
Auf gleiche Weiſe. — Jetzo rieſelt
Durch unſer Herz der ſanften Wehmne Bach,
Umſchattet von Gebüſchen ſtiller Sehnſucht.
Wohllautend folget Well' auf Welle zwar,
Doch ohne Gegenklang und Echo-Spiel.

Jetzt plätſchert hervor aus den dunkeln Gebüſchen
In's ſonnige Feld, und unter die friſchen
Blumen der Seele — mein luſtiger Sinn.
Dahin, dahin! — Weiß nicht, wohin?
Freue mich, daß ich plätſchernd
Unter Blumen und Sonnenſtrahlen bin!

In Reimen ſingt
Der fröhliche Scherz,
In Reimen erklingt
Das hüpfende Herz.

Wir ſpielen als Kinder in ſeligen Tagen
Mit Blumen um Blumen — und Jedes hat Glück!
Wir geben dem Lachen — ein Lachen zurück;
Und was wir auch denken, und was wir auch ſagen,
Neckt Eines das Andre mit freundlichem Blick,
Und ſpiegelt ein Jedes das Andre zurück.

O ſchöne Stunden, wo ein Kindes-Leben
Sich uns erneut im kindlichen Gemüth,
Wo wir vergeſſen, daß wir nicht mehr ſind,
Was wir geweſen; der Erinn'rung Spiegel,
So wie der Hofnung Zauberglas als leicht
Zerbrechliches Geräth für Kinderhände
Bei Seite liegt, und heitre Gegenwart
Uns ganz umfaßt, und ganz die Seele füllt!
Was ſag' ich: Stunden? Flüchtige Minuten,
Wie ſelten ſchwebet ihr auf Taubenflügeln,

Beglänzt vom Morgenroth, durch unſern Himmel!
Wie ſelten rührt eu'r Fittig unſre Stirne,
Und lacht eu'r freundlich Aug' in unſer Auge!

Ach, Erinnrung an entſchwundne Tage
Eines Glückes, das wir ganz genoſſen,
Weil wir noch die Stunden nicht verglichen,
Und die Gegenwart uns heilig war!
Als wir Blumen pflückten, Kränze wanden,
Ohn' zu denken, wo die Blume ſtand,
Wächſt für dieſen Frühling keine friſche,
Und der Kranz fängt zu verwelken an
Unterm Finger, der ihn eben flechtet!
Ach, Erinnrung an entſchwundne Freuden,
Unſre Sommertage machſt du ſchwül.
Und die Schwermuth, die am Horizonte
Des Gemüthes wie ein Nebel ruht,
Kömmt herauf die Hügel, ſpinnt ihr graues Dunkel
Über alle Gipfel unſrer Hofnung.
Dumpf und drückend liegt ein finſtres Wetter
Auf des Geiſtes mattgeſenktem Haupte, —
Lautlos iſt das bangende Gemüth.

Wehmuth, Wehmuth, hebe deine Schwingen!
Gieß Erquickung in die Schwüle nieder!
Schweigen auch der Freude muntre Lieder;
Laß den ſtummen Buſen leiſ' erklingen
Unter deines Regens mildem Falle,
Bis das Wetter auseinander walle,
Und die Seele dann am linden Abend,
Von des Tages Dämpfen ſich erlabend,
Reiner ſchau das Sternen-Firmament,
Das in unſerm eignen Innern brennt!

III.

Jahreszeiten.

Es hat ein jedes Ding in der Welt
Ein andres, das ihm wohlgefällt,
Worin es seinen Spiegel erblickt,
An dessen Leben es sich erquickt,
Das ihm entgegen winkt und nickt.
Und immer muß es ein andres seyn,
Soll sich das eine daran erfreun. —
Der Mondenschein und stille Flut, —
Im Meeres-Spiegel die Sonnen-Glut, —
Die Frühlingsblume, das Morgenlicht, —
Des Jünglings Auge, der Jungfrau Gesicht.

Wir lieben All' in reiner Natur,
Was von uns selber giebt eine Spur,
Was uns verwandt und ähnlich ist,
Wobei man doch seiner selbst vergißt. —
Und wenn das Starke — Schwaches liebt,
Das Schwache dem Starken sich ergiebt;

So ist's nicht Stärke, nicht Schwäch' allein
Was beide bringt in zarten Verein,
Muß noch ein harmonischer Einklang seyn.

Was so die sondern Wesen einet,
Daß eins dem andern lacht und weinet,
Daß sie einander lieben und ehren,
Sich Wonn' und Leben freundlich mehren,
Und durch Genuß sich nicht zerstören, —
Was so die Wesen einander gesellt,
Daß jedes sich besser im andern gefällt,
Das nenn' ich Reim im großen Lied der Welt.

Willst du singen diese Liebe,
Diesen Reim der Schöpfungs-Triebe,
Soll dein Lied ihr Echo klingen,
Mußt du auch in Reimen singen!

Bunt und klingend
Sind die Lieder,
Steigt der holde
Lenz hernieder. —
In den Flüssen
Funkeln Sterne,
Wie in tiefer
Himmels-Ferne,

Blaue Blümchen
Sonder Duft
In das Veilchen-
Blau der Luft,
Und zur Blume ſanfter Morgenröthe
Reimt die Blume auf dem Roſen-Beete.

Viel andern jungen Kindern der Welt
Der Hofnung Farbe wohlgefällt,
Durch Grün und Grün ſich Berg und Thal
geſellt.
Dazwiſchen heben in buntem Licht
Die Blüthen ihr nickend Angeſicht,
Und aus der Grünheit Verſen
Wird auch ein Reimgedicht.

Durchwebt [illegible] der Hain
In ſeinen Gipfeln mit Sonnenſchein,
Durchfloſſen das Dunkel im Hain
Mit der Bäche Mondenſchein.
Es ſchluzet die Quelle, die Nachtigall flötet
darein.

Und ſüße Liebe
Ein Gleichklang zarter Triebe,

Führet und locket Jung und Alt
Zur liebenden Natur in Garten, Thal und Wald.
Es reimen sich Herzen und Herzen
In holder Erinnrung Schmerzen,
In trauter Sehnsucht Schmerzen,
In zärtlich ernsten Scherzen,
Im Duft- und Farbenspiele
Der neu-erblühten Gefühle.
Es reimen sich Seelen und Seelen
In lauter harmonischer Kehlen,
In fragenden Blicken
Voll scheuem Entzücken,
In leisem Händedrücken,
In freundlich geöfneten Lippen, im ersten zärtlichen Gruß,
In erster Umarmung und feurigem Doppel-Kuß.

So schließt das spielende Frühlingslied,
Und mit dem feurigen Kuß erglüht
Die prächtige Hymne der Sommerzeit,
Dem feurigen Leben der Liebe geweiht.

Der Brautſtand iſt vorüber,
Der Sommer iſt Hochzeit,
Ein reiches glänzes Feſt der Vermählung.

Es ſchwingt ſich die Sonne
Höher und höher
Den Himmel hinauf,
Und ſtrahlet wie feurige Leidenſchaft nieder,
Die Ströme kühlen nicht mehr, ſie geben die Strahlen wieder
Mit blendendem Glanz, der glüht in unſerm Blick
Wie tauſend Sonnen, es taumelt das Auge zurück.
Wir trinken gewürzten Wein
Aus ſonnigen Lüften
Voll Düften
In ſchwellende Buſen und Adern ein.
Und üppiger wird der Vermählungs-Tanz
Der Naturen in wildem Feuer und Glanz.

Doch oftmals ſtrömt kühle Flut
Vom überhüllten Sitz der Glut. —
Der dithyrambiſche Tanz

Der allvermählten Naturen
Ruht aus, und trinkt auf glühen Wein,
Auf jene Kelche voll gewürztem Sonnenschein,
Erquickung und stärkendes Labsal
In segensreichem Wasser ein! —

Aber nicht lange! —
Die Pauf' ist geschlossen!
Die Erquickung genossen!
Himmel und Erde glüht mit frischer Pracht!
Noch, Braut und Bräutigam, ist es nicht Nacht!
Das Mahl beginnt! Des Sommers Gerichte
Sind dort die üppig angeschwellten Früchte,
Der feineren Wollust Gebilde,
So glänzend zart und milde,
Wohllüstig für Aug' und Finger und Gaum.
Für leisen Lippen elastischer Flaum,
Für die Zung' ein süßer Nektar-Schaum.

Von neuem erhebt sich der kühne Tanz. —
Zwar sinket die Sonne, doch Feuer und Glanz
Umströmt uns noch ganz! —

Es steigen Gewitter empor,
Die Scene prächtig zu enden.

Es ſchwingen die Wolken in muthigen Händen
Der Blitze Fackel an allen Enden.
Die Hörner und Pauken-Schläge der Luft
Laſſet ſie kräftig hören,
Von den verſchleierten Chören!
Sie jubeln Braut und Bräutigam nach
In's Brautgemach.

Wohin biſt du, o Frühlingslied, verklungen!
Mit Wechſel-Reimen, die wir hell vernahmen?
Die uns, erwartet ſtets, entgegen kamen?
Des Sommers Hymne wird ſo wild geſungen,
Der Reim iſt in dem Sturme oft verklungen,
Ward von den wilden Rhytmen oft verſchlungen,
Oft überſprungen.

„Alſo reimet der Sommer, und alſo werd' er geſungen!
„Die Erde ſchmachtet vor Luſt im Arme des brennenden Himmels,

„Er aber tobet vor Luſt! —
„Sie bebt noch mädchenhaft am Buſen des glühenden Gatten;
„Er, nicht mehr Jüngling, reißt ſie fort mit ſich.
„Sie folgt ihm ſchwach, ſie zittert,
„Es ſinkt der Kranz vom Haupte,
„Doch folgt ſie gern, das ſagt ihr ſchmachtend Auge.
„Und feſtlich tönen die Donner
„Zu jeder ſegnenden Nacht,
„Und um den dunkeln Schleier
„Der duftenden Ehe-Kammer
„Wehen die Hochzeitsfackeln der Blitze! —

„Hier giebts nur wenig Reim und Gegenklang!
„'s ſind wilde ſtürmende Fluthen.
„Schwüle Schatten, tageshelle Gluten,
„Die durch und in einander fluten,
„Das iſt des Sommers Vermählungs-Geſang!
„Singſt du ihn anders, ſo ſingſt du Frühlings-Partien,

„Die freylich auch im linden Sommer blühen,
„Wie denn gar wohl der junge Mann
„Sich noch wie Bräutigam führen kann.“

Alles reimet ſich bis zur Vermählung;
In Vermählung ſchmilzt es in einander,
Eines ſchmachtend, anders wild ergießend.
Aber, neu erwachend aus dem Taumel
Des Genuſſes, ſuchen wir das Schöne.
Alles Schöne iſt ein ſchöner Reim.

Seyd uns gegrüſſet,
Himmel und Erde,
Nach den wilden Feſten
Eurer Vermählung!
Jetzo beſuchen wir euch,
Wie Freunde des Freundes Haus beſuchen,
Nachdem die Gluten des Hochzeittages
In ſanfte Lichter ſich wandeln.

Der Himmel iſt ein froher Gatte,
Ein Vater und gütiger Hausherr,
Die Erd' ein fleiſſiges Weib und eine ſegende
Mutter.
Autumnus und Pomona, Arm in Arm

Wandeln ſie ruhig und heiter
Durch den reichen Familienſtand,
Und grüßen ſegnend
Die Arbeit der Menſchenkinder.

Aus dem kindlich-frohen Liebes-Klange,
In des Frühlings ſpielendem Geſange,
Aus der ditryrambiſch-kühnen Wuth
Im Vermählungstanze bey des Sommers Glut,
Iſt ein Lied geworden, in der Eh' zu ſingen,
Drin die Verſe ruhig wallen, und die Reime heller klingen.

Es dunkeln ſich die goldnen Früchte,
Das Gold der Sonne dunkelt ſich;
Es gelben ſich die Wolken-Lichte,
Das Laub der Bäume gelbet ſich.
Und zwiſchen dieſem gelben Scheine
Der Früchte und Blätter in dem Haine
Schaut klar das Immergrün empor!
Und zwiſchen jenem gelben Scheine
Der Wolken ſchaut des Äthers Reine,
Das ſtille Immerblau hervor.

Des Waldgeflügels volle Lieder
Verſtummen nach und nach!
Der Menſch gewinnt die feſte Stimme wieder,
Wird aus der Taumel-Luſt zum ernſten Leben wach.
Ihn ſtärkt die kühle Luft, er ſieht mit klaren Blicken
Die reiche Schenkung der Natur verbreitet;
Was Lenz und Sommer angedeutet,
Steht in Erfüllen da, und giebt ihm Dank-Entzücken!

Und ohne Schmachten oder Sehnen,
Und ohne bittre Schweiſſes-Thränen
Geht er dahin, und ſammelt munter ein,
Bricht ſeinen Apfel, koſtet ſeinen Wein! —

Von dem fruchterfüllten Garten-Haine
Schallen Lieder zu dem Rebenhügel,
Von dem Hügel zu dem Gartenhaine. —
Und in Mitte auf dem Flutenſpiegel
In dem Zwiſchen-Thal
Reicht der Doppel-Schall
Reichen ſich die Lieder ihre luft'ge Hand,
Geben Küſſe ſich, und ſchallen fröhlich dann ins Land!

Du Frucht, die Leib und Seel erquickt,
Du goldne Traube bist gepflückt.
Vom Himmel ist dein Geist gekommen,
Zum Himmel hebst du Herz und Sinn.
Schon sind die Feuer angeglommen
Danklodernd zu den Sternen hin!
Der volle Mond mit rothen Angesicht
Steigt über'n Wald, und schaut in's Freuden-Licht
Der Rebenhügel selbst begeistert nieder!
Mit Strahlen, wie der goldne Wein,
Blinkt aus der dunkeln Ferne
Das Traubenheer der Sterne,
Vertraulich in die Flammen ein,
Und Himmel an erschallen des Jahres letzte Lieder! —

Unter ihren vollen Tönen
Walkt der Chor hinab in Thal und Flur.
Abschied nimmt er von den holden Scenen,
Abschied von der segnenden Natur.
Immer leiser bei den stillen Hütten
Wird der Ton, und sinniger der Gang;
Und das letzte Paar ist heimgeschritten,
Aus dem Fenster tönt der letzte Klang. —

Wie einſam bleibt zurück die große Bühne!
Der Reim verſtummet in der leeren Welt.
Nachdenkend ernſt beſchaut der hohe Himmel
Die tiefe Erde, ihres Schmucks beraubt.
Sie hat den Kindern alles hingegeben,
Und wünſcht zu ruhn! — Er fühlt die Mutterliebe
Im Vaterherzen nach, und breitet dunkle Wolken
Um ihre Schläfe, legt mit leiſen Händen
Des leicht gewebten Schnees warme Decke
Auf die ermattete Geſtalt, es glänzet
Sein Wappen auf der Decke, tauſend Sterne. —

So ruht ſie denn als ihm geliebte Gattin,
Erholend ſich von Mutterthätigkeit
Und Mutter-Sorge. Holde Träume grüſſen
Die Schlafende. In ihrem Buſen keimet
Ein neues Leben für ein friſches Jahr.

Und jeder still bewegte Keim in ihr
Steigt in der mütterlichen Phantasie
Als Bild der Hofnung, Bild des neuen Lebens,
Des neuen Frühlings auf, und jeden Embrio
Umarmt sie im Schatten ihres Schlafes
Als schon gebornes, wohlgerathnes Kind.

Indessen schaltet der Himmel allein,
Besorgt den ganzen Hausstand der Natur,
Er schaltet ein Mann, ein Herr,
Etwas ungestüm und rauh,
Doch meint er's gut, und seine Herrschaft ist
Voll Weisheit und voll Liebe,
Obwohl Geberd' und Ton nicht Liebe sprechen. —

Wo find' ich jetzt den Reim der Welt?
Wer wagt's, den Winter in Reimen zu singen?
Klingt Alles doch, als ob es feindlich wäre?
Wo nicht; so schweigt es gar! —

Einsam tönet die Glocke vom Thurm, es zerflattern die Laute
In der nebligen Luft, — Echo, dich deckt der Schnee,
Düstre frostige Nacht, du liegst so schwer auf dem Lande,
Wie ein Deckel des Sargs schließet der Himmel die Welt.
Wenige Schritte nur blickt an unserm Lager die Lampe
In die Schatten hinein, scheuen und zitternden Blicks.
Schauerlich wird uns das Ruh'n der eignen Leiche verstinnlicht,
Lebend fühlt man zuvor, was man im Grabe nicht fühlt.
Sehnt sich auch im Frühling das Herz nach freyerem Daseyn,
Sind die Schmerzen doch süß, fließet die Thräne doch lind!
Aber in Nächten des Winters erwacht die erhabnere Sehnsucht
Trocknen Auges, erwacht Sehnsucht der ernsten Vernunft.

Und das Räthsel des Lebens wird räthselhafter im Dunkeln.
Alles findet den Reim, aber der menschliche Geist
Stehet reimlos da mit seinem edelsten Wollen;
Nimmer genügt ihm die That, die er in's Sterbliche wirft.
Und die Ewigkeit kommt bey deiner Lampe vorüber
Als eine düstere Luft, ungestaltet, du siehst
Weder Auge noch Haupt, nur wie eine Hand, die aus Wolken,
Selbst eine Wolke, dir winkt, schattet es über dich hin.
Und du starrest ihm nach, dem Ungebilde, — da dämmert
Immer heller ein Punkt mitten im wolkigen Schwarz.
Sieh', es bilden sich Augen voll Mondeslichte, dir nahet
Grün umstrahlet ein Haupt, nahet ein fragender Blick.
Deine Lampe verlischt im Glanz der hellen Erscheinung,

Und eine Lilienhand rühret dein ſtaunendes Haupt.

„Biſt du würdig, daß dich der Unſterblichkeit Finger berühre?

„Kannſt du mit freyem Blick mir in das Angeſicht ſchaun? —

Und du wageſt zu ſchaun in die reinen himmliſchen Augen;

Freudig erkennend ein Bild, das du auf Erden geliebt!

„Suche die Harmonie der Tugend mit glücklichen Thaten,

„Dieſen himmliſchen Reim ſuch' auf der Erde du nicht.

„Stimme dein Innerſtes nur zu Harmonie mit ſich ſelber,

„Reime dich mit dir ſelbſt, daß du wohlklingend dereinſt

„Eine der Strophen tönſt in der Seligkeiten Geſange!

„Wiſſe, die hohe Natur, welche dich dorten umfängt,

„Giebt uns ein reines Echo des guten Willens zurücke,

„Was dort ſinget der Geiſt, ſiehe, das ſchaffet der Geiſt.“

Freundlich ernſt iſt dieſes Wort geſprochen,
Dann berührt mit ihrem Lilienfinger
Dir die leuchtende Geſtalt das Herz;
Und du ſchlummerſt aus den kühnen Träumen
Des Gedanken-Glaubens ſelig über
In den ſchönen Glauben des Gefühls.

Des Frühlings Harfen-Laut, und ſeine Glokkenſpiele,
Sie klingen jetzt im innerſten Gefühle,
Dahin hat ſich des Reimes Laut geflüchtet,
Die Dichtung der Natur wird in uns umgedichtet.

Das frühe Dunkel langer Nächte ſpreitet
Sich über alle ruhende Geſtalten.
Ein leerer ſchwarzer Plan liegt vor uns ausgebreitet.
Jetzt hat die Phantaſie in eigner Kraft zu walten,
Und ſie beginnt, mit ihren geiſt'gen Strahlen
Dem todten Plan ein Leben aufzumahlen.

Und Lenze, die kein Auge noch geſehn,
In Harmonien, die kein Ohr vernommen,
Läßt ſie hervor aus unſerm Innern gehn,
Sie ſchweben vor uns auf, geſehen und vernommen.

Die Geiſterwelt, gehüllt in klare Düfte,
Bevölkert ſchön die leere Körpernacht,
Und andrer Sonnen ewig milde Lüfte
Wehn in der Seele; Paradieſes-Lieder
In Paradieſes-Zweigen ſind erwacht;
Und lebend wallen Blumen hin und wieder.

Wie viele Reime, die verklungen waren,
Wie viele langgeſchiednen Schweſtertöne
Begrüßen dich nach ſo viel Scheidejahren,
Und himmliſch auferſteht mit ihnen manche Scene
Des frühen Glücks der Freundſchaft und der Treue,
Der erſten Kunſt- der erſten Muſen-Weihe!

Es iſt ſo ernſthaft ſtill vor deinen äußern Sinnen,
Jetzt kannſt du freyen Blick in's Innre ſie gewinnen.

Es ſtört dich nicht im leiſeſten Gefühl
Der äußern Schöpfung Ton- und Farben-Spiel,
Du hörſt dich ſelber rein als Saitenſpiel erklingen,
Und Geiſterſtimmen nur, ſie können mit dir ſingen:

Und lieber Todten Stimme tönt dich an,
Wie ſie im Leben freundlich oft gethan,
Du töneſt wieder in gewohntem Klang,
Dein ganzes Innre wird ein geiſtiger Geſang.

So kömmt herab die Geiſterwelt,
Und ſich mit deinem Geiſt geſellt.
So fühlſt du, wie der Geiſt auf Erden
Schon mag ein Himmelsſänger werden;
Du töneſt Vers und Reim in jenes hohe Lied,
Das einſt mit dir empor zu beſſern Welten zieht!

IV.

Orakel.

Dichtung über das Innre.

Ich trat hervor aus ſtiller Dunkelheit,
Ein Menſchen-Gebilde, aber klein und ſchwach.
Es ſchlug mein Herz, die Glieder regten ſich;
Es hauchte Luft mich an, ich weinte laut;
Mich traf das Licht, ich öfnete die Augen.
Und erſter Lufthauch mit des Weinens Ton
Durchrieſelte mein ungewiſſes Ohr,
Und in des Lichtes bunte Wellen hin
Zerſchwamm der Blick ohnmächtig und betäubt.
Ich wußte nicht, ich konnte kaum empfinden,
Was ich da fühlte, denn mein Leben träumte,
Gewöhnt an Laut- und Strahlen-loſe Nacht,
Noch tief und ſtumm, und alle Bilder floſſen
Zuſammen noch in ungeformte Farben.
Der Lichtſtrahl war nicht Licht, der Laut nicht Laut,
Verſchiedne Reizungen fühlt' ich ohn' Geſtalt.
So traumhaft ward ich inne die Beſchwer
Des fremden Daſeyns, das mich dumpf bedrückte.

Will ich mir jetzo denken, wie es war,
Wie's konnte seyn, da es doch also war,
So wird mein Denken wiederum ein Träumen.
Es kann dem Geist nicht sichtbar sich enthüllen
Wie ihm zu Muthe war, als er noch nicht
sah.

Da ich dies Lied beginne, find' ich mich
Erwacht im unbegreiflichen Bewußtseyn. —
Wie ich erwacht bin, kann ich nimmer sagen,
Ich kann's nur fühlen, wenn die Kunst mir
glückt,
In jenen Traum mich wachend hinzudichten.

Wie nenn' ich dich, du erstes Innewerden,
Du Punkt des heil'gen Lichtes, das sich selber
Noch nicht beleuchtete, sich selber noch
In Dämmrung schwebte, als die Dinge schon,
Worin du einst nur deinen Spiegel fandest,
Von dir erleuchtet waren und gekannt?
Du bist ein Gott, der überm Chaos schwebt.
Du schwebst, doch ist dein stiller Blick verwei-
lend,
Jetzt nur auf einem Punkt der Masse, dann
auf vielen,

Auf tausend dann, — und du enthüllest dich,
Indem dein Blick das Chaos sich enthüllet,
Bis du zuletzt in dich zurückekehrst,
Und wunderbar bekennen mußt: ich habe
Im Chaos eine Welt entdeckt, und habe
Mich selbst entdeckt in diesem fremden Lande.

Wie nenn' ich dich, o Punkt des heil'gen Lichtes,
In jenem größern Wunder, wenn du dämmerst
In's andre Chaos, das kein Spiegel ist
Zu deinen Strahlen, und kein fremdes Land?
Der Strahl wird inne, daß er strahlen kann,
Wird inne, daß die Dunkelheit sein Kern.
Du findest dich mit dir aufs innigste verwandt,
Dein Licht ist Ausgang aus lebend'gem Dunkel,
Vom Dunkel ist's geboren, nicht sein Herrscher,
Sein wundervoller Sohn! — Er soll die Dunkelheit
Verherrlichen durch seine Glorie,
Und doch sie nicht durchstrahlen, nur beleuchten,
Daß sie im Licht erschein' als Dunkelheit,
Als Dunkelheit und als Lichtes Mutter. —

An dieſer heiligen Gebährerin
Darfſt du die kühne, ſtolze Kunſt nicht üben,
Zu forſchen, wie das Weib ihr Kind gebar.
Hinweg den Blick vom heil'gen Mutterſchoße!
Was ſpäter du zum Weibe dir erſehn,
Die Welt der Spieglung deines hohen Weſens,
Dem darfſt allein, dem kannſt du Gatte ſeyn,
Und in Gebährungsſtund Geburtshelfer,
Mit dreiſtem Blick und dreiſter Kunſt, o Licht.

Doch nenn' ich dich, o lichter Sohn der ſtillen
Sinnvollen Dunkelheit, ich nenne dich
Mit höchſtem Namen, nenne dich: Vernunft,
Und deine Mutter nenn' ich: tiefes Leben.
Und beide ſeid ihr Eins geweſen, da
Sie ſchwanger ging mit dir, und ſeid es noch,
Vereint in dem, was ich, mein Leben nenne,
Mein lebend Ich, Zwei-Einigkeit von Sinn
Und Geiſt. Als du mit dumpfem Schmerz
Dich von dem bangen Mutterſchoße löſ'teſt,
Da ward der Schmerz der Löſung mein Bewußtſeyn.
Es unterſchied der Sohn ſich von der Mutter,

Ob wohl sie Eins verblieben, mit den Banden
Der Mutter-Lieb' und Kindes-Lieb' umschlungen.
Die Trennung und die Einung ward zugleich
Im Innersten gefühlt, das war Bewußtseyn!

Den großen Vater, der zum Sohn des Lichtes
Dich werden ließ, den wag' ich nicht zu nennen
Mit Einem Namen! Er muß Licht und Dunkel
In sich vereinen, wie ich selbst sie eine,
Denn er hat Licht erzeugt, — und Dunkelheit
War seine Gattin. — Und die Dunkelheit,
Eh' sie das Licht geboren hatte, war
Gefühl des Lebens; — als der lichte Sohn
Sie überglänzte, ohne sie zu tödten,
Ward sie Empfindung. Also fühlt die Mutter
Zum unbekannten Kind in ihrem Busen
Ihr Herz geneigt mit dunkler Sehnsucht, doch
Die rechte Liebe wird erst dann empfunden,
Wann es hervorgeht, an der Brust ihr liegt,
Mit klarem Aug' in ihre Augen schaut.

So hab' ich wachend mir den Traum gedichtet,
Den ich im Wachen nicht erleben kann.

Laßt uns ihn heilig halten solchen Traum.
Was ihr im Wachen davon sagen könnt,
In jener Nüchternheit, die ohne Sinn
Das Leben doch als Sinnung zeichnen will,
Auch das ist Traum — nur nicht poetischer,
Ist kalte Tollheit, — die sich wohl begreift,
Doch nicht versteht, am wenigsten vermag
Ein lebenreicher Mensch sie inn' zu werden.

Und sieh, das Licht ging in die Welt hinaus,
Und spiegelte sich drin auf tausend Arten,
Und sammelte sich Bilder mancher Form,
Und strahlte bunt zurück in's heil'ge Dunkel.
Das heil'ge Dunkel regte sich, wie immer,
Gestaltlos fort, gleich einem düstern Strom,
Auf den ein ungewisses Mondenlicht
Durch hohe Bäume seine Strahlen wirft.
Die Welle bleibet düster, wie sie war,
Doch greift das Licht nach ihr, und will sie halten,

Und wie das Licht sein eignes Bild erfaßt
Auf jeder Welle, scheinet's ihm, es habe
Die Welle selbst erfaßt: sie aber rollt
Dahin, und tönt vermischt mit ihren Schwe-
stern.
Und wie das Licht die Well' im Licht erblickt,
So mahlt es sich den Strom. Das dunkle
Leben
Voll wunderbarer Tönung, soll erscheinen
In lichten Zeichen, daß man sich erinnre
Bei dem Gedankenbild, Gedankenwort
An's Undenkbare, was in seinem Wesen,
In seiner vollen Kraft wir nur empfanden.
Wir möchten ordnen die verschlungnen Töne
Nach jenen Bildern; jene Zauberzeichen
Sie sollen neu erwecken Ton und Regung
Des bilderlosen, unsichtbaren Lebens:
Begriffe sollen Unbegrifflich's wecken.
Dies übte die Vernunft, das heil'ge Licht,
Als sie vom dunkeln Leben sich gesondert,
Und ihrer mannigfachen Übung Namen
War mir noch unbekannt. Jetzt nenn' ich jene,
Wenn in Gestalten und in sondre Farben
Das allgemeine Lichte sich erbildet,

Einbildungskraft, — daß ich mit diesen Bildern
Die Töne des Gefühls beleuchten möchte,
Anschauungstrieb, (die Sprach' erlaubt mir nicht,
Einschauungstrieb zu sagen,) — daß ich gar
In diesen Bildern das Lebendige,
Die tausend Regungen des dunkeln Lebens
Zu fassen wag' in einen Umriß, der
Beharren soll, — das Wagniß der Begreifung,
Und dich, du unermüdet Streben, durch Begriffe,
Durch jene Bilder und Gestaltungen
An's bilderlose Leben zu erinnern,
Verstand. — Die Namen waren längst bereitet;
Die Deutung, die mir innerlich entspräche,
Mußt' ich errathen erst aus meinem Innern.

Doch alle diese Übungen des Lichts
Was macht sie wahr? wie kann das Bild mir gelten
Als Zeichen bilderloser Thätigkeit?

Wie kann die Bilderformung, das Erzeugen
Des Neuen in der Sphäre des Begrifs
Mich ahnen laſſen, daß ein Neues auch
Im Unbegreiflichen ſich als bezeichnet
Zu ihm geſellen werde? Namen find' ich
Für dieſe Wahrheit, Urtheilskraft und Schluß-
kraft.
Sie ſind ein heiliger Inſtinkt, der lichte Geiſt
Der dunkeln Sinnung, und der dunkle Sinn
Des lichten Geiſtes, ſind der Übergang,
Sind der Verbindungspunkt von Licht und
Dunkel.
Ich wage, zu begreifen, zu verſtehn
Durch jene Kräfte nur, die ich nicht meſſe.

Doch alles iſt in meinem Ich verbunden,
Die Sinnung und der Geiſt, das Licht und
Dunkel,
All' ihre tauſendfachen Regungen,
Und alle Formen ihrer Thätigkeit.

Das Fühlen iſt ein Leben, das Em-
pfinden, —

Das Denken ſelbſt, (der Umſatz der Begriffe,)
Nur iſt Gefühl an ſich der Kern des Lebens,
Empfindung iſt Gefühl, das ich anſchaue,
Und Denken iſt ein Ordnen der Empfindung
In Bildern der Anſchauung. — Was im Anſchaun,
(Dem Trieb', das Dunkele zu beleuchten,) was im Denken,
(Der Kunſt des leichten Überſchauens des Anſchauens,)
Lebendig iſt, iſt wiederum Gefühl.
Ich kann das Lebende des Schauens und Denkens
Nicht ſchaun, nicht denken. Beides muß mir erſt
Im Dunkeln wahr ſein, eh' ich ſagen kann,
Mein Schaun und Denken iſt lebendig wahr.
Des Denkens Leben nenn' ich Geiſt, — das Leben
Des innerſten Gefühles nenn' ich Sinn.

Der Geist ist sublimirter Sinn, und ohne Sinn
Ist auch das feinste Denken ohne Geist.
Von aller Geistes-Wahrheit bleibt die Probe
Der Sinn; der dunkle Sinn — des Lichtes Probe!
Das Licht muß Dunkelheit verosfenbaren
Als Dunkelheit, dann ist im Geist ein Sinn! —

So bin ich Einigkeit in meinem Leben,
Denn alles ist in meinem Ich verbunden,
Als Mutter und als Sohn, als Sohn und Enkel!

Ein Sohn der Wittwe, (du Vernunft bist Sohn,
Du dunkles Leben bist die hel'ge Wittwe,
Die nach der Schwangerschaft erst inne ward,
Daß sie ein Gott beschlief, den sie nicht kennt,)
Ein Sohn der Wittwe, — Mutter jenes Sohns,
Bin ich der Hausstand, den sie Beide führen,
Ihr Leben mit einander, zu einander,
In Lieb' und Gegenlieb' das ist mein Ich.

„Was willſt du jetzt, o Mutter?“ — „Sohn,
was meinſt du?“ —
So gehn umher die wunderſamen Fragen
In meinem Ich, vom lichten Saal des Sohns
In's dunkle Kämmerlein der gattenloſen
Geheimen Wittwe? — Und die Enkel ſpielen
Und die Urenkel in dem Saal umher,
Die muntre Phantaſie, das dreiſte Kind,
Die ernſte Urtheils-Kraft, die ſtolze Schluß-
kraft,
Das ſtille Anſchaun in der Dämmrungs-Ecke,
Der kühnliche Begriff, — der freundliche Ver-
ſtand,
Der jüngſte zwar, doch der verſöhnlichſte,
Der alle gern verſöhnen möchte, und
Am meiſten ſie verſöhnt, der Wittwe Liebling!
„Daß dieſes Kind von dir entſproſſen möge,“
So ſpricht ſie oft zum lichten Sohn, Vernunft,
„Hab' ich gefleht in meiner Schwangerſchaft.
„Gieb mir das Einungskind an dieſen Buſen!
„Bin ich doch ſeiner Väter, ſeiner Mutter
„Herzliche Mutter, wenn auch blind und hü-
ſter.
„Das Sehen ſoll die Blindheit nur verkünden,

„Das Licht den Herzens-Schlag des Dunkeln nur.
„Das will mein Liebling, darum lieb' ich ihn!
„Bin ich es doch allein, allein, allein,
„Was unsern Hausstand mit den tausend andern
„Hausständen einigt, die ihr Menschen nennt,
„Die zu uns rufen, wie zu ihnen wir:
„Wir wollen Menschheit, Menschheit, Menschheit seyn,
„Gebt uns bei gleichem Sinn die treue Hand!
„Laß mich, o Sohn, laß mich den holden Enkel,
„Den freundlichen Verstand, mit allen Künsten,
„Die er gelernt von seinen Ältern hat,
„(Den allzukühnen oder blöden Ältern!)
„Laß mich ihn drücken an den dunkeln Busen!
„Ich send' ihn aus, mit diesem heil'gen Kuß
„Von mir gesegnet, daß er Einung stifte
„Im ewig regen, dennoch gleichen Sinn
„Der Menschen all, die ihm begegnen mögen.
„Er soll sie grüssen die geheimen Wittwen
„In allen Seelen, die der Wittwe schonen,
„Der heil'gen dunkeln Mutter ihres Thuns!

„ Derselbe unbekannte Gott hat sie
„ Und mich geschwängert, daß wir Licht gebahren;
„ Das Friedenskind soll Gruß und Bothschaft bringen
„ Den tausend Müttern von der einen Mutter! “

So redet sie in Tönen ohne Sprache,
Und die Vernunft beruhiget ihr Sehnen,
Und spricht, ich will es thun, was du gebeutst.

So bin ich Einigkeit in meiner Seele,
Ein friedlicher Familienstand der Kräfte,
Der Trieb' und Wünsche! Die Vernunft regiert,
Der dunkle Sinn gebeut, wie sie regiere.
Ich trenne nur, daß ich vereinen möge,
Ich kann und will nicht Eins seyn, aber Einung.

Ja, Einung, Einung ist der Scheidung Ziel,
Und doch, wie oft hat die Vernunft vergessen
Der dunkeln Mutter der geheimen Wittwe
Im Kämmerlein, und die Orakelweisheit
Der augenlosen Pythia verkannt. —

Es iſt des Menſchen wunderbares Schickſal,
Sich ſelber feind zu werden durch ein Spiel.
Iſt alle Scheidung durch Begriffe doch
Ein leeres Spiel, wenn nicht der heil'ge Ernſt
Des Unbegreiflichen ſie heilig macht.
So weiß der kenntnißreiche Muſiker
Die Töne zu berechnen und zu ordnen
Nach ſolcher Rechnung: aber fehlt ihr Sinn;
Er bringt hervor ein Rechenſtück von Tönen,
Die nicht verkündigen ein volles Leben;
Er ſetzet Formen um, doch ohne Inhalt. —
Unmuſikaliſch bleibet die Muſik,
Unphiloſophiſch die Philoſophie,
Die nur mit Zeichen ſpielen ſonder Achtung
Für das Bezeichnete, der Zeichen Werth! —
Auch ſie verkünden zwar ein innres Leben,
Nur iſt's ein halbes, ein getrenntes nur,
Das ſie in kaltem Wahn für's Ganze nehmen.

Vernunft will dann allein den Hausſtand führen,
Nicht Mitregent des dunkeln Lebens ſeyn,
Nicht lichter Sohn der heil'gen Dunkelheit, —

Will König seyn, Erzieher, ja Zuchtmeister;
Es treibt das Licht mit seinen eignen Formen
Buhlschaft. — Die muntre, rege Phantasie
Soll ihm allein nur dienen, ihre Augen
Ein fester Spiegel seyn für seine Strahlen;
Nicht darf sie freundlich dreist der heil'gen Wittwe,
Der trauten Mutter blindes Angesicht
Beglänzen, daß der sanfte Wiederglanz
Wie Augen schimmre zu den Kindern her. —
Das stille Anschaun, das die Dämmrung liebt,
Das nur im Dämmerlichte sehen kann, soll gerade
Zur Sonne schauen, mög' es auch erblöden. —
Und du, Verstand, der Wittwe Lieblings-Enkel,
Sollst die Verlassene im Kämmerlein
Vergessen und versäumen; sollst kein Friedens-Stifter,
Ein Mehrer alles Streites sollst du werden.

So ward ich einst mir selber innig feind,
Mit Lichtesformen spielend ohne Sinn.
Was ich durch alles Denken mir erspielte,
War blos Gedanken-Wahrheit, innerlich

Im tiefſten Herzen war es eine Lüge!
Es ward die Dunkelheit von mir verachtet,
Was ich von ihren heil'gen Regungen,
Von ihren Tönen, als Geſtalt nicht ſah,
Von ihrem Leben als Begrif nicht faßte,
(Ein wunderbares Blendwerk!) ſollte mir
Als Leben gar nicht gelten, ſollte ſchweigen,
Und ſchwieg doch nicht! —
Und ich entfloh mir ſelbſt.
Ach, was entfloh, war nur ein halbes Ich,
Die andre Hälfte blieb zurück, und doch
An jenen unſichtbaren Nerven hing
Das Fliehende am Bleibenden gefeſſelt.

Ich hätte mich im Lichte gern geſehn;
Mich in Gedanken, in Begriffes-Spiel
Gern ganz durchleuchtet, — und ich ſchied, und
einte
Auf tauſend Art die Zeichen, doch ſie blieben
In aller Ordnung ohne Kraft und Leben,
Das Spiel des Denkens wollte nimmermehr
Ein ganzes Leben werden, nimmermehr
Das volle rege Daſein nacherbilden.

Was fehlt dem Bilde, daß es nicht mein Freund?
Mein Ich nicht ist? — Ich hab' es doch so treu
Mit Licht gezeichnet! — „O du müßtest
„Mit Licht und Dunkel zeichnen, volles Leben
„Durch bloßes Denken schaffen, könntest du
„Das Bild dir gelten lassen für dein Leben!
„Kannst du das Leben in die Zeichnung nicht
„Einfühlen; traun, so siehst du Farben nur
„Und Linien, und solltest drob erbeben,
„Daß dieser Tod will seyn des Lebens Bild.

„Daß nicht du bebest, wirkt der unsichtbare
„Verbindungsnerv, er strömet Tönungen
„Des innersten Gefühls in deine Farben,
„Und Linien sind — Bewegung! — Kurz, du lebst
„Die rege warme Dunkelheit hinein
„In's lichte, kalte Zeichenwerk des Denkens.“

Ich hörte diese Red' aus tiefem Innern.
„— Sprichst du es, augenlose Pythia?
„Und redest doch von Bildern und vom Sehen? —

„Das macht mich irre, läßt mich Täuschung ahnen!
„Ich muß noch weiter, muß noch höher steigen
„In's kalte Licht, wo ihre Stimme schweigt,
„Dann werd ich rein erkennen, was ich bin.“
„Gehört die Wittwe denn zu meinem Hausstand?
„Ist die Vernunft ihr Kind, so soll das Kind
„Doch größer werden, als die Mutter war.
„Vernunft ist sich genug! — Bedauern wohl
„Verdient der dunkle Sinn, doch Achtung nicht.
„Soll sich Vernunft die Augen selbst ausstechen? —
„Was ich auch finden mag, ich kann mit Licht,
„Mit kaltem Licht es ruhig überleuchten! —
„Ja, reiß dich los von deiner Nabelschnur,
„O lichter Sohn der scheuen Dunkelheit!
„Dein bin ich! du bist Ich! mein sehend Ich!
„Mein wahres Ich allein! — Der Boden nährt
„Die Wurzel nur, die Blume steigt zur Sonne!“ —

So strebt' ich fort, vom warmen Licht zum
kalten.
Je kälter, desto reiner, desto heller.
Auf einer kühnen Höhe fern vom Sinn
Stand jetzt der nackte Geist, (er wähnt' sich
nackt!)
Und sah' hinab — Was sah' er? — Weh,
mein Ich,
Das Ich, wovon der nackte Geist — der Geist
war, —
Aus dieser Kält' herab war's eine Leiche,
War's eine Todtengruft, worin der Wind
(Woher hauchst du, o Wind?) — der grau-
se Athem
Des sinnenlosen Universums, bald
Die Asche regte, bald die Leichentücher.

Ja, eine Leiche schien die Mutter ihm,
Und eine Leiche war sie schon gewesen,
Als sie ihn selber erst gebähren sollte!
Entsetzen faßt den sinnenlosen Geist,
(Wenn sich ein nackter Geist entsetzen kann,)
„Was bin denn ich? — Bin ich der Leiche
Duft? —

„Dann spielet auch mit mir der Wind des All!
„Der Leiche Staub muß sich dem Winde fügen,
„Der Leiche Duft wird anders nicht beherrscht.“

Meint ihr, es hab' der sinnenlose Geist
Sich so entsetzt? — Gedanken sind Gedanken!
Herzlos Erkenntniß, sinnenlose Wahrheit,
Was giebt's da zu entsetzen? — Schwindel giebt's
Ein Denken in's Nicht-Leben! — — Daß ich dennoch
Erzittern mußte, schaudern, ja verfluchen
Gefühl als Leiche, — Geist als Leichenduft, —
Das war nicht nackter Geist, nicht Denkens-Werk,
Noch immer war's der unsichtbare Nerv,
Der meinen Geist und meinen Sinn verband.
Die Dehnung war zu straff; er mußte reissen,
Stieg's höher noch; der herbe Schmerz durchdrang
Das ganze Leben. „Ja, ich leb', ich lebe!“
Schrie laut der Sinn, „Geist, sey mein Mörder nicht!“

An dieſem furchtbar'n Todes-Abgrund, dieſem
Verzweiflungs-Punkt des untrennbaren Ich
Grif ein das dunkle Leben in das helle,
Und hielt es an mit fürchterlicher Kraft.
Mit fürchterlicher Kraft hielt feſt die Mutter
Den überſtolzen Sohn in ſeinem Schwindel,
Sie muß ihn retten, muß ſich ſelber retten,
Mein lebend Ich, das ihn und ſie verbindet,
Von Froſtes-Flammen — von der Hölle Licht!

Und wem die Mutter alſo mütterlich
Durchgreift, dann kehrt die alte Achtung wieder,
Die alte Liebe wieder, — Geiſt und Sinn
Umarmen ſich, die Trennungswunde heilt,
Und der verwegne Sohn mit heil'ger Scheu,
Hört an die Mutter, will ſie gern verſtehn.

„Von dieſer höchſten Höh', (Gedanken-Wahrheit,)
„Von dieſer höchſten Höh' ſollſt du zurück! —
„Dem vollen Ich, dem licht- und dunkeln Hauſe,
„Das wahres Ich iſt, — Kundſchaft nur zu bringen:

„Wie weit das volle Ich ſich breiten darf,
„Dazu biſt du geſendet in die Fremde.

„Das Räthſel liegt! — Willſt du erfragen: wie
„Die Dunkelheit in's Licht hinfragen könne?
„Beſinne dich! Ich bin ja deine Mutter,
„Ganz dunkel iſt's in meinem Buſen nicht:
„Ein Fünkchen dämmert in der Tiefe mir,
„Wo einſt du lageſt. — Du biſt ja mein Sohn,
„Nicht ganz ein reines Licht, — (das lebet nirgend!) —
„Vom warmen Dunkel trägſt du einen Punkt,
„Die Mutter-Gabe, in dem Strahlen-Kern:
„Der Punkt läßt uns nicht ſcheiden, läſſet dich,
„So hoch du ſteigen magſt, nicht ruhig ſeyn,
„Daß du im Ernſte zu dir ſprechen kannſt,
„Du ſeyſt ein volles Ich, ein ganzes Leben.

„So kehre wieder zu dem alten Hausſtand;
„Du haſt das Wagſtück einmal nun gewagt,

„Haſt deine Kraft gemeſſen! Kehre wieder,
„Ich bin dein Herz, du ſollſt mein Auge ſeyn!
„Du ſchauſt und bildeſt, und ich töne drein.
„Von Hell' und Dunkel miſchen ſich Geſtalten,
„Und Farb' und Töne in einander walten,
„Geiſt und Gefühl in ächte Poeſie.
„Wir leben dann in ſtolzer Harmonie,
„Und Welt und Himmel ſpiegeln ſie!“

Verſtand und Sinn der Sprache.

Was will die Sprache? Hat ſie eignen Werth
Als Laut, als Buchſtab? — Laut und Buchſtab iſt
Dem Ohre lieblich etwa anzuhören,
Und bunt und zierlich etwa für das Auge.

Gedanken wollen ſie darſtellen? Sind Gedanken
Zu hören und zu ſehn mit Ohr und Auge?
Sie leben zwar in dir als Form und Bild,
Doch lebensleer, ſich ſelbſt auch unbegreiflich.
Und wären ſie in Tönen zu bezeichnen,
In Lettern abzubilden, — willſt du nur
Gedankenſpiele treiben, wenn du redeſt?
Verlangſt du nicht, das wunderbare Weſen
Der innigſten Gefühle zu verkünden?

Du kannſt Gefühl nicht denken, mußt es leben,
Wie kann nun gar der Buchſtab' Leben athmen?

Sieh, der Gedanke iſt die erſte Sprache.
Er ſondert aus dem heil'gen Chaos ſich
Der Kräfte des Gemüths, wo Geiſt und Sinn,
Gedank, Anſchauung und Gefühl ſich einen, —
Will eine Schöpfung formen aus dem Chaos,
Und wie er zuſchaut, findet er's gebildet.
Er iſt nur Licht, die Bildung zu enthüllen,
Das heil'ge Chaos war ſchon eine Welt.

So ungeheu'r die regen Maſſen wogten,
(Des Lebens tief verſchmolzne Elemente.)
Der Geiſt des Herrn, das mächtige Bewußtſeyn,
Es ſchwebte drüber, und regierte ſie,
Eh' des Gedankens Tageslicht erſchienen.

Und ſieh, das Licht giebt Schatten, wo es hinſtrahlt
Wird's helle zwar, doch auch geſondert. Scharf
Durch Licht und Schatten des Begriffs geſchieden,

Siehst du dein Innres, wie in tausend Theile
Zerlegt, und fühlst doch in der Dunkelheit
Des tiefen Sinnes, daß sich Alles bindet,
Und wie sich's binde, sey nicht zu beleuchten.

Ja, der Gedanke will sein volles Recht,
Er ist auch Leben im Lebendigen,
Ein innres Sehn, und muß als Sehen gelten,
Nur darf er nicht das Hören — sehen wollen,
Das Fühlen nicht, kurz nicht das Unsichtbare,
Um dessen Daseyn uns gewiß zu machen. —
Es wäre nicht gewiß, würd' es gesehn. —

Und schau, des Denkens Auge wendet sich
Ums heil'ge Chaos unsrer innern Welt,
Wie um die Erde sich die Sonne dreht.
Es sieht Bewegung hie und da, und sieht
Die kühnen Massen, nach des Lichtes Schein,
So weit es reicht, — bald so geformt, bald anders.
Du wähnst Lebendiges im Formen-Wechsel,
Doch frägst du wunderbar hinab in's Chaos:

Fühlſt du die Formen? ſpricht die Dunkelheit:
Ich rege mich, und manigfaltig iſt's,
Wie ich mich rege! — Dann erſinkt das Licht
In Dunkelheit, und Dunkelheit wird Dämmrung,
Und drinnen ſchwebt das göttliche Bewußtſeyn,
Das Leben zu belehren über's Leben.
Und der Gedanke, in Gefühl verſchwommen,
Vernimmt im Traume, wie ſich Form und Kraft,
Und Bild und Regung wunderbar begrüſſen.
Und wenn er aufwacht, neu empor zu ſteigen,
Bleibt ihm Erinnrung der geheimen Kunde,
Und ob er blos nur ſähe, ahnt er doch
Zur Form die Kraft, zum Bild die inn're Regung.
Das Leben dämmert in Geſtaltung auf,
Doch was in Denkens-Formen jetzt ſich ſcheidet,
Wird auch gefaßt als Ungeſchiedenes.
Wir ſchaun den Strom mit tauſendfachen Wogen,
Und jede Woge iſt ein lebend Glied,
Und welche Woge einzeln du berührſt,
Sie glänzt und bebt, und inne wirds der Strom.

So ſteht die Denkkraft als Verſtand
am Himmel
Des ſtillen Hauptes, du verſtehſt dich ſelbſt,
Das heißt: du kannſt das wunderbare Leben
In einzelnen Momenten ſeiner Regung
Von neuem wecken, kannſt es nach erfahren,
Von Bildern blos und Formen leicht berührt.
Und neue Ordnung des Gedankens wird
Auch neue Ordnung der Gefühle wecken,
Wofern der Wink des göttlichen Bewußtſeyns
In der Vermählungsſtund von Licht und Dun-
kel
Dir heilig blieb bei dieſen Licht-Verſuchen,
Wo nicht, ſo wirſt du Form mit Formen wech-
ſeln,
Und ohne Sinn wird der Gedanke ſterben.

Doch jene hohe Kunſt der innern Sprache
Sie will nach Auſſen herrſchen in die Welt,
Das inn're Leben möchte gern ſich ſpiegeln
In allem Stoff, der bildungsfähig iſt,
Und will vereinen gleichgeſchaffne Weſen.
Sich zu verkünden greift es kühn umher
Nach Licht und Laut in aller Körperwelt,

Und aus der innern wird die äuſſ're Sprache,
Was wir verſtanden haben in uns ſelbſt,
Es ſoll verſtändlich werden auch in Andern,
Nicht daß es nur verſtändlich ſei gedacht,
Nein, daß die Strahlen der bewegten Bilder
Auf der verborgnen Saite fremder Herzen,
Wie einſt der Sonnenſtrahl auf Memnons Säule,
Harmoniſch ſpiele, Sympathie erweckend.

Bedenk' es wohl, der Buchſtab' aller Kunſt,
Den du mit Augen ſiehſt, mit Ohren hörſt,
Iſt er von einer Menſchen-Hand und Lippe
An dich gerichtet; ſein Begehr iſt doppelt:
Du ſollſt verſtehn, dann ſollſt du inne werden.

Was todt iſt an ſich ſelbſt, wie Strahl und Laut,
Kann durch ſich ſelbſt das Leben nicht bedeuten.
Des Lebens Tiefe iſt von Sehen, Hören
Und Fühlen — der geheime Mittelpunkt,
Der ſich als Punkt wie Eins, — als Radien-Ausgang

Wie Vielheit inne wird; und wer ſie anregt
Die Radien, — er will nicht ſie allein,
Er will den Punkt bewegen. — Dies Bewegen,
Es iſt der Sinn von dem Verſtandenen,
Und ohne dieſen Sinn iſt das Verſtehn
Ein Zeitvertreib für müſſige Gedanken.

Schau an die Philoſophen! Viele zwar
Verſtehn einander nicht, doch andre (ſcheint's)
Begreifen wohl die Rede ihres Gleichen,
Und faſſen richtig das gewählte Bild:
Doch gilt es ihnen als Gedanke nur.
Sie können oder wollen etwa nicht
Zum klaren Denken erſt den dunkeln Sinn
Aufleben laſſen, haben längſt vergeſſen
Den heil'gen Wink des göttlichen Bewußtſeyns
In der Vermählungsſtund' von Licht und Dunkel.

Und wahrlich, ob auch Wille, Müh' und Fleiß
Den Redner und den Hörer gleich beſeelten,
Verſtehn durch alle Sprache bleibt ein Wagniß,
Und Innewerden — glückliche Errathung!

Dennoch müſſen wir reden, und müſſen hören, und können
Sonſt nicht verſuchen das Glück menſchlicher Sympathie.
Aber aus heil'gem Inſtinkt erzeugt ſich der göttliche Glaube:
Sprich es ſinnig, dein Wort; und dich begrüſſet ein Sinn! —

Sinn, Geiſt, Wort. — Wiſſenſchaft, Kunſt.

1.

Geiſt und Sinn.

Geiſt iſt Sondrung, du willſt im Gedanken das Leben erfaſſen;
Sinn iſt Einung, du fühlſt Form und Bewegung zugleich! —

2.

Wort.

Bleibe bei'm Worte nicht ſtehn! O wahrlich, du ſtehſt noch bei'm Worte,
Wenn du der Arithmetik todter Begriffe vertrauſt.

3.

Einung durch Kunst.

Wie doch einigt die Kunst, was Philosophiren getrennt hat?
Deutlich will sie nicht seyn, so ist das Räthsel gelöst!

4.

Anmerkung.

Willst du dies Epigram zu Spott auf das Büchlein verkehren?
Hast du es sinnlos gefaßt, nun so verkehre den Sinn!! —

Univ. Bibl. München

5.

Doktor Faust.

(Von Göthe.)

Was begehrtest du, Faust? Ein solcher Doktor ist selten! —
Regt sich Lebendiges noch hier in der Gruft des Systems?

Ehrlicher, redlicher Mensch, du willst in todten Gedanken
Gern erfahren, wie sich Leben lebendig umschlinget?
In der Secirungskunst, da soll das Leben dir aufgehn,
Aus dem zerschnittenen Nerv steigen der einige Geist?
Hättest du ruhig beharrt, den Tod zu zeigen im Todten,
Wäre der Teufel nicht über dich kommen, o Freund!
Und du lebtest verrückt, und triebst mit englischer Liebe
Teuflische Künste! — — Doch sieh, Tod und der Teufel sind Eins. —
Laß sich erheben dein Geist zum lebendigen Schauen des Lebens,
Dann weicht Satan, — du liegst Gott und dem Leben im Arm!

6.

Philosophien und Philosophie.

Wie es den Philosophien ergehen wird? Freunde sie gehen
Um die Philosophie, diese doch dreht sich um sich.

7.

Philosophie und Kunst.

Freunde, kennt ihr schon unsterbliche Philosophien?
Wort' und Begriffe, wie oft hat sie der Denker getäuscht,
Aber unsterbliche Werke der Kunst, die werdet ihr kennen,
Sehet, lebendige Kraft spricht zum lebendigen Sinn!

8.

Fortsetzung.

Freunde, kennt ihr schon unsterbliche Philosophien?
Lebt Aristoteles noch? hat er auch jemals gelebt?
Seine Kategorien, als Denkens-Mumien, liegen
Unter Gebeinen sie in dem Historien-Saal.
Seine Tugend-Gedanken versuchte neulich Jakobi
Aufzuerwecken, er sprach manches lebendige Wort.
Und sie regten sich schon, von frischem Oden berühret,
Aber ein anderer Geist wieß sie — als — Geister zurück!
Seine Poetik? Ach, wie viele der neuen Kritiken
Singen über ihr Grab, starben und ruhen mit ihr.
Keine Philosophie sitzt ruhig da auf dem Lehnstuhl.

Sitzet die Gegnerin noch muthig auf ähnlichem Thron.
So nicht Werke der Kunst! Noch lebt der alte Homeros,
Jugendlich spricht er uns noch in die hellenische Brust.
Tausend Kritiken sind zu seiner Rechten gefallen,
Und die Gegnerin droht lebend zur Linken ihm noch!
Sie, die romantische Kunst, bedroht mit traulicher Schwermuth
Dich hellenische, du lächelst ihr freundlich in's Aug'.
Unter den Zank-Gebilden der geistlich- und weltlichen Lehren
Schlosset ihr ewigen Bund in dem befreyten Gemüth.
Viele Bischöfe Roms verehrten Homeros und Dante,
Standen entzückt vor Apoll, wie vor Mariens Gesicht.
Hat sich romantische Kunst mit hellenischer jemals gezanket?

Nimmer, ſie achteten ſich ewig im dichtenden Geiſt.
Nährende Mutter blieb die helleniſche, ob auch die Tochter
Huld'gend dem Bräutigam, hoffende Schwermuth befiel.
Schienen ſie dennoch zu zanken, ſo war's in engen Gemüthern,
Eigen ſprachen ſie nicht, ſondern es ſprach die Kritik,
Theoret'ſche Kritik, geboren von frecher Begreifung,
Welche die Schöpfungen will zügeln durch tödtendes Wort.
„Aber du zürneſt! Was ſoll die Zürnung? ſind die Verbrechen
„Nicht bewieſen, und nicht rechtlicher Weiſe geſtellt? —
„Viel noch müßteſt du reden, ſie rechtlicher Weiſe zu ſtellen,
„Gründlichkeit ſuchet man auch nicht in der Diſtichen-Form!“
Tiefe ſollet ihr ſuchen, das hab' ich gemeint! und ihr findet

Nicht mit dem Lothe den Grund! — Füh-
let den Grund ohne Bley!
Kürzlich end' ein Exempel! Als Fichte ſchrieb die erprobte:
Offenbarungs-Kritik, dacht' er, wie jetzo er denkt? —
Aber uns dichtet der Göthe den Fauſt, und dichtet den Hermann,
Beides lebet ihm zu, beides belebet auch uns!
Was von Göthe zuerſt (ob ſpät auch) ſtirbet? — Die Pfeiler,
Die er lebendiger Kunſt in Propyläen geſtellt. —

9.

Ernſt der Kunſt.

Willſt du Spiel dem Ernſt entgegen denken,
O, ſo nenne nicht die Kunſt ein Spiel.
Ernſten Ausgang hat ſie, ernſtes Ziel,
Selbſt ihr Muthwill' darf den Ernſt nicht krän-
ken.

Froher Ernſt iſt unſer Hochgefühl.
Ob wir uns in dunkle Gräber ſenken,
Ob wir himmelan die Palme ſchwenken,
Harmonie verkündet unſer Spiel.

Harmonie in Tod und Leben finden,
Schmerz und Luſt mit Seelenfrieden leben;
Idealiſch Sinn und Geiſt verbinden,

Iſt's ein Andres, was die Sehnſucht will,
Der ſich alle Menſchenbuſen heben?
Dies der Künſte Ausgang, dies ihr Ziel!

10.

Sinnes-Einung durch Kunst.

Es lacht ein Mensch, worüber viele weinen,
Es weint ein Mensch, worüber viele lachen;
Verschieden ist die Ansicht gleicher Sachen,
Und auf's Empfinden wirkt gar oft das Meinen.

Es tritt die Kunst hervor, euch zu vereinen.
Vergeßt die Meinung, laßt den Sinn erwachen.
Verschieden sey die Ansicht gleicher Sachen,
Doch wird der geist'ge Sinn sie leicht vereinen.

Was hilft's der klaren, kalten Meinung wohl,
Die griechschen Götterschäften zu verhönen?
Schaut diesen Zeus, und werdt der Gottheit voll.

Ihr glaubt an Glauben nicht und Wunderthat,
Schaut Genovevens heil'ge Wunderthränen,
Und weinen wird, wer Herz und Thränen hat.

II.
Einfälle.

1.

Mancherlei Einfall giebt die mannigfaltige Laune: —
Welcher ein Auffall wird, ſcheinet der beſſere mir.

2.

Tageslicht fällt ein durch Lücken in nächtliche Höhlen!
Anderen Einfall thut gar ein gebrechliches Haus.

3.

Machet ein Einfall dunkel, ſo iſt's der Bauungen Einfall, —
Machet er licht, ſo iſt's Licht von dem Lichte geſandt.

4.

Doppelter Einfall iſt: zertrümmre das Dach, und es treffen
Gleich mit den Strahlen des Lichtes Scherben des Daches den Kopf.

5.

Nimmer ohn' Ausfall iſt ein leidlicher Einfall.
— Aufwärts
Aus dem erhellten Grund' ſendet euch Stralen der Strahl.

6.

Hebt ſich die Sonn' in den Himmel, blos um
in Spelunken zu fallen?
Einfall iſt ſie nur hier, droben ein herrſchender Tag.

1.

Paradoxien ſind oft widerſprechende Sätze,
Aber im tiefern Sinn ſey auch der Widerſpruch Sinn.

2.

Ein'ge Paradoxa ſind Reim' in einerley Worten,
Andre ſind Aſſonanz — blos im Vokale vereint.

3.

Das Gewöhnliche iſt gereimt in gewöhnlicher Weiſe:
Tugend iſt himmliſch ſchön — Gott wohnt in himmliſchen Höh'n!

4.

Mit der Verſtandheit wollen wir ſelbſt die Vernunftheit begreifen,
Sag' uns, witziges Kind, biſt du dein Vater zugleich? —

5.

Misverſtehn und Verſtehn iſt beides ein wirklich Verſtehen.
Daß wir uns mißverſtehn, zeuget uns, daß wir verſtehn.

6.

Wem doch zeuget es das? Nicht dem Falſch- noch Richtig-Verſtändniß,
Einzig dem tiefern Sinn und der lebend'gen Vernunft.

7.

Hofft Ihr Vereinung nur durch's Verſtändniß,
und irret in dieſem;
Wer denn giebet euch noch Glauben an beſ-
res Verſtehn? —

V.

Lied der Gräber und Sterne.

Lied der Gräber und Sterne.

Verkündigt vom Todtengräber zum Neujahr 1802.

Ich will zum neuen Jahr ein Lied Euch ſingen,
Wie ich es oft im ſtillen Kirchhof höre.
In langer Sommernacht fängt's an zu klingen,
Jetzt aus den Gräbern, jetzt aus blauer Sphäre,
Der Himmel glänzt, kein Lüftchen hebt die Schwingen,
Und Blum' und Zweig hercht auf die leiſen Chöre.
Die Gräber mit den Sternen ſind vertraut,
Erzählen ſich, was hier kein Auge ſehe..,
Wovor mir oft im frohen Herzen graut!

Stimme aus den Gräbern.

Der rauſchende Tag iſt nieder geſunken,
Der Sonne blendender Schein vergangen! —
Uns dämmern wieder die ſtillen Funken
Am Himmel droben, wornach wir uns bangen.
Ihr rühret uns an aus tiefer Ferne
Mit zarten Strahlen, ihr ewigen Sterne!
Das ſchwüle Dunkel, worin wir wallten,
Durchſchimmern kühlige Lichtgeſtalten.

Stimme von den Sternen.

Wir Sterne
Aus ſtiller Ferne
Beſuchen mit leiſem Strahl euch gerne! —
Unſre Lichter ſind verwandt
Den dunkeln Geſtalten in eurem Sand.
Was ſich hier oben bewegt,
In kalten Strahlen ſich regt,
Es ſind die geiſtigen Leben,
Die unten in Körpern ſchweben.
Das warme Sinnen-Leben
Es mußte dem Tod erbeben,
Die Sinne ſanken, die Geiſter ſtiegen empor,
Und ſchauen verwaiſ't vom Sternen-Chor.

Es iſt hier eben ſo hell und kalt,
Dort unten iſt es dunkel und warm.
O Sinnen-Leben in Sinnen-Geſtalt,
Wir geiſtigen Leben ſind ohne dich arm!
Wir überleuchten die ganze Welt,
Die uns nicht übel nicht wohlgefällt.
Wir ſind nur Augen, uns fehlen die Herzen,
Drum ſcheinen wir ruhig und ohne Schmerzen.
Doch lieben wir noch den Lebens-Genoß,
Der uns auf Erden ſo traut umſchloß,
Möchten ihn gern zum Himmel erheben,
Und hoffen ein wieder vereintes Leben.

Stimme aus den Gräbern.

Ja, auch wir ſind noch ein wirkend Leben.
Aber ſeit der Geiſt uns hat verlaſſen,
Wußten wir uns ſelbſt nicht mehr zu faſſen,
Mußten uns zurück der Erde geben.

Geben nun über in Blum' und Kraut,
Gedeihn in tauſend fremden Geſtalten;
Und wenn ſie verblühen und veralten,
Regen wir friſche wieder empor,
Machen ſie blühn im neuen Frühlings-Chor.
Uns fehlen die Augen, die Kinder zu ſehn,

Die aus dem Buſen hervor uns gehn,
Wir wallten im Dunkel mit warmen Herzen,
Und fühlen nur Düfte von Freuden und Schmerzen.
Ach, daß wir, mit Geiſtigem einſt verbunden,
Ein hohes, lichtes Daſeyn empfunden,
Dämmert uns oft als ſchwebender Traum.

Stimme aus den Sternen.

Seyd geduldig, liebt den ſüſſen Traum.
Auch wir ſind nicht gänzlich ohne Schmerzen,
Sehnen uns zurück nach warmen Herzen. —
Ob wir auch ſo hell und ſicher ſchaun,
Blieb uns doch der Scheidung leiſes Graun;
Ob wir noch ſo klar und ruhig blicken,
Fühlt der Menſch doch Schauer im Entzücken.
Aber kommen wird die ſel'ge Zeit,
Ja, ſie kommt, und naht mit jeder Stunde,
Die uns löſet von der Einſamkeit,
Die uns knüpft zu einem neuen Bunde.
Sterne ſinken in die Gräber nieder,
Zu den Herzen kehren Augen wieder,
Trennung hat die Liebe tief bewährt.
Geiſt in Leib erquickt,
Leib in Geiſt entzückt,
Hat das Leben ſeinen Sieg verklärt.

Stimme aus den Gräbern.

Iſt dann auch der alte Streit verſchwunden?
Wird ſich nicht die alte Zwietracht heben?

Stimme aus den Sternen.

Ja, dann iſt der alte Streit verſchwunden,
Geiſt und Sinn wird dann harmoniſch leben.

Chor.

Stimme der Gräber und Sterne.

O du ſchönes, holdes Leben,
Muß durch Tod der alte Streit verſchwinden,
Weile nicht, uns wieder zu verbinden,
Laß die Herzen ihre Augen,
Laß die Augen ihre Herzen finden! —

Was dieſe Reden klärlich ſagen wollen,
Iſt mir, dem Todtengräber, ſchwach bekannt.
Die Einzel-Sprüche wir uns deuten ſollen
Als Troſtes-Worte aus dem künft'gen Land.
Denn wie ſich auch die Menſchen achten wollen,
Des Lebens Eine Hälfte deckt der Sand.

Und kehrt zum nackten Geiſt ein Leib nicht wieder,
Giebt es kein Auferſtehn der Sinnenglieder,
So kehrt ſich ſelbſt der Menſch doch niemals wieder.

Es kündigt Jeſus Chriſt das Auferſtehn!
Chriſtlicher Todtengräber muß dran glauben,
Will er ſein Amt mit frohem Ernſt beſtehen,
Soll nicht der Kirchhof ihm die Kirche rauben.
Er ſchaut den Sinnen-Menſchen ganz vergehen,
Und kann ſo ſchwer ſinnloſes Leben glauben.
Ach, ſeufzt er oft, den Sinn ſoll ich begraben?
Wie kann der nackte Geiſt dort Freude haben? —
Nein! Sinn und Geiſt ſoll wieder ſich begaben! —

VI.

Symphonie.

Symphonie.

Stimmen der Tochter an die Mutter.

1.

Sonnet.

Begrabt den Leib! — Er iſt mir lieb geweſen,
Er ward die Wiege meinem erſten Leben,
Ich ſelber hatte ihn mir nicht erleſen,
Doch keuſche Liebe hatt' ihn mir gegeben.

Es wohnte drin mein unſichtbares Weſen,
Erwachte drin zu ſeinem Himmelsſtreben;
In ew'ger Sehnſucht konnt' er nie geneſen,
Nur Seelen-Glut gab ihm ein ſchimmernd Leben.

Begrabt den Leib! — Er iſt mir lieb geweſen,
Doch meine Seele war darin befangen,
Ob heil'ge Liebe mir ihn auch gegeben.

Er wird als Erdenbildung neu geneſen,
Als Blume duften, und als Blume prangen,
Dem innern Leben winkt ein Himmels-
Leben.

2.

Lied.

Willst du denn nur immer traurig seyn,
Wenn dein Herz an deinen Liebling denket?
Könnte mich der Himmel ganz erfreun,
Säh' ich dich in tiefes Leid versenket! —
Soll mich denn mein sanfter Tod gereun,
Der so früh mir ew'ge Jugend schenket? —
Mutter, laß mich froher selig seyn,
Wenn dein Herz in Freuden an mich denket!

Freudig-sehnend will nach Dir ich schaun,
Freudig-hoffend sollst nach mir Du blicken.
Leicht durchschlief ich meines Todes Graun,
Leicht erkämpft war himmlisches Entzücken.
Zarte Mutter, wollst dem Liede traun,
Dir in's Herz will ich die Töne schicken.
Hör' in's Dunkle, denn du kannst nicht schaun,
Dort einst war mein Leben dein Entzücken.

3.
Ditirambe.

Ich kann und kann nicht traurig seyn, —
Und kann dich nimmer weinen sehn. —
Mir will die selige Wonn' entgehn,
Sie kann es nicht, ich muß mich freun.

Mein Braut-Kranz tief in Erde liegt,
Eine Jungfrau bleib' ich für und für,
Ein Himmels-Gebild ist meine Zier,
Nur Himmels-Lieb' mein Herz besiegt.

Hier leuchtet andrer Sonnenschein
Und andre Auen grünen hier,
Und ewige Blumen pflanzen wir,
Die sind der Jungfraun Kindelein.

Maria führt uns oft im Chor,
Ihr beuget sich der Blumen Flor,
Hebt strahlend bald das Haupt empor,
Glorirend seiner Mütter Chor.

Die Blumen alle ſind genannt
Nach Herzen, die uns hoch geliebt,
Ihr Klang uns bald ein Zeichen giebt,
Es nahe, weſſen Herz genannt.

Und klingt mir einſt der Myrthe Zweig;
Ich weiß, die Mutter ſteigt empor:
Maria läßt mich aus den Chor,
Zu grüßen dich im Himmelreich.

Ich kann und kann nicht traurig ſeyn,
Meine Blumen wollen froh gedeihn,
Ich nähre ſie mit Jubel-Sang!
O Myrthe, wann tönt dein heller Wiederklang.

VII.

Todtentänzerin.

I.

Die Tänzerin am Grabe.

Langsam schwebt der schwarz verhüllte Sarg,
Und die Trauer-Folge schwanket leise; —
Schwer ertönt der Glocken ernster Klang,
Mühsam geht des Müden letzte Reise.

Und des Kirchhofs Pforten thun sich auf,
Todtenköpfe sind auf Schwarz gemahlet.
Schauet: transit mundi gloria!
Den getheilten Spruch, der um sie strahlet.

Aufgeschlossen ist das dunkle Grab,
Graue Erd' umhügelt es, und harret,
Daß sie bald in die vertraute Nacht
Tief und dichte werde rückgescharret.

Aus den schwarzen Teppichen gehüllt,
Glänzt der Sarg in seiner falben Bleiche
Von der Bahre in den schwarzen Kreis,
Ein Symbol der eingeschloßnen Leiche.

Aller Augen ſehen dicht hinunter,
Grab und Himmel mögen ſie nicht ſchauen,
Da den Freund verſchlingt die tiefe Grube,
Wiſſen ſie dem Himmel nicht zu trauen.

Und der fromme Redner trit empor
Auf den Sand, der um das Grab ſich hügelt.
Thränen ſtürzen aus den Augen vor,
Als ſein Mund den Abſchied neu beſiegelt.

Seine Locken ſind verblichen ſchon,
Und es will das greiſe Haupt ſich lehnen;
Doch durchdringend hebt ſich Blick und Ton,
Und ſein Auge ſieht bekannte Scenen.

Feyerlich in alten Scheide-Sprüchen
Fließt die Rede in gebrochne Herzen,
Kein Gebeugter kann empor ſich richten,
Voller werden alle Scheidungs-Schmerzen.

Jetzt mit Worten heiliger Propheten
Segnet er den Staub zum Staube ein,
Und er ſingt: „Es kann der Tod nicht tödten!
„Die im Herrn Geſtorbnen bleiben ſein.“

„Amen!“ ſchallt die myſtiſche Kollekte
Aus der Kinder unbeſorgtem Chor;

Und die Todtenführer treten fertig
Und behende zu der Leich' hervor.

Auf den Stricken ſchwebt der bleiche Sarg,
Muß hinunter ſchwanken in die Nacht!
Ein'ge ſchaun betäubt dem Freunde nach,
Andre jammern in ihr ſchwarz Gewand.
Viel' erwägen, dies ſey ihr Begraben,
Wen'ge können ihren Thränen-Blick
Troſt erkämpfend auf zum Himmel ſchlagen!

Entſetzlich iſt's, den Spaten jetzt zu regen!
Doch ruft der Todtengräber ſeinen Knechten:
„In Gottes Namen ſey der Leib verſcharret!“
Und raſch und munter vertraulich klopfend
An die Behauſung des neuen Genoſſen,
Stürzen vom Spaten die Erdklöße nieder.

Flieht, o flieht, ihr, mit verhüllten Augen,
Was ihr ſchaun nicht wollet, müßt ihr hören!
Auch ihr Unverhüllten, könnt ihr anſchaun
Sichern Muthes die Elendigkeit? —

Ihr weilt? — Ihr hebt die Hülle von den Augen?
Ihr blicket höher in den grünen Kirchhof?
Dort steigt ein Blumenhügel unter Palmen.

Ich schaue das Leben
Auf blühendem Hügel,
Es fodert zum Kampfe
Den Tod heraus.
Sehet die heilige Tänzerin!
Jugendlich blühet die kräftige Jungfrau,
Ist geweihet zum gläubigen Tanz
Über den Gräbern in heiliger Wuth! —

Wie wogt das Gewebe des schwarzen Gewands,
Mit glänzendem Silber und Grün geschmückt,
Wie hebt sich in schwarzen Locken das Haupt,
Umgürtet mit Gold und glühenden Rosen.

Als des Chores Amen erschallt,
Eh' noch die Spaten die Erde regen,
Schwingt sie die leichte
Schneeweiße Pauke
Silbern klingend, — und tritt auf den Hügel,
Neben sie treten Posaun' und Flöte. —

Wunderlich iſt uns zu Sinne,
Da uns der alte Kirchen-Geſang:
„Jeſus, meine Zuverſicht!“
Wie ein gedämpftes Bachanten-Lied erſcheint.

Hört den mildern Silberklang,
Hört den muthigen Einzelſchlag der Pauke,
Jetzt begleitet mit Flöten, jetzt mit Poſaunen.
Alſo tanzet und ſingt die heilige Chriſten-
Jungfrau
In geadelter Glaubens-Wildheit
Triumphirend des höchſten Triumphes Lied!

Laßt klopfen die Erd' an den dumpfen Sarg!
Vernehmet das Lied im ſchwebenden Takt,
Die Flöte begleitet den freudigen Sinn,
Muthig rufet die Pauke drein.

„Jeſus lebet, mein Heiland lebt,
„Ich auch werde das Leben ſchauen,
„Schweben, wo er in den Himmel ſchwebt,
„Warum ſollte der Tod mich grauen!
„Läßt ein lebendes Haupt ſein Glied,
„Das es liebend nicht nach ſich zieht?“

Wie dringet die Stimme
So jauchzend daher!
Wie wogt das Gewebe
Des ſchwarzen Gewands,
Wie hebt ſich in ſchwarzen Locken das Haupt,
Umgürtet mit Gold und glühenden Roſen.

Laßt rauſchen die Erd' in die Erd' hinab,
Vernehmet das Lied in ſchwebendem Takt,
Die Flöte begleitet den freudigen Sinn,
Muthig rufet die Pauke drein.

„Jeſus lebet — mit ihm auch ich.
„Tod, wo ſind nun — deine Schrecken?
„Ja, er lebet — und wird auch mich
„Von den Todten — auferwecken,
„Daß ich neu — in der Herrlichkeit
„Um ihn leb' — in die Ewigkeit.“

Wie dringet die Stimme
So jauchzend daher,
Wie bebet die leichte
Schneeweiſſe Pauke,
Von weiſſen Händen

Der Jungfrau geſchwungen,
Unter milderem Silber-Klang,
Tönend von muthigen Einzel-Schlägen.

Laßt ſcharren die Erd' auf die Erd' hinab,
Vernehmet das Lied in ſchwebendem Takt,
Die Flöte begleitet den freudigen Sinn,
Muthig rufet die Pauke drein.

„Was hier kränket — ſeufzet, fleht,
„Wird dort friſch — und herrlich gehen.
„Irdiſch werden — wir ausgeſä't,
„Himmliſch ſollen — wir auferſtehen.
„Durch die Nacht nur — gehen wir ein
„Zu dem ewigen — Sonnenſchein.“

Es webt die Geſtalt
Auf Flügeln der Luft,
Das Angeſicht glänzet
Es leuchtet der Blick,
Und ſchwinget ſich ſtrahlend zum Himmel empor.

Laßt ſtampfen die Erd' auf die Erde feſt!
Es ſteigt der Triumph, die Poſaun' erwacht,
Wogender ſchallet der volle Geſang,
Kräftiger ſtürmet der Pauke Ruf.

„Lacht der Finſterniß — in der Kluft!
„Spottet des Todes — ſpottet der Höllen!
„Denn ihr ſollt euch — in ſtrahlender Luft
„Eurem Heiland — ewig geſellen.
„Dann liegt Schwachheit — Kummer, Verdruß
„Tief euch unter — beflügeltem Fuß!“

O Jugend-Melodie der greiſen Worte,
Wie ſtürmeſt du empor vom Grab zum blauen Himmel!
Der Töne Rhytmus tanzt, die Worte wollen ſchreiten,
Sie können's nicht, ſie tanzen wie die Töne,
Umarmen ſie in fürchterlicher Schöne.

O heilige Wildheit, der Zuverſicht geſellt,
Du ſchalleſt jubelnd, da die Erde fällt; —
Wer höret noch auf die Elendigkeit,
Wer hat den Freund dem Staube noch geweiht?

Und ſehet da, ſchon iſt das neue Grab gehügelt.
Jetzt dämpft die Pauke ſich in tiefen Saiten-Ton,
Der wilde Tanz entſchläft in leiſes Hauchen ſchon,
Und ſanft gedehnt ziehn Poſaunen- und Flöten-Ton. —
Da ſingt das Lied, mit ſanfterm Takt beflügelt:

„Nur daß ihr — den Geiſt erhebt
„Von den Lüſten — dieſer Erden,
„Und euch dem — ſchon jetzt ergebt,
„Dem ihr beigefügt ſollt werden,
„Schickt die Herzen dort hinein,
„Wo ihr ewig wünſcht zu ſeyn!“ —

So wendet ſich die trauernde Gemeine,
In dem Moment nicht faſſend Tod noch Leben. —
Sie zittern vor des Lebens Gluten-Scheine,
Ein Feuerſtrom ſoll aus der Gruft ſie heben.

Der fromme Redner grüſſet die Gemeine,
Da wollen alle traut die Hand ihm geben.
Sein alter Blick iſt jugendlich erfreut,
Und ruhig ſpricht er von der Jahres-Zeit.

Wer wandelt dort den grünen Berg empor?
Jungfraun ſind's, und keine ſchaut hernieder.
Die heil'ge Sängerin im Schweſtern-Chor,
Sie kehret zum geweihten Orte wieder.
Aus ſchwarzem Schleier trat ſie licht hervor,
Ein himmelblau Gewand umſchließt die Glieder.
Das gülone Stirnband glänzt im Sonnenſchein,
Und dämmert tiefer in den hohen Hain.

2.

Geſang bey dem Grabe einer Schweſter aus dem Orden der Todtentänzerinnen.

Hinab von dem Berge wir kommen,
Im ſtillen Thale zu klagen
Über der Schweſter Grab.
Sie glänzet nicht mehr im Gewande
Von Ätherfarbe, dem Stirnband
Golden mit Sternen durchwirkt.

Wir haben das Kleid und die Binde
Schon eingewickelt der Fahne,
Eigen von ihr geſtickt, —
Sie führte die Fahnen der Todten,
Bei'm Frühlingsbeſuche der Gräber, —
Trat mit der Laute den Singenden vor. —

Nun ſchwebet die Fahn' am Altare,
Die Laute voll muthiger Töne,
Klingt wehmüthig in fremder Hand.
O Stimme voll freudigen Kampfes,

Voll heiligen Glaubens und Liebe,
Sing' im erſungenen Himmel nun.

Es ruhet das edle Gebildniß,
Im grünen Gewande verhüllet,
Schwebet im Sarge voran.
Oft hat es auf Gräbern getanzet!
Wer giebt uns die Herrliche wieder,
Zornigen Jubels, womit ſie den Tod bezwang.

Sie hat ihn im Leben bezwungen,
Ihr Sterben war zorniger Jubel,
Wir, ach, zürnen und jubeln nicht.
Und ſchweigt die erweckende Pauke,
Poſaunen tönen hier nimmer
Über der ſchlummernden Jungfraun Gruft.

Wir wiſſen, wohin ſie gegangen,
Im Herzen die Sehnſucht ihr folget,
Fühlen, es ſehnt ſich das Herz empor.
Doch gehn wir gehüllet in Trauer,
Von Schmerzen der Liebe gebeuget,
Weinen dem Abſchied, nicht dem Tod.

Mit ſtillem Geſange begleiten
Die ſtille Geſtalt wir zu Grabe,
Ruhig weinet das Saitenſpiel.
Es klärt ſich der herbſtliche Himmel,
Wir ſtehn am geöfneten Grabe.
Löſet die Myrthen vom Haar!
Mit Grün beſtreut iſt der Boden
Des tiefen Grabes, wir ſtreuen
Myrthen über den ſcheidenden Sarg.
Schon ruft aus dem Tempel die Orgel,
Auf, kehret in ſchweigender Eile
Berg-hinauf in den Tempel empor.

Im Tempel wandelt nur der Orgel Stimme,
Durch hohe Hallen ſchaut die Abendſonne,
Es glänzet der Altar in rothem Lichte.
Der abgeſchiednen Schweſtern grüne Kränze
An goldnen Banden wehen vom Gewölbe,
Geregt vom Orgelton, im hohen Schimmer.
Das Lied der Orgel tönet abendlich,
Und dehnet ſtille Schatten in die Seele.
Die Töne ſprechen von erſehnter Ruh,
Und rufen langſam: gute Nacht, ihr Todten!

Die Sonne ſinkt. Der glänzende Altar,
Die grünen Fahnen ſchwinden bald in's Dunkel,
Geſtalt und Farbe ſinkt dem äußern Auge.
Da wird es in den Orgeltönen klarer,
Sie dämmern morgendlich, ſie werfen Strahlen,
Auf Blumen ſinkt der Thau, der Himmel lacht,
Ein Meer bewegt ſich in Aurorens Glanze,
Ein friſcher Odem haucht zum ſtillen Lande,
Und golden ſteht die neue Sonne da.
Ein Morgen-Pſalm hebt ſich in Nacht empor,
Der Jubel ſteigt — und — Amen! ſingt der Chor.

3.

Beſchreibungen.

Fragmente.

Erſtes Fragment.

Von Bergen und von Hainen ſtill umſchloſſen,
Liegt auf der grünen Höh' die heilge Wohnung,
Am Fuß der Höhe walle ein lindes Bächlein
Durchs ſanfte Thal der jungfräulichen Todten.
Des Tempels Stirne ſchaut nach Sonnenauf-
gang,
Und blühet im Morgenrothe jedes Tages.
Von Auſſen ſieht man eine gothſche Bauung,
Doch hell und einfach iſt geformt das Innre,
Auch wehen Myrthen um die äuſſern Säulen,
Und ſchmücken freundlich den erhabnen Ein-
gang.
Zu beiden Seiten breitet ſich der Pallaſt,
Worin die Prieſterinnen heilig wohnen.

Man ſiehet Zeichen über mancher Pforte,
Wie einſt die Stifterin ſie hat geboten.

Die Stifterin, von unbekanntem Namen,
Sie kam vor Zeiten aus Hiſpania,
Hatt' auch im erſten Indien gewandelt,
War reich an Weisheit, reich an Stein und Golde,
An düſterm Kummer auch, und heilger Wildheit.
Man ſagt von ihr gar wundervolle Dinge,
Im Leben haben Wen'ge ſie verſtanden.
Die hat die Zeichen über manche Pforte
Eingraben laſſen, jetzt noch unverſtanden.
Ihr Bildniß dämmert, ohne Kunſt gemahlet,
Herab von eines Pfeilers dunkler Höhe.
Man ſchaut 'ne Kron' auf einer Nonnenhüllung,
Die eine Hand zeigt dir ein Kruzifix,
Die andere ein weiſſes Tambourin.
Das Antlitz will durch weiſſen Schleier blicken,
Verblichen iſt das Ganze und zerlaltet,
Das Heiligthum zu regen waget niemand.
Es ſoll im Silberzug die Umſchrift lauten:
„Verzweifl' am Tode, alſo ſiegt das Leben.“

Zweytes Fragment.

Es kömmt kein Fremder in die Sieges-Säle,
(So steht ihr Name an verborgnen Pforten,)
Wo sich die Jungfraun üben im Gesange,
Und jenem Tanz, der kühn des Todes spottet.
Kein Lehrer-Auge prüfet dort die Kunst,
Die Sinnigkeit studirt ein sinnig Muster,
Triumph des Glaubens in dem eignen Herzen,
Jungfräulichkeit, und Ernst und Heiligkeit
Giebt jeder Kühnheit eine kühne Seele,
Und giebt ihr Adel, Mässigkeit und Wahrheit.
Wie sich die Seele bildet zur Gestaltung,
Der heilige Instinkt zu freyer Kunst,
Das dürfen nur Gewelhte sehn und hören.
Sie sehn und hören es mit tiefem Sinne,
Denn alles Leben steiget aus der Tiefe,
Erzeuget sich in heil'ger Schaam und Dunkel.

Es kömmt kein Fremder in die Sieges-Säle.
Oft hört man aus der Fern die Pauke rufen,
Und aus den Mauern schleichen sich Nachklänge
Von Saiten und von Stimmen — in den Abend.

Drittes Fragment.

„Die Berge grünen und die Thäler lachen,
„Der Bäume Knospen haben sich entfaltet,
„Der blaue Himmel sendet junge Strahlen,
„Und warmen Athem zu der lieben Erde.
„Wir lösen morgen von den goldnen Banden
„Und öfnen fröhlich alle grünen Fahnen,
„Daß unterm Himmel Luft und Licht sie athmen,
„Sich würzen mit des jungen Frühlings Balsam,
„Und bey der heilgen Todten stillem Grabe
„Das Grün begrüßen des erneuten Jahres.“
So ordnet es der Schwestern Älteste.

Viertes Fragment.

Schaut, es öffnen ſich des heilgen Stiftes Hallen,
Schaut, es wehn hervor die aufgeſchloßnen Fahnen,
Und der Jungfraun Chor in roſigen Gewanden,
Grüne Wogen über gold-geſchmücktem Haare,
Schreitet nieder von des Berges hohen Raſen.
So erſcheint des Morgenhimmels Roſenfarbe.
Golden flimmern Sterne über'm neuen Glanze,
Und ſie ſchauet unter'm Grün des hohen Waldes
Tagverkündend von den Bergen in die Thale.

Es ſingen Einzel-Stimmen, ſingen Chöre,
Und leiſe wogt des Volkes Flut umher,
Bewegt ſich ſanft, wie ein beſänftigt Meer,
Daß jedes Ohr die kühnen Lieder höre.

Die Jungfrau dort, mit Lilien-Stirn und Wangen,
In ſchwarzem Haar, die ſeltne Hochgeſtalt,
(Das hohe Auge kann ſich nicht mehr bangen,
Es ahndet keiner, ob ſie jung, ob alt.)
Mit großem Blicke ſchauend himmelan,

Zu edeln Schritt voll heiliger Gewalt,
Dem Fahnenchor die Laute weckt voran.
Die volle Stimme wird ein Tongedüfte,
Und tiefe Flöten duften in die Lüfte,
Den Rosenduft begleiten Rosmariendüfte.

Heilig, irdisch-himmlisch Licht,
Jungfräuliche Morgenröthe,
Töne dir Gesang und Flöte,
Eh' empor die Sonne bricht.
Bist du auch die Sonne nicht,
Lehr uns deiner Sonne trauen,
Laß den Strahl uns milder schauen,
Heilig, irdisch-himmlisch Licht.

Die volle Stimme ist wie volle Düfte,
Und tiefe Flöten duften in die Lüfte,
Ein Rosenduft begleitet Rosmariendüfte.

Tagesmutter, Sonnenkind,
Jenes Licht aus dir entsteiget,
Jenes Licht, das dich erzeuget,
Sonnenmutter, Sonnenkind!
Bleib' uns treu und hold gesinnt,
Mutter-Jungfrau, Bild Mariens!

Unſre Glut iſt hohen Glühens,
Sonn' iſt Mutter uns und Kind!

Mit Saiten und jugendlich athmenden Stimmen
Strömet der Chor, ein Bach in ſilbernem Schein,
Zwiſchen die Roſen und Rosmarien ein.

Heilig, irdiſch-himmliſch Licht,
Wie erfreut dein traulich Angeſicht.
Wir ſchaun in deinem Blühen
Die Sonne milder glühen.
Bald ſteigt ſie hinauf in die weiten Höhn,
Mit irdiſchen Augen nicht anzuſehn.

Heilig, irdiſch-himmliſch Licht,
Wie erfreut dein traulich Angeſicht!
So erquickt im dunkeln Haine
Des Herzens — mit freundlichem Scheine
Der ſeligen Hofnung Roſenlicht,
Aus der die Sonne des ewigen Lebens bricht.

Und die kühne Geſtalt, voran dem blühenden Chor,
Hebt, unter Flöten-Tönen, von neuem die Stimm empor.

Steig hinauf, du Strahlen-Sohn,
Aus dem jungfräulichen Schoſe,
Goldne Frucht aus blüh'nder Roſe,
Steig hinauf zum blauen Thron.
Das iſt heiliger Blüthe Lohn.
Blühend, wie die keuſche Roſe,
Hält ſie goldne Frucht im Schoſe,
Und die Frucht wird ihre Kron.

Die volle Stimme iſt wie volle Düfte,
Und tiefe Flöten duften in die Lüfte,
Den Roſenduft begleiten Rosmarien-Düfte.

Krön', o Sonn', das Morgenroth,
Himmelslicht mit weiſſem Strahle
Leuchte in die Frühlingsthale,
Und beſiege Nacht und Tod.
Scheide, ſanftes Morgenroth,
Denn es harren in dem Thale
Keime jetzt dem Sonnenſtrahle,
Und das Leben dringt aus Tod.

Mit Saiten und jugendlich athmenden Stim-

men

Strömet der Chor, ein Bach in ſilbernem Schein,
Zwiſchen die Roſen und Rosmarien ein.

Heiliges, heiliges Äther-Licht
Mit dem ſtrahlenden Angeſicht,
Du erblödeſt die irdiſchen Blicke,
Sie ſchauen auf die Erde zurücke,
Da ſehn ſie, wie du das Todte belebſt,
Das Verblühte zu neuer Geſtalt erhebſt.

Heiliges, heiliges Äther-Licht,
Mit dem unſterblichen Angeſichte!
Wir hoffen auf himmliſche Blicke,
Die weichen dem Strahl nicht zurücke,
Wenn empor aus des Glaubens Dämmrung geht
Der himmliſchen Wahrheit Sonnen-Majeſtät.

Aufflammt in's Morgenroth ein weiſſes Licht,
Die Sonne plötzlich aus dem Schimmer bricht,
Ihr helles Antlitz mit dem Strahlenkranz
Gießt über Berg und Thäler hellen Glanz,

Es liegt der ſtillen Todten offnes Thal
Mit Thau und Gras und Blumen in dem Strahl.

Vom friſchen Hauch gehoben, wehn die grünen Fahnen,
Und Gras und Blum' und Bäume regen ſich gar leiſe,
Die grünen Blätter ſpielen auf den Sonnenſtrahlen,
Es rauſcht ihr Finger lieblich auf den Himmels-Saiten.
Die Vöglein jubiliren von allen grünen Zweigen.
Die Jungfraun üben heilige Gebräuche
Mit ſtillem Schweigen.

VIII.

Exequien.

Die Tänzerin am Grabe.

Phantomatiſches Oratorium.

(Ausführung des frühern Gedichts: Todtentänzerin.)

Ich wünſche, in dieſem Verſuche phantomatiſcher Poeſie eine Dichtung darzubieten, die der höheren Muſik (als phantaſtiſcher Kunſt) annehmbar ſein könnte.

Phantomatiſche Poeſien ſind mir ſolche, die als Aufführungen, d. i. als Erſcheinungen in äuſſerlicher Darſtellung, phantomatiſch genommen werden müſſen. Sie müſſen demnach Aufführung intendiren, und erſt in Aufführung ſich ſelbſt vollenden; ſie müſſen aber auch in dieſer Aufführung nur als Phantom oder Viſion gelten. Sie gelten dies, inſofern ſie nur in dieſer Faſſung als ein harmoniſches Ganzes erſcheinen können. Innig überzeugt

zu machen, daß ſie auch ſo gelten ſollen, und daß ſie dazu durchaus komponirt ſind, iſt Fodrung an die Kunſt, und wo auf mehrere Künſte im Verein gerechnet wird, eben an dieſen Verein.

Die Exequien (Todtentänzerin) machen als Poeſie in Sprache, ſo wie ſie auf den folgenden Blättern, zunächſt für die bloße Leſung, daſtehn, Anſpruch auf muſikaliſche, mimiſche und theatraliſche Aufführung. Ohne dieſe, und ohne ſinnige Harmonie aller dabey thätigen Künſte ſind ſie nichts als eine Zeichnung, die Strahl und Farb' und volle Lebendigkeit noch erwartet.

Wer beym bloßen Leſen jenen Anſpruch nicht ahnet, und die erwartete Zuſammenſtimmung nicht aus eigner Phantaſie ſich vorzubilden vermag, dem wird dieſer Verſuch ein ſinnloſes Wageſtück ſcheinen. Verſtehen kann er jedoch, wie es mit der Konſtruktion gemeynt

iſt, auch ohne proſaiſche Erläuterung, wenn er nur verſtändig leſen will. Die Sonderbarkeit des Verſuchs wird ihm das Verſtändniß nicht hemmen.

Welche Bedeutung der doppelte Grund-Chor (oder der Chor der Phantaſie) im Verhältniß zum Phantom haben ſoll, läßt ſich zwar durch bloße Begrifflichkeit nicht ausſprechen, aber denn doch nach einem Exempel andeuten. Es iſt der myſtiſche Unterſchied des Schauenden im Traume und des Geſchauten. Mit dem Erwachen endet das Oratorium. — Der pſalmodiſche Schluß-Chor iſt der erſte Gedanke des Erwachens.

Unternimmt ein ächter Muſiker die Kompoſition, wagt eine beſonnene Schauſpieler-Geſellſchaft die Aufführung; ſo wird ſchon dieſe Unternehmung und dies Wagniß als vorläufiges Zeichen gelten können des Verſtändniſſes ſowohl, als der Sinnung für's Ganze.

Schwierig, und in mancher Hinsicht gefährlich bleibt dies doppelte Unternehmen auch beym vollkommnen Verstehn und bey der richtigen Sinnung. Der Chor will kräftig gegen das Phantom kontrastiren, aber nicht so, daß das Phantom selbst an Kraft verliert. Die Musik hat sogar die Aufgabe, den Chor der Schauenden mit dem geschauten Phantom zu verschmelzen. Der Gesang der Tänzerin selbst ist unstreitig das Schwierigste.

„In geadelter Glaubens-Wildheit
„Töne der alte Kirchengesang
„Wie ein gedämpftes Bachantenlied.“

Symphonie.

Prolog.

(Die einzelne Perſon, welche ihn rezitirt, erſcheine wie aus dem Chor tretend, der im Vortrag bezeichnet wird. Doch ſey die Geſtalt weniger myſtiſch, ſie ſey offen, heiter und jugendlich. Sie gelt' als Führer des Chors und als verſtändiger Genius der Dichtung.)

Im Vordergrunde weilt ein ſchwebend Doppel-Chor,
Zu beiden Seiten ſchaut ihr Hochgeſtalten.
Sie ſind gar kühn umwallt von blendend weißem Flor,
Ein myſtiſch Weſen will durch's Lichte walten.
Die Häupter heben ſich in grünem Schmuck empor,

Doch Schleier decken des Geſichts Geſtalten
Es ſoll der myſt'ſche Chor den Grundgeſang erheben.
Mög' Euch die Phantaſie zur Phantaſie beleben.

Im Hintergrunde dehnt ſich ein begrüntes Feld
Der alten Todten, Monument-beſiegelt.
In grüner Tiefe winkt ein Palmenkreis, erhellt,
Deß Hügel wie von Blumenglanz beflügelt.
Doch in dem leichten Glanz die Nacht zuvorn ſich ſtellt,
Ein Grab, mit dunkler Erde ſchwer umhügelt.
Was Phantaſie wird ſchaun in phantomatſcher Scene,
Entlock es Herz und Aug' des frohen Glaubens Thräne.

Muſik.

(Es ſtrebt die myſtiſche Muſik, zu gewinnen aus Dunkel und Schlaf einen klaren Blick. Sie ringt und ſtreitet, von des Chores Geberdung begleitet. Es iſt, als wollen die Geiſter aus trü-

dem Schlummer erwachen, zu lichtem Traum ihr Licht erfachen.)

Phantom.

(Aus der Ferne tönen Glocken, und am tiefen Hintergrunde wölkt es ſich, wie ſchwarze Schatten.)

Doppel-Chor der Phantaſie.

(Er ſingt in Helle jetzt, jetzt in pſalmodiſchem Dunkel.)

1 und 2.

Leiſe geht der Lüfte Athem,
Freudig liſpeln Zweig' und Halme.

1.

Doch höret,
Es tönet
Wie ferner Glocken Ton!
Wie düſter,
Wie müde
Steigt der Schall empor!

1 und 2.

Sonne glänzt in Himmels-Klarheit,
Leuchtend ſind des Feldes Farben.

2.

Doch, ſchauet!
Es grauen
Dunkle Schatten den hellen Weg herauf.
Wie Boten
Des Todes
Steiget ein Zug finſter und ſchwankend auf.

1 und 2.

Boten des Todes! Die Grub' iſt offen!
Was dumpf ertönt, ſind die Todtenglocken,
Wir ſchauen zur Grube geleiten den Todten!

(Es wird geſchehn, was betrachtend die Chöre ſehn.)

1.

Langſam ſchwebt der ſchwarzverhüllte Sarg,
Und die Trauerfolge ſchwanket leiſe.
Matt ertönt der fernen Glocken Klang,
Mühſam geht des Müden letzte Reiſe.

2.

O du furchtbar dunkles Grab!
Seht, die graue Erde harret,
Daß ſie bald in alte Nacht
Dichte werde rückgeſcharret.

1.

Und der ſchwarze Teppich niederrollet,
Und es glänzt der Sarg in falber Bleiche,
Starrt umher im Kreis der Trauerfolge,
Uns bedünkt, wir ſehn die innre Leiche.

2.

Aller Augen ſchaun zum Buſen,
Grab und Himmel nicht zu ſchauen,
Da den Freund verſchlingt die Grube,
Ach, wer könnt dem Himmel trauen!

(Rezitativiſch.)

1.

Aber, in weißem Gewand, wer naht dem ſchwarzen Grabe?

2.

Ein Kinder-Chor mit muntern Angeſichten.

1.

Gegenüber ein Mann im Schmuck von Silber-Haaren?

2.

Er blickt, als wollt' er Tod und Leben richten! —

Phantom.

(Schweigt der laute Phantaſieen-Chor; dämpft ſich die Muſik, die ihn begleitet, ſchwilzet über in die neuen Töne, die entdämmern jetzt dem Hintergrunde. Singen hörtet ihr die Phantaſie; höret leiſer ſingen das Phantom.)

Prieſter.

(Muſik der Inſtrumente ſchweigt. Als Gruß am Grabe tönt der erſte Sang, die Töne ſind ein ſteigendes Begrüßen.)

Chriſtus, von den Todten erſtanden, ſtirbt hinfort nimmer.
Er regieret, beſchützet ſeine Treuen im Leben und Sterben.
Halleluja!

Der Kinder Schaar
(ſingt unbekümmert heiter nach)
Halleluja.

Prieſter.

(Geſang pſalmodiſcher Kollekte, die Inſtrumente kräftigen die Rede.)

Der Menſch, geboren vom Weibe, erblüht dem Tode!
Sein Leben iſt reich an Hofnung, Wunſch und Sorge!
So lebt er ſchnell das friſche Leben müde,
Dann giebt ihm Ruh' — des Todes dunkler Friede!

Der Kinder Schaar
(ſingt unbedachtſam munter nach)
Dann giebt ihm Ruh' — des Todes dunkler Friede!

Prieſter.
Doch ſelig ſind die Todten, die im Herrn erſtarben!
Ja der Geiſt ſpricht: ſie ruhen von eitler Müh und Arbeit,
Und es folgen die Schaaren ihrer guten Thaten
Ihnen ſegnend nach. Amen!

Der Kinder Schaar
(ſingt unbekümmert freudig nach)
Amen!

Chor der Phantasie.

(Es wird geschehn, was betrachtend die Chöre sehn.)

1.

Todtengräber, tretet ihr so fertig
Zu dem Sarg, der gern ins Licht noch schauet?

2.

Ja, sie sind des Amtes schnell gewärtig,
Ob den lichten Sarg die Nacht auch grauet!

Phantom.

(Es schwankt der Sarg hinunter in das Grab, es webet die Musik in dumpfen Tönen, verhüllet steht der Kreis der Trauernden.)

Todtengräber.

(Man hört den Spruch wie Grüßung des Gewerbes, ernst ist der Ton-Halt, schau'rlich unbesonnen des Singenden Gesang.)

Was von Erde kömmt, geh' hin zur Erde!
In Gottes Namen sey verscharrt die Leiche!

Doppel-Chor der Phantaſie.

Entſetzlich! Sie wollen ſchon regen die Spaten!
Verhüllte, entfliehet! ihr hört ihn verſcharren!
Wie klopfet ſo raſch und ſo munter vertraulich
Der Erdkloß an des Geliebten Behauſung!

1.

Ihr weilt, enthüllend eure Thränen-Augen?

2.

Zum Hügel dort wollt ihr nach Tröſtung ſchauen?

Phantom.

(Wie Pauken-Hall ertönt's aus den Gebüſchen, Poſaunen rufen aus der Ferne, und die Muſik, die neu den Chor begleitet, will ſtaunend ſchweigen vor dem neuen Ruf. Den Hügel unter Palmen kömmt herauf in Hochgeſtalt und friſcher Jugendſchöne ein jungfräulich Gebild mit kühnen Blicken. Die edeln Glieder hüllt ein ſchwarz Gewand mit hellem Silber und mit Grün geſchmückt. In dunkeln Locken ſchwebt ein blühend Haupt, das Gold und glüh'nde Roſen krönend gürten.

Ein weiſſes Tambourin ſchwebt in der Hand, leicht weckt der zarte Finger ſtarke Töne, und ſilbern klingt der Schmuck der hellen Zimbeln. Der Schweſtern Chor, in himmelblauen Kleidern, umgiebt die Herrliche; Poſaun' und Flöte harren in der Ferne. Des Hügels Palmen neues Licht gewinnen, das ſteigt von heller Dämmerung auf zur Glorie. — Indeß geht fort das Erde-Niederſchaufeln, man höret dumpf und einzeln Scharr'n und Rauſchen.)

(Während die Jungfraun ſchweben empor, ſingt der

Phantaſteen-Chor.

Willkommen, o Leben, auf Hügeln des Grabes!
Fodre zum Kampf den Tod heraus!
Wir kennen dich, heil'ge Tänzerin,
Geweihte zum ſiegenden Glaubens-Tanz!
Dein harren die Bangen!
Stimm' an den Geſang!

Phantom.

Die Schweſtern.

(Muſik verſtummet mit dem Doppel-Chor, nur leiſ' und einzeln kräft'gen Pauk' und Flöte den freudigen Geſang der ſanften Stimmen.)

Laßt klopfen die Erd' an den dumpfen Sarg,
Vernehmet das Lied in ſchwebendem Takt,
Die Flöte begleite den freudigen Sinn,
Muthig rufe die Pauke darein!

Die Tänzerin.

(Muſik erwacht. Die heilge Tänzerin ſchwebt leicht und feſt. Die Wildheit iſt geadelt. Die leichte Pauke klingt in edler Hand, die Flöte tönet voll zum heil'gen Lied und Tanze.)

Jeſus lebet, mein Heiland lebt,
Ich auch werde das Leben ſchauen,
Schweben, wo er in den Himmeln ſchwebt,
Warum ſollte der Tod mich grauen!
Läßt ein lebendes Haupt ſein Glied,
Das es liebend nicht nach ſich zieht?

Die Schweſtern.

Laßt rauſchen die Erd' in die Erd' hinab,
Vernehmet das Lied in ſchwebendem Takt,
Die Flöte begleite den freudigen Sinn,
Muthig rufe die Pauke darein.

Die Tänzerin.

(Es dringt die Stimme freudiger daher, das lockenreiche Haupt erhebt ſich kühner, doch kämpft der Blick noch zwiſchen Erd' und Himmel.)

Jeſus lebet, mit ihm auch ich.
Tod, wo ſind nun deine Schrecken?
Ja, er lebet, und wird auch mich
Von den Todten auferwecken,
Daß ich neu in der Herrlichkeit
Um ihn leb' in die Ewigkeit!

Die Schweſtern.

Laßt ſcharren die Erd' auf die Erd' hinab,
Vernehmet das Lied in ſchwebendem Takt,
Die Flöte begleite den freudigen Sinn,
Muthig rufe die Pauke darein.

Die Tänzerin.

(Die Stimme ſtrebt zum Jauchzen! — Weinenstöne verklären ſich in Töne kühner Sehnſucht. Der Tanz möcht' ſchweben auf der Lüfte Flügeln.)

Was hier kränket, ſeufzet, fleht,
Wird dort friſch und herrlich gehen.
Irdiſch werden wir ausgeſä't,
Himmliſch ſollen wir auferſtehen.
Durch die Nacht nur gehen wir ein
Zu dem ewigen Sonnenſchein.

Die Schweſtern.

Laßt ſtampfen die Erd' auf die Erde feſt,
Es ſteig der Triumpf, die Poſaun erwach,
Wogender ſchalle der volle Geſang,
Kräftiger ſtürme der Pauke Ruf.

Die Tänzerin.

(Bachantiſch wird der Tanz, und edel trotzig das flammende Geſicht! — Das Licht des Hügels iſt Glorie geworden, die Poſaune führt triumphirend des Triumphes Lied.)

Lacht der Finſterniß in der Kluft,
Spottet des Todes, ſpottet der Höllen!

Denn ihr ſollt euch in ſtrahlender Luft
Eurem Heiland ewig geſellen.
Dann liegt Schwachheit, Kummer, Verdruß
Tief euch unter geflügeltem Fuß.

(Indeß Poſaune führt in langen Tönen die Kühnheit aus, die jetzt in Worten ſchweiget, und von des Jubels Wildheit ſich der Tanz ermäßiget, die Pauke ſanfter rufet, ergreift den Chor die innigſte Begeiſtrung.)

Chor der Phantaſie.

1.

O Jugend-Melodie der greiſen Worte,
Wie ſtürmeſt du empor zum ofnen Himmel! —
Dein Rhytmus tanzt; die Worte möchten ſchreiten!
Sie konnten's nicht, ſie tanzten wie die Töne,
Umarmten ſie in fürchterlicher Schöne!

2.

O heil'ge Wildheit, der Zuverſicht geſellt,
Du ſchalleſt jubelnd, da die Erde fällt.
Wer hörte noch auf die Elendigkeit,
Wer hat den Freund dem Staube noch geweiht.

1.

Und sehet da, die Leich' ist schon versiegelt! —

2.

Als Himmels-Hofnung ist das Grab gehügelt!

1.

Wie dämpft die Pauke sich in tiefen Saitenton!

2.

Entschläft der wilde Tanz in leises Hauchen schon!

1. und 2.

Doch wer empfängt des Glaubens Siegs-Kron?

Phantom.

Tänzerin.

(Von sanfterm Takt gehoben, will das Lied den wilden Sieg in stillen Frieden enden. Posaun' und Flöte grüssen sich in Sanftmuth.)

Nur daß ihr den Geist erhebt
Von den Lüsten dieser Erden,
Und euch dem schon jetzt ergebt,
Dem ihr beygefügt sollt werden.
Schickt die Herzen dort hinein,
Wo ihr ewig wünscht zu seyn.

(Die Glorie steigt, von lichten Flammen wird der Hügel und die Tänzerin verhüllt. Der Pauke letztes Rufen ist verstummt, und der Posaunen-Hall verhallt im Echo! Auf Grabes-Höh' erscheint der edle Priester, der Kinder Schaar tritt näher zu ihm hin, und alle Stimmen, auch der Trauernden, vereinen sich, (als säng' ein einzig Herz,) des wunderbaren Liedes letzte Strophe, in alter Kirchen-Weis', zu wiederholen.)

Nur daß ihr den Geist erhebt
Von den Lüsten dieser Erden,
Und euch dem schon jezt ergebt,
Dem ihr beygefügt sollt werden.
Schickt die Herzen dort hinein,
Wo ihr ewig wünscht zu seyn.

(Mit lezten Tönen schwindet das Phantom, in Duft und Strahlen scheint es zu versinken! Die ganze Scen' umdeckt ein himmelblauer Verhang, und unter goldnen Sternen strahlt die Inschrift: „Verzweifl' am Tode! also siegt das Leben!")

Doppel-Chor.

(In Psalmodien-Weise.)

Verzweift' am Tode, also siegt das Leben! —
Amen! Amen! Amen!

IX.

Kleine Gedichte.

Erſte Abtheilung.

Sonette über das Sonet.

1.

Zerſtreuender Abklang.

Willkommen, ruf' ich immer noch, willkommen,
Ob ich dich ſchon mit meinem Arm umſchlinge,
Mit meinem Herzen an das deine dringe:
Bey jedem Blick biſt du mir erſt gekommen!

Ich habe dich noch nicht in Arm genommen;
Verlange nicht, daß ich mich bald bezwinge,
Und frage nicht nach einem fremden Dinge!
Willkommen, ruf' ich, immer noch: willkommen!

„Erlauben Sie, ich bin im Reiſekleide,
Das Sopha leidet und die blanke Diele,
Der Weg hieher hat einen feuchten Sand.“

„Verzeihen Sie, auch mir fehlt Feſtgeſchmeide.
Nachläß'ger Anzug läßigt Fein-Gefühle;
Doch vor der Hand — zum Kuß hier
meine Hand!“

2.

Energiſcher Abklang.

Noch einmal erſteig' ich des Felſen Höhe,
Hinabzuſchaun in das Thal wie ins Leben,
Dem ich nun gute Nacht will geben,
So wie ich die Sonne verſchwinden ſehe.

Ihr Sterne, jetzt bin ich in eurer Nähe,
Doch kann ich empor mit dem Leibe nicht ſtreben.
Entkette dich, Geiſt, um hinauf zu ſchweben,
Mit der Kette zerreiſſen Jammer und Wehe!

Wie glänzt das Gewehr im Abendſtrahl! —
So blinkten tückiſche Menſchen mir zu! —
Scheint Abendroth? ſcheint Mondeslicht?

Horch, drückt' ich ſchon los, und hörte den Knall? —
Hinweg das Gewehr! Tief unten iſt Ruh,
Aus der Tiefe des Stroms winkt des Himmels Geſicht! —

3.

Lösender Abklang.

Du kömmst nicht selbst, Geliebter, doch du schickest
Ein herzlich Blatt, und neben liegt dein Bild;
Das stumme Wort wird Klang, so rein und mild,
Da du vom Bildniß freundlich drüber blickest.

Das stäte Bild, aus dem du schweigend blickest,
Gewinnet Worte, ist nicht mehr ein Bild,
Es regt sich Aug' und Lippe zärtlich wild,
Bis du das Herz an meinen Busen drückest.

Ach, Wort und Bild vergleichend hör' ich Töne,
Und seh bewegt die herzvertrauten Züge,
Durch Ohr und Aug' will sich die Seel' erquicken!

O, sag' es laut, wornach sich Liebe sehne,
Denn Qualvermehrend ist die stille Lüge.
Die Wahrheit will an's wahre Herz sich drücken.

4.

Umgekehrtes Sonnet.

Du liebst mich wohl, nur willt du's nicht gestehen!
Was wendest du den Blick, was glüht die Wange?
Du möchtest zürnen, und vermagst es nicht.

Wir müßten beide ja zu Grunde gehen,
Wenn ich den Aufschluß stürmend nicht verlange;
So zürne dann mit offnem Angesicht!

O schönster Anblick für mein ganzes Leben!
Verhüllet schien in bange schwüle Lüfte
Das reine Himmelslicht, der Blumen Düfte
Vermochten nicht, ins reine Blau zu schweben.

Da ward dem Wetter volle Kraft gegeben,
Durch Einen Blitz erfrischten sich die Lüfte,
Der Liebes-Thau sank in der Liebe Düfte,
Und neu verklärt war unser Beider Leben.

5.

Zusammenklang.

Das Paradies gilt in der Weltgeschichte
Für eine schöne Fabel, denn ich finde
In Noth die Menschen und im Kampf der Sünde,
Wohin sich auch die Menschenkundung flüchte.

Und suchest du die Wahrheit zum Gedichte
Im eignen Leben? — Ach, so bald die Binde
Der Kindesdumpfheit sinkt, umarmt uns Sünde,
Wir finden uns in Nacht beym ersten Lichte!

„Auch ich war in Arkadien gebohren!“
Wie kanntest Du Arkadien? Verlohren
War es Dir gleich an der Erkenntniß Spur.

O die Geschichte unsrer eignen Seelen
Wir können sie als Fremdes nur erzählen,
Auch von sich selber wähnt und glaubt man nur.

6.

Desgleichen.

Auch von ſich ſelber wähnt und glaubt man nur;
Ein Eden mußt du glauben oder wähnen:
Du wähnſt, zu ſtillen blos ein ſinnlich Sehnen,
Du glaubſt, aus Sehnſucht höherer Natur.

Der Glaube ſchwebt im Blauen, wünſcht ſich Flur
Der Phantaſie, zu Bildung ſeiner Scenen,
Da einet ſich das Glauben mit dem Wähnen,
Zu ſuchen himmliſch-irdiſche Natur.

Es hoffen beide, ſich einander trauend,
Nach einem Reich des ew'gen Friedens ſchauend,
Indem ſie vorwärts bald, bald rückwärts ſehn.

Auch wir ſind in Arkadien geboren,
Es heißt: wir glauben uns dazu erkohren,
Wir wandeln, wandeln nach Arkadien!

Die Stanze.

1.

Wir grüßten uns einander in die Blicke,
Tief aus den Seelen kam ein Gegengruß.
Ich bot die Hand, du wicheſt nicht zurücke,
Und Leib und Geiſt trank den Vermählungskuß.
Was fehlte da noch dem vereinten Glücke? —
Beglückte Liebe, ſuchſt du Weltgenuß? —
„Zum ſchönſten Welt-Genuß im ſtillen Leben
„Hab' ich die Welt in Kindern euch gegeben.“

2.

1. Die Freundin an der Hand, erwart' ich die Geliebte. —
2. Am Arm des Freundes, ſehn' ich mich nach dem Geliebten.
1. Dort ſchimmert ein weiſſes Gewand durch den Buſch am Hügel.
2. Eine Jünglingsgeſtalt! Jezt überſchwebt ſie den Waldbach!

1. Dora, ſie iſt es! Sie hebt den Schleier zum Gruſſe.

2. Alexis! — Das Jägerlied hör' ich, erkenne das Jagdhorn.

3. Ja hier ſind wir, empfange nun jeder das liebende Seine!

4. Leuchte nun Mond, und Nachtigall töne zum Wandeln der Liebe!

Sinn im Vokalſpiel.

Eine Lebensgeſchichte.

a.

Als ich aus der Kindheit Traum erwachte,
Alle Sinne lachend offen machte;
War das All zum frohen Staunen da;
Fragt' ich: biſt du mein? war Antwort: Ja!

ä.

Wär' ich doch zum Wählen nicht erwählet,
Wär' ich doch durch Wechſel nicht gequälet!
Hätt' aus All' nicht Eines ich gewählt,
Wär' ich mit dem ganzen All vermählt.

e. i.

Ehre, Liebe, wechſeln, ringen, ſtreiten,
Herrſchend will ein Erſtes — Zweites leiten.
Ehre geht einher in hellem Schein,
Liebe liebet ſtilleren Verein.

o. T.

Jetzo weg' ich im Getöſ' der Wogen,
Öffnen möchte ſich des Himmels Bogen!
Söhnung hoff' ich aus der ſtolzen Höh';
Doch verſchloſſen bleibt die ſtolze Höh'! —

u. Ü.

Und nach Düften ſuch ich tief im Dunkeln
Duftend Ufer, — ſehe Lichter funkeln.
Welch ein Unſtern macht mich ſo betrunken!
Tief in's Dunkel iſt die Welt verſunken! —
Ach, die Jugend haucht in dumpfen Düften,
Bunte Lichtchen gaukeln noch in Lüften! —

Hellenik und Romantik.

I.

Hellenik.

1.

All' helleniſche Kunſt ringt froh nach der Klarheit des Tages,
Dann auch reicht ſie dir dar heller geſchliffen die Welt.
Drinnen erblickeſt du dich in voller und klarer Geſtaltung,
Selber der Schatten erſcheint ſchärfer geſchattet und klar.
Seele der höheren Kunſt, was iſts? — Poeſie im Gemüthe,
Volles Leben, das ſich lebend verkündigen will.
Iſt das Leben dir hell in ungebrochener Faſſung,

Stellſt du helleniſch es dar, bildend den Spiegel dazu.
Auch die myſtiſche Tiefe des Innern erſcheinet voll Unſchuld,
Myſtiſch ſchauet der Blick, aber das Aug' iſt verklärt.

2.

Wein mit Waſſer vermählt, — das tranken die fröhlichen Alten,
Feurige Kühlung floß durch den erheiterten Sinn.
Wenn ihr Symbolik verſteht; ſo deutet euch dies auf Hellenik. —
Oft in romantiſchem Feu'r tranken ſie feuriges Feu'r.

II.

Romantik.

Romantiſche Kunſt ſehnt ſich in Nacht und Glanz,
Schmelzt friſche Blumen gern auf dunkelm Grunde.
Der Nacht, — dem Tag, — gehört der Menſch nicht ganz.
Der Kranke lebet nicht wie der Geſunde,
Doch leben beide ein wahrhaftes Leben,
Der letzte lebt's in einem ſtritt'gen Bunde.
Es will das Licht als Feuer ihn umſchweben,
Das ſanfte Lichte bleibt ihm unbekannt.
Gluthlicht und Froſtnacht ſtreitend ihn umgeben.
So ſehnt er ſich nach einem Friedensland,
Verkündigt's mehr in Lauten als Geſtalten,
Und ſeine Farben ſind dem Ton verwandt.
In reiner Formung Inn'res zu geſtalten,
Iſt ihm der freudigen Geſundheit Glück.
In Liedern nur kann er die Jugend halten,
Und ſeine Plaſtik ſchimmert als Muſik.

Die beiden Schlegel.

(Geſchrieben und gewünſcht 1800.)

Ihr ſchlagt gar derben Schlag, Gebrüder Schlegel,
Der Künſte Korn vollſtändig auszuſchlegeln.
Es ſoll die Spreu in alte Lüfte ſegeln,
Die goldnen Körner häufen goldne Kegel.

Hart iſt das Stroh, und hart ſey auch der Flegel,
Kritik zerdreſche die geſteiften Regeln,
Doch hütet euch, auch Körner zu zerflegeln,
Und gar zu wild trift oft der Schlag den Schlegel.

Viel lieber hör' ich euch die Harfe ſchlagen,
Die Laute mit des goldnen Plektrums Schlägen;
Wornach die goldnen Körner ſich bewegen.

Gefährlich ist's, die zarte Hand zu wagen!
Erquickt die Dreſcher, daß ſie leicht vollenden,
Der Flegel ziemt Bernhardis harten Händen.

Zweite Abtheilung.

Hellenischer Muthwill.

Drei Jugendversuche.

I.

Ditirambe.

Auf, und füllet die Becher mit Most, und kränzt sie mit Rosen,
Denn wir weihen die Nacht Bachus und Cypria!
Schwelget in schäumenden Bechern, —
Schwelget an wallenden Busen
Glühender Mädchen,
Bis ihr zerflossen
In Wonne vergeht.

Hinweg mit aller Götter Unſterblichkeit,
Mit ihrer ewigen Kraft, die nie im Freudengenuſſe,
Nie in Fülle der Luſt — ſelig ermattet ſich fühlt!
O, ermatten vor Wonne, — beben vor Luſt, — vor Entzücken
Sterben, — nur das iſt,
Das iſt der Wolluſt
Lezter, höchſter Triumph!

2.

Bild.

Lösche die Lampe! Der Mond durchblickt das Gewebe des Vorhangs!
Wohin winket der Strahl? siehst du den gütigen Blick?
Mädchen, er lächelt uns an von des Bettes schimmernder Decke,
Zu dem lieblichsten Traum ladet das liebliche Licht.

„Ungestümer, du wirrst den zierlich gefalteten Vorhang!
„Lösche die Lampe mir nicht, oder ich eile davon!“ —

Könntest du eilen? Du schwebst im Arme des liebenden Jünglings,
Hier im Strahle des Monds lebe den lieblichsten Traum!
Schau in den freundlichen Glanz! Wie blonde Locken umfließet

Sein jungfräulich Geſicht ſpielend das dünne Gewölk.
Löſe die Locken auch Du! — Was ſoll der Schleyer des Buſens?
Unter dem Schleyer noch dieſes gefährliche Netz? —

„Laß mich, Frecher! — — Du weißt, — ich liebe! — Laß mich, Geliebter!
„Zürnend ſieht uns der Mond, glühte die Fackel uns nicht!“

Wenn er uns wieder erſcheint, ſo hat ſie geglühet! — O Mädchen,
Wende die Lippe nicht weg mit dem balſamiſchen Kuß.
Wende die Wange nicht weg! — Schon löſ't der Buſen die Bande!
Zögert der glühende Mund; küſſ' ich das klopfende Herz!

„Nimm den Mund und die Hand, Geliebter,
und laß mich erflehen!
„Willst du erbleichen mich sehn, wenn uns
die Fackel bestrahlt?“

O du erbleichest mir nicht! Dich röthet die
heimliche Kunde,
Mein jungfräuliches Weib führ' ich zur Hütte mir ein.

2.

Gegenbild.

Weineſt du, liebliches Weib? — Geliebte! —
o Kind, warum weinſt du?
Hat uns die Fackel nicht, Hymenæ, geleitet
hieher?
Tönen nicht noch die Geſänge des fröhlich ſeg-
nenden Chores?
Weinſt den Geſpielen du nach? bangt dich
zur Heimath zurück?

„Frage mich nicht! Du weißt, warum ich die
Thränen vergieſſe,
„Dich beweinet mein Herz, ach, und bewei-
net ſich ſelbſt.
„Jeder hat feſtliche Gaben der Braut gebracht
und dem Bräut'gam,
„Und die Ärmſte! was könnt' ich dir ge-
währen zum Feſt?
„Ach, du empfingeſt ja ſchon in wilder Stun-
de das Einz'ge,
„Was dir zum heutigen Tag' Unſchuld und
Sitte geſpaart!“ —

Nein, du kindliches Weib! ich umarm' in dir eine Jungfrau! —
Was ich in Wildheit verübt, floh wie ein Traum mir dahin! —
Glaube mir treu! was ein holdes, ein liebendes Weib uns gewähret,
O, zu jeglichem Tag iſt es ein bräutlich Geſchenk! —

„Lieber, du redeſt wohl tröſtlich, doch wirſt du mich heute nicht tröſten! —
„Gütiger, löſe nicht Du — ach! den verwundeten Gurt!
„Laß mich weinen, o Freund, — ich ſelbſt muß heut mich entgürten!
„Löſche die Lampe nicht Du, — mir ſchon gebühret der Dienſt. —
„Wilder, du täuſcheſt dich noch? — Das Braut-Gewand iſt zerriſſen!
„Nimm mich in Thränen, — ſie ſind einzig mein bräutlich Geſchenk.“ —

An Maria S.

Den 1. Febr. 1793.

Manchen ſüſſen Kuß zu nehmen
Fand ich wohl Gelegenheit
In der friſchen Jugendzeit.
Doch das knabenhafte Schämen
Hat mich ſpäter nicht gereut,
Hat mir oft das Herz erfreut.

In den frühſten Liederweiſen
Sang ich Liebes-Seligkeit,
Sang des Kuſſes Lieblichkeit.
Lippen, Buſen mocht' ich preiſen,
War in keines eingeweiht,
Dichtung war noch Kindlichkeit.

Jetzt iſt anders mir zu Sinnen,
Mannheit lebt in Ernſt und Spiel,
Kräftig-voll iſt mein Gefühl!
Scherz und Sehnſucht ſind von hinnen,
Mich umfaßt mein Lebens-Ziel,
Und es ſchweigt mein Saitenſpiel.

An Ferdinanda.

Ich war einſt glücklich! Damals ſchlug ein Herz,
Dem deinen ähnlich, treu an meinem Herzen!
Wie manches Übel konnt' ich da verſchmerzen,
Wie manche Sorge ward ein leichter Scherz.

Die Zeit iſt hin! erloſchen ſind die Kerzen
Der Lebenshochzeit! Plötzlich himmelwärts
Entfloh die Flamme! Ich behielt ein Herz,
Mich nur zu ſehnen nach dem treuen Herzen.

Allmählich wollten ſchon die Wunden heilen,
Da mußt' ich, ach! vor einem Bilde weilen,
Das mir Erinnrung gab, doch ohne Hoffen!

Dein Herz, dein Geiſt, die Kindlichkeit der Blicke,
Sie gaben Glück und Unglück mir zurücke.
So blutet denn, ihr Wunden, und bleibt offen! —

An dieselbe.

Du legst so traut den Blick in meine Blicke,
Ich fühle tief den warmen Jugend-Schein,
Du legst in meine deine Hand mir ein,
Und sprichst so kindlich von der Kindheit Glücke!

Dein Traum ward nicht begünstet vom Geschicke,
Du Mädchen-Seele kindlich noch und rein,
Du stehst als Frau befremdet und allein,
Und wünschest dir die Mädchen-Zeit zurücke.

Du weißt es nicht, und nie kann ich's dir sagen,
Mir ist es Qual, dein Zutraun zu ertragen.
Du traust doch auf einen gleichen Sinn?

Soll ich als Freund allein die Freundin hören?
Ich will es können! — Doch in reinern Sphären
Führt dich der Freund zu seiner Gattin hin! —

Noch an dieſelbe.

(Bei Rückſendung einiger Atlas-Blättchen, worauf Urnen und Grabmäler unter Blumen und Grün mit zierlicher Kunſt geſtickt waren.)

So feine Arbeit an ſo harten Dingen! —
Von Mädchen-Phantaſie und Kunſt gewebt,
Hier über'm Tode friſches Leben ſtrebt,
Und Blumenkränze Urn' und Grab umſchlingen!

Ich find' es ſchön, Ihr Frauen! — Auf den Schwingen
Des ſtillen Glaubens eure Seele ſchwebt
Dort hin, wo alles friſcher blüht und lebt,
Was wir als Saamkorn hier zu Grabe bringen.

Drum liebt Ihr, das Vergängliche zu ſchmücken,
Gebt allem Dunkeln einen leiſen Glanz,
Und eure Wehmuth ähnet dem Entzücken!

Ja, eure Kunſt will allem Schönheit geben,
Auf einer Leiche reicht ſie Blum' und Kranz.
Doch ſchöner iſt's, verſchöne Ihr unſer Leben!

Die Fruchtwählerin.

Speiſ' und Trank ſind zwar zunächſt für das thieriſche Leben,
Selber ihr Wohlgeſchmack iſt nur ein Kitzel des Gaumens,
Wär' er auch immer ein Werk des Studiums und der Talente.

Dennoch giebt es Gerichte, die, mit dem Herzen gekoſtet,
Lieblicher werden der Zunge, und welche das Herz nur bezahlet.

Siehe die reinlich umgürtete Hausfrau, vor ſich das Körbchen
Mit den zärtlichen Früchten des bald vereilenden Sommers,
Froh geſchäftig, die volle Johannis-Traube, die Himbeer,
Oder die glänzende Kirſche, nach eigen erprobeter Weiſe
Aufzubewahren, damit die ſanft erquickenden Säfte

Noch erquickend ſich halten für Tage des frucht-
loſen Winters.
Sinnige Fröhlichkeit blickt aus ihrer ganzen
Geberde,
Fremde dem bloßen Gewerb. — Die beſſere
Frucht wird belächelt
Mit ſo herzlichem Blick, als könnte die Frucht
es empfinden.
Und es herrſchet ein Takt in der ganzen fleiß'-
gen Bewegung,
Ein ſo freudiger Takt im zarten Geſchäfte der
Hände
Und der prüfenden Augen, als würden Blumen
geſammelt
Für die bräutliche Locke der Freundin. — Auch
ſonder ein Liedchen
Könnte man wahrlich Muſik zu dieſen Bewe-
gungen dichten.

Sage mir, Freundin, was macht dich alſo
fröhlich von Herzen?
Giebt dir öfters den Blick des leiſen Entzü-
ckens, als ob dich
Nicht die Wirthſchaft allein, als ob eine Kunſt
dich beſchäftigt?

Oder denkst du die zarten und auserlesenen Früchte
Als ein dankendes Opfer, oder als Hefnungs-Geschenke
Darzubringen den freundlichen Göttern, etwa der Venus,
Oder dem lieblichen Amor, damit sie gewogen dir bleiben,
Wie sie es waren und sind? Gieb Worte dem lachenden Blicke!
Darf auch mich sie erfreun; laß deine Freude mir wissen!

„Meine dankenden Opfer zum Tempel der gütigen Götter,
„Welche du nanntest, mein Freund, lange schon sind sie gebracht!
„Freilich ist es nur Wirthschaft, was ich jetzo besorge,
„Aber, du siehest schon recht, fröhlicher, als eine Kunst
„Treib' ich das süsse Geschäft, die süssesten Früchte zu sammeln,

„Nicht für die Götter selbst, aber der Götter Geschenk.

„Für den Einen, in dem mein ganzes Leben sich freuet!

„Jedes Geschäft für ihn, was ihn erheitert, erquickt,

„Was ihm ein Lächeln entlockt, verliert das prosaische Ansehn

„Häuslicher Pflichten, es wird Alles mir Tanz und Musik.

„Wenn ich die vollere Kirsche belächle, oder die Himbeer,

„Denk' ich der Lippe, die einst prüfet die liebliche Frucht,

„Denk' ich des gütigen Blicks, womit Er die Labung empfänget,

„Neben dem leiblichen Sinn labt sich des Liebenden Herz! —

„Sieh', es schmecket der Mund die Erfrischung, aber das Auge

„Kostet der Geberin Herz, wie es ihr lächelt im Aug'! —

„Und ſo flechtet die Liebe von Freude, die Freude gebähret,
„Selber um Heerd und Tiſch einen poetiſchen Kranz.“

Erinnerung.

Nur Ein Becher ſtand auf deinem Tiſche,
Nur Ein Löffel lag bey deiner Schaale,
Und du ludeſt freundlich mich zum Mahle,
Daß es mich nach heiſſem Gang erfriſche.

Und ich trat aus heiſſem Sonnenſtrahle
In der Laube kühles Duftgemiſche,
Setzte mich zu deinem kleinen Tiſche,
Sprach: wie ſoll ich koſten von dem Mahle?

Laß uns wechſeln! war dein muntres Wort,
Und ſo ging der Löffel wie der Becher
Wechſelnd um, als da wir Kinder waren.

Ja, Erfriſchung fand die Lippe dort,
Aber ach, mein Herz ward ſchwül und ſchwächer. —
Kühles Mahl, du glüheſt noch nach Jahren!

Der Abſchied.

So Manches mußt' ich ſchon vergeſſen,
Was ich mit tiefem Sinn geliebt.
Zum Sterben war ich oft betrübt,
Mein Unglück ſchien nicht zu ermeſſen.
Doch während ich im Herzen weinte,
Und ew'gen Schmerz zu nähren meinte,
Floß tropfenweis die Quaal dahin.
Ihr Regen war gefloſſen,
Der Himmel neu erſchloſſen,
Ich fühlte friſchen Lebens-Sinn.

Nun will das Letzte mich verlaſſen,
Die Freundin, die der Freund erwarb. —
Wenn ich an Liebes-Gram nicht ſtarb,
Sollt ich mich jezt nicht ruhig faſſen? —
Nein, allen Troſt würd' ich mir rauben,
Könnt' ich an volle Tröſtung glauben,
Ich habe nie daran geglaubt.
Der Regen war gefloſſen,
Der Himmel neu erſchloſſen,
Doch war ihm auch ein Stern geraubt.

Das teutſche Mädchen in Polen.

Ballade.

Es zog ein teutſches Mädchen, an Bräutigams Hand,
Nach Polen, in's Land
Der muthigen Weiber. —
Es ſind die Polinnen geiſtreiche Leiber,
Die Lieb' iſt hier ein ſinnlicher Verſtand!

Das teutſche Mädchen, an Bräutigams Hand,
Dies nicht verſtand.
Nicht half ihm das blühende Angeſicht,
Der treuen Augen gefälliges Licht,
Nicht halfen ihm Wirthſchaft und Tugend.
Es hatte wohl auch poetiſchen Sinn,
Doch ach, der Poet hat's keinen Gewinn,
Er ſuchet die ewige Jugend.
Und jung bis in das ſpäteſte Jahr,
Noch Frühling im Auge, bey Schnee im Haar,
Sind hier die geiſtreichen Leiber!

Drum trauet keines Poeten Hand,
Will ſie euch führen in's Polniſche Land,
Ihr teutſchen Mädchen und Weiber!
Und ſeyd ihr auch leibliche Geiſter.
Der geiſtreiche Leib iſt eu'r Meiſter.

Dritte Abtheilung.

Sprüche.

Wer einem Freunde zu verzeihen hat,
Der iſt, o Freund, der Glückliche von Beiden.
Wer um Verzeihung bittet, ſtraft ſich ſelbſt,
Und ſtellt ſich dir in ſeiner Strafe vor.
Hier giebt's nur Eine Weiſe, die der Ehre,
Dem Freunde zu verzeihen, würdig iſt:
Nimm ihm die Geiſel aus der eignen Hand,
Und lege freundlich Balſam auf die Wunden.

Wer ſich ſelber die Beule nicht ſchneidet, dem magſt du ſie drücken
Mit der ernſteren Hand, bis er den Schaden erkennt.

Thut er dann thöricht vor Schmerz, und ſchilt die Hand, ſtatt der Beule;
Du, dem er danket dereinſt, bitt' um Verzeihung ihn jetzt.

Daß in dem Augenblick des innerlich tobenden Feuers
Freunde ſich flammend entzweyn, — iſt noch ein milderes Loos.
Glücklich wäre der Menſch, wenn nur in Flammen er brennte,
Viele brennen im Froſt, — ach, und verbrennen doch nicht! —

Der Saal der Harmonie.

Ein Gleichniß.

(Gesprochen in einer Freymaurer-Loge.)

Ein Jüngling in dem Schooß der Einsamkeit,
Entfernt von aller künstlerischen Welt,
Und von der Künsteley der Kunst entfernt,
Nur mit der Schönheit der Natur bekannt,
Und eingeweiht in ihr erfreulich Leben, —
Vernahm ein Waldhorn in des Waldes Ferne,
Drin seine Hütte stand. — Er horcht' empor,
Und wähnete, ein ferner Donner rufe.
Da kam der Ton ihm näher, und er sprach:
Hör' ich des fernen Donners Stimme; traun
So ist es ein melodischer, er sinkt,
Ein großer Vogel in des Himmels Zweigen,
Wie in den Zweigen dieser Bäume hier
Die kleinen Vögel singen. — Als der Jäger
Jetzt aus den Büschen trat, und nach Begrüssungs-Worten
Des Jünglings Fragen ob dem Instrument

Erklärend löſ'te, wurden beide eins,
Zur nahen Stadt zu gehn. Dort, ſprach der Jäger,
Sollſt du, ein Freund der Harmonie, (wie ich
Aus deiner Rede über die Geſänge
Des Waldgeflügels merke,) voll vernehmen,
Was Harmonie iſt, die des Menſchen Lippe,
Des Menſchen Finger kräftiger belebt.

Geführt vom neuen Freund in einen prächt'gen Saal
Voll Inſtrumente, ſtand der Jüngling da.
Der Führer ging, und ließ den Staunenden
Allein zurück. — Der Saal war überſchrieben
Mit goldner Schrift: Dem zarten Ohr geweiht,
Das Wohllaut liebt, und einem zarten Herzen,
Worin er wieder klingt, und ſchöner nachtönt.

Befremdend horcht' er jetzt, ſchaut jetzt umher!
Nicht Einen Laut vernimmt er. — Schweigend liegen

In myſtiſcher Geſellung um ihn her
Die Flöt', ein junger Baumaſt, die Poſaune,
Ein rankendes Gewächs, die Pauke,
Ein großer, runder, durchgeſchnitt'ner Stein,
Und Geig' und Harf' und Zitter, — ſeinem Sinn
Ein wunderliches Spielwerk, zwar mit Bogenſehnen
Beſpannt, doch in der ſteif geſchnitzten Form
Auch als ein ſpielend Jagdgeſchoß für Kinder
Nicht zu gebrauchen! — Plötzlich ſtrömt ein Guß
Von reiner Harmonie in ſein erſchrocknes Ohr.
Von dem verſchleyerten Geländer oben
Am Saalgewölbe ſtrömt es auf ihn zu.
Er ſchwankt, ihn hebt der Töne Fluth und Woge.
Die Harfe ſinkt ihm aus der Hand, (er prüfte
Sie eben, ob als Bogen ſie vielleicht
Zu gebrauchen ſey.) Es ſteigt ein ſchöner Hain
Mit grünen Zweigen, düftereichen Blüten
Vor ſeiner Seel' empor, doch ſingen andre Kehlen,

Und andre Töne flieſſen wie vom Himmel,
Aus dieſen Zweigen, dieſen Äther-Blüthen.
So ſangen einſt im alten Paradieß,
(Ach, ewig wär' es jung geblieben, wenn
Der Menſch ſich ſelbſt nicht überältert hätte,)
So ſingen einſt im neuen Paradies
Die Haine wieder, und die Blüthenzweige!
So iſt dem Fremdling vor der trunknen Seele! —

Bald ſchweigt das liebliche Konzert von oben, —
Und in dem Saal erſcheint der Führer: Freund,
Spricht er zum Jüngling, was an dieſen Wänden,
Was auf den Pulten dort ein abentheuerlich
Und todt Geräth dir ſchien, — das war es, was von oben
So himmliſch klang, gerührt von Meiſterlippen
Und Meiſterfingern! — Bleibe hier nicht ſtehn,
Und richte die Geräthe rings umher,
Nicht nach Geſtalt, wie ſie dem Unerfahrnen
In's bloße Auge fallen! Komm, verſuche

Zu lernen, ob du ſelbſt durch eignen Athem,
Durch eigne Hand, (begleitet von der Seele,)
Die Harmonien reich erwecken mögeſt,
Die dich erquickten aus des Saales Wölbung.
Und kannſt du dieß, ſo glaube mir, du wirſt
Die Paradieſes-Stimmen, die dich jetzt
In ſel'gen Taumel ſangen, ſeliger
Und doch zugleich beſonnener genieſſen.

Trittſt du dereinſt in einen gleichen Saal,
Und ſieheſt die Geſtalten ſchweigend ruhn,
Woraus ein Chor von Himmels-Waldgeſängen
Dir zugetönt, ſo ſprichſt du froh entzückt:
„Auch bey dem Anblick ſchon der myſtiſchen Organe
„Hör' ich, ein Künſtler ſelbſt, das mögliche Konzert,
„Und dieſer Saal der todten Inſtrumente
„Heißt ewig nun für mich ein Saal der Harmonie."

An Gleim.

In der erfreulichen Zeit, dem Lenz und Sommer des Lebens,
Sangſt du dem ſinnigen Scherz Lieder der Lieb' und des Weins.
Aber du ſcheuteſt den Trank aus dem irdenem Becher der beiden,
Beiden haſt du dich nie irdiſch vermählet, o Freund! —
Wie die göttliche Grille, (Anakreon nennet ſie alſo,)
Sangſt du dem irdiſchen Lenz, lebteſt vom himmliſchen Thau.
Himmliſch zwar iſt die Schönheit, doch einzelnes Schöne der Erde
Bleibt mit Erde gepaart, haftet am dürftigen Kloß! —
Nur der ätheriſche Glanz, die ätheriſchen Düfte des Schönen
Waren Dir freyer Genuß, Maſſe begehrteſt du nie.

So verſtändigt ſich auch Dein ſinniger Scherz in den Liedern
Über Mädchen und Wein, irdiſch ſind Beyde, — doch ſchön.
Das iſt Quelle des Scherzes, des liebenswürdigen, des beſſern,
Daß wir in ſchuldloſem Streit Leiblich- und Geiſtiges ſchaun.
Wie Dein Jugend-Gemüth die Erſcheinungen faßte, ſo waren
Sie helleniſch gefaßt ganz mit helleniſchem Geiſt, —
Mit dem lachenden Sinn, der von der Maſſe des Lebens
Nichts begehret, der nur heiter am Dufte ſich labt.
Scherzt der Hellene; er ſcherzt wie Du, ſo bald er das Leben
Über der löſenden Höh' trägen Genuſſes beſchaut.
Darum wär' es ein Wunder, o Greis, daß hoch in den Jahren,
Die uns zum Himmel ziehn, eh' uns die Erde befreyt,

Dich der kühne Verſuch, das Leibliche geiſtig zu einen,
Als Bedarf und Symbol, daß dich mein Hymnus *) erfreut. —
Aber es iſt kein Wunder. Bey deinem verdämmerten Auge
Blieb dir der geiſtige Sinn immer noch hell wie zuvor.
Schau ich die Pole doch, woran ſich die Sphäre der Dichtung
Dir bewegte, ſie ſind Pole der Menſchheit zugleich.
Halladat glänzet dort ein winkend Geſtirn aus der Ferne,
Näher dem bangenden Haupt funkelt das Krieges-Geſtirn.
Zwiſchen den Pol-Geſtirnen da blinken die Sterne des Scherzes,
Spielen freundlich und klar in den beruhigten Blick.
Wollet ihr heiligen Ernſt der romantiſch-helleniſchen Hofnung;

*) Hymnus der Vermählung.

Schauet nach Hallabat hin, klar iſt die Gegend, doch fern.
Wollet ihr trotzigen Muth, das Leben, das gegen Romantik
Und Hellenik ſich wehrt, kräftig zu faſſen; ſo horcht
Auf die trotzigen Lieder vom Stern der wilden Granate,
Nur der Verſtand iſt Preuß', Griech' iſt der muthige Sinn!
Leſſing, der teutſche Gelehrte, voll Ahnung der künftigen Teutſchheit,
Herder, der Indiſche Griech, haben nicht anders gemeint.
Aber hätten ſie auch; ich würde nicht anders Dir ſchreiben,
Wie ich heute gethan, immer empfand ich, wie heut.
Was ſie ſagen wollen, die Undankbaren, die jetzo
Rennen die Höhen hinauf, die Ihr ſo mühvoll gebaut,
Was ſie ſagen wollen, wir wiſſen es All'! — Sie vermeinen,

Von dem erhöhteſten Punkte hättet Ihr niemals geſchaut.
Das iſt leider der Stolz, der ihre Seelen umenget,
Ach, das Verſtändniß bleibt ihnen die Wahrheit des Sinnes.
Sich in alles Gebild des lebendig-dichtenden Lebens
Einzuleben, das iſt ihnen ein dürftig Geſchäft.
Herrlich gehet hervor in neuem Verſtändniß die Dichtung,
Leugnen werd' ich es nicht, da es mich herzlich erfreut.
Aber es bleibt im Innern die alte Dichtung die neue; — —
Nur das Verſtändniß wird klarer und voller vielleicht.
Roſen erquickten auch Euch, und Lilien, lebendſymboliſch,
Reines Edelgeſtein war euch ein zauberiſch Licht.
Auch Ihr ſpracht mit dem Stern, es ſprachen die Sterne des Innern,

Tief umfaßte der Sinn Himmel und Erde vermählt.
Alles fanget Ihr nicht, Ihr glaubtet Vieles zu heilig,
Und das Heiligſte bleibt ewig ein inn'res Gedicht.

Ansicht einer gewissen Zeit.

Zwey Sonnette.

1.

Ich wandle munter über Feld und Höhen,
Mir folgt die Sonne durch viel bunte Scheine,
Mir duften, glänzen Blumenfluren, Haine,
Und frische Himmelslüfte mich umwehen.

Ich will so fort durch allen Frühling gehen,
Damit ich wechselnd alle Lust vereine.
Es wechseln süsse Düfte, muntre Scheine,
Die Reise winkt, ich bleib' nicht lange stehen.

Da steig' ich auf zu einer grünen Höhe,
Es strömt ein heller Bach von ihr hernieder,
Zum hohen Walde locken süsse Lieder.

Ganz eben eine dunkle Grub' ich sehe,
Mich laden Männer ein, hinab zu steigen,
Sie wollen mir gar andre Schätze zeigen.

2.

Es iſt da unten, ſprech' ich, gar ſo dunkel,
Ich mag ein wenig nur hinunter ſchauen,
Mich ſchwindelt vor der Tiefe voller Grauen.
Was iſt alldort das glimmende Gefunkel? —

„Steig' nur herab, hier ſcheint es nur ſo dunkel,
„Wir können dort bey hellen Kerzen ſchauen,
„Und viel Gewinn belohnt ein wenig Grauen.
„Du ſiehſt der Erz' und Edelſtein Gefunkel.“

Lebt wohl! mir möcht' der ofne Frühling eilen!
„Halt' an! es keimt all' Jahreszeit im Grunde,
„Die Mutter lehrt die Kinder dich verſtehen.“

Lebt wohl! ich mag allhier nicht länger weilen,
Es wohnt auch gift'ger Dunſt im ſchwarzen Grunde.
Ich muß ſofort durch allen Frühling gehen.

Evangelium.

(Aus den Erläuterungs-Variationen zu Fichtes: Bestimmung des Menschen.)

In stürmender Nacht — hin und her
Wogt das gefährliche Meer,
Es schwimmt ein Schiflein drauf
In ungewissem Lauf,
Gestoßen und wieder gehemmt von feuchten Massen;
Wirft Anker aus, und kann den Grund nicht fassen.

Da ziehn die Schiffer tollkühn die Segel empor,
Spannen sie dem Winde vor:
„Kann Anker den Grund nicht fassen;
„Laßt uns durchschneiden die nichtigen Massen
„Mit des Sturmes Gewalt.“

Aber alsbald
Zerreißen die Segel, und bricht der Maſt;
Das Schiflein ſinkt vor Sturmes- und Wellen-Laſt,
Doch, wunderbar iſt's anzuſehn,
Es kann und will nicht untergehn.

Dies Wunder macht die Erſchrockuen beſinnen,
Daß auf dem Schiflein iſt ein Prophet.
Sie treten hinzu,
Er ſchlummert in ſorgloſer Ruh.
Sie wecken ihn auf, und flehn um ſein Gebet,
Des Ungewitters Gnade zu gewinnen!

Er redet: „was ihr ſo tollkühn gewagt,
„Wie macht's euch jetzt ſo gar verzagt!
„Ihr wolltet den Sturm mit Sturm bezwingen,
„Das konnte nur untergehend gelingen.“

Drauf hebt er den göttlichen Blick empor,
Bedrohet den Wind und die trotzige Welle.
Es fliehen die Wolken, der Himmel tritt vor,
Und ſieh', in freundlicher Mondes-Helle
Liegt nah ein glänzendes, duftendes Land,
Dahin iſt das Wunder-Schiflein gewandt.

Sie treten an's Ufer, und ſchaun
Mit freudeſeligem Graun
Der erſten Heimat Gefilde
Die ſie als Kinder im Nebel verlaſſen.
Sie träumten davon in manchem ſchönen Bilde
Und wähnten zu träumen von einem Traum.
Jetzt können ſie die helle Wahrheit faſſen,
Jetzt will die helle Wahrheit ſie umfaſſen,
Und keinem andern Wunſche läßt ſie Raum,
Als dieſes Paradies nie zu verlaſſen.

Der göttliche Prophet
Geſellig unter ihnen geht:
„Erquickt euch die Heimat bey Mondenſchein,
„Viel herrlicher wird ſie bey Sonnen-Auf-
gang ſein!“

In einem verheerten Polniſchen Walde.

(Ein Jahr nach dem Durchzuge der Ruſſen zur Eroberung Pragas.) *)

Herrlich wilder Wald,
Mit deinen hohen Wipfeln,
Mit deinen dichten Gebüſchen
Voll von grünem Laube,
Wer hat dich alſo verwüſtet? —

Die engen ſchattigen Wege,
Überhangen von grünem Gezweig,
Umſungen von muntern Vögeln, —
Kriegeswagen und Beil und Feuer
Haben ſie weit gelüftet, da liegen nun
Die zerfahrnen Gebüſche, die verbrannten Äſte.

Vor Rauch erſtickten im Neſt die Jungen,
Die Alten flatterten um die Flamme,

*) Aus dem Nachlaß Marient.

Schreiend um Schonung, — ſie mußten ſinken,
Verſehrt am Fittig, in die Glut.

Durch Aſche, durch verſengtes Gezweig
Geht die traurige Fahrt, und ſchwarz verkohlte Stämme
Stehen einzeln und ſchwenken die grüne Krone,
(Als winkten ſie nach Rettung)
Wenige Tage noch.

In ſcheuer Entfernung
Grünet der übrige Wald,
Noch wild und hoch, voll dichten Laubes.
Aber er freuet ſich nicht,
Da er hinſchauen muß
Auf die Aſche der Brüder,
Die näher ſtanden am gefährlichen Weg.

Es regnet kalt
Vom nebligen Himmel herab,
Mitten im Sommer
Umweht uns hier der Herbſt.
Es nahet die Zeit, wann es jährig iſt,
Als die zerſtörende Horde hier ſich durchbrach.

Sie that es zuerſt am grünen Holze,
Sie ging, das Dürre zu verbrennen,
Woraus ſich die Menſchen Häuſer und Hütten gebaut. —

Es regnet kalt und langſam
Vom trüben Himmel herab:
Die hohen Bäume ſtehen naß umher,
Vom Laube trieft's herab in kalten Tropfen,
Durch die verkohlten Stämme rinnt das Waſſer,
Die ſchwarzen Kohlen glänzen unterm Grün.

Nimmer möcht' ich dich wiederſehn, o Wald,
Wenn der Himmel nicht trübe, die Luft voll Regen iſt,
Wenn du nicht daſtehſt, wie jetzt, mit naſſem Laube,
Und tauſend kühle Tropfen
In die Wunden
Der heiſſen Zerſtörung rinnen.

An V.

1800.

Mit dumpfen Sinnen, mit gepreßtem Herzen,
Im Innersten an Wunsch und Kraft entzweyt,
Oft äusserlich in Überfüll' der Schmerzen
Mit Heftigkeit, doch scheinbar nur, erfreut,
Gedrängt vom Schicksal in beklommne Lagen,
In dieser Feß'lung nie sich selber treu,
Mag ich nur Hofnung für die Freunde wagen,
Und nur in ihnen blüht das Glück mir neu.

Dir ist die schönste Hofnung aufgegangen
Mit stillen Monden jüngst verfloßner Zeit,
Gestillet ist ein seliges Verlangen
Im Schönsten, was ein Menschenherz erfreut.
An deinen Lippen, deinem Herzen hänget
Ein Doppel-Leben, drin das deine blüht;

Von liebevoller Häuslichkeit umenget,
Erweitert ſich das liebende Gemüth.

Mit neuen Blicken faſſet Ihr das Leben,
Seitdem ein neues Augen-Paar euch lacht,
Der Jugendſinn iſt für euch ſelbſt erwacht
In jenem kindlich herzlichen Beſtreben,
Den jungen Mitgenoſſen zu erfreun,
Ihm die Natur als friſch und neu zu zeigen,
Den Himmel dort mit Sonn- und Sternen-
Schein,
Die Erde hier mit ihren Blüthen-Zweigen.
Und ſelbſt der lang bewährten Freunde Kreis
Verklärt ſich ſchön im Antheil am Geliebten.
Die traute Freundin, die zu rathen weiß,
Was ſie erprobt bey eigenen Geliebten,
Der bidre Freund des Vaters, der dem Sohn
Sich angelobt zu künft'ger Freundſchafts-
Treue,
Sie waren euer Glück ſeit Jahren ſchon,
Doch dies Verhältniß macht ſie werth auf's
Neue!

So lebst du, Freund, und helle Sterne blinken
Aus blauer Ferne deiner künft'gen Bahn!
Einſt wirſt du in die treuſten Arme ſinken,
Der Knabe wird ein Jüngling, wird ein Mann!
Ich ſehe dich im wackern Sohn geehret,
Wie einſt der Sohn um dich geliebet war,
Und auf des Lebens reinſter Höhe mehret
Wie friſche, kräft'ge Luft, ſich Jahr und Jahr!

Mit dumpfen Sinnen, mit gepreßtem Herzen,
Im Innerſten an Wunſch und Kraft entzweyt,
Dir äuſſerlich in Überfall' der Schmerzen
Mit Heftigkeit, doch ſcheinbar nur, erfreut,
Gedrängt vom Schickſal in beklommne Lagen,
In dieſer Feſſ'lung nie ſich ſelber treu,
Mag ich nur Hofnung für die Freunde wagen,
Und nur in ihnen blüht das Glück mir neu.

So wünſcht dies Bild, mit leiſer Hand gemahlet,
Daß Du es faſſen magſt mit güt'ger Hand.

Der Wirklichkeit Gemählde überſtrahlet
Das Kolorit, das Dichtung ſchwach erfand.
Ich wünſche nichts, denn meinem Wunſch empöret
Sich das Geſchick von früher Jugend an! —
Einſt, wenn es ſeinen Köcher ausgeleeret,
Tritt aus dem Nebel der verkannte Mann.

Bey H — ens freywilligem Tode.

Zwey ſondre Stimmen.

„Du haſt das Leben
Dir nicht gegeben,
Du ſollſt es bringen in hohe Hände,
Wenn ſie es fodern am ſeligen Ende.“ —

„Ich hab' es mir genommen,
Nicht wie ich es bekommen,
Es war durch Müh' und Noth — und Fehl mein eigen worden,
Das freye Recht, zu ſterben, hab' ich mir theu'r erworben.“ —

„Iſt aber nicht gut,
Und zeigt gar wenig Muth.
Es fehlt die Kraft, zu dulden,
Was wir doch oft verſchulden.“

„Wo giebt es Duldung recht als Kraft?
Das iſt 'ne Macht, — wie die Ohn-Macht.
Gar manche Fehle hab' ich tief erkannt,
Als eigner Richter mich aus eigner Kraft ver-
bannt."

„Wohin verbannt?
Kennſt du das Land?
Was wird der König dort ſagen,
Darfſt du dich ohne Zagen zu ihm wagen?"

„Ich bin nun ſchon im kühnen Lauf,
Es geht die Reiſ' hinunter, hinauf,
Ich fühle nicht Angſt noch Grauen.
Ich hab' ein kühnes Vertrauen,
Die ewige Gnad' auch mir genädig zu ſchauen."

„Aber das Weinen
Von vielen treuen Deinen,
Vernimm es nach dem böſen Scheiden!
Und Schmach auf dem Grabe, kannſt du ſie
ruhig leiden?"

„Stille da unten! — Ich mag euch nicht hören!
Was liegt in der Grube, das mögt ihr beſchwören!
Dem mögt ihr Lieb' oder Schmach verheiſſen,
Es kümmert ſich nicht; ich thät ihm die Sinne zerreiſſen.

Gruß des Todtengräbers zu Neujahr 1801.

Es iſt ſeit alten Zeiten ein Chriſten-Brauch;
Der Todtengräber zeigt ſich zu Neujahr auch,
Bringt ſeinen Gruß als Chriſten-Profeſſion,
Und übergiebt die Todten-Relation.

Noch ſterben Menſchen, ſie ſterben Jahr aus, Jahr ein,
's wird auch nicht anders im neuen Jahrhunderte ſeyn,
Wer daran ruhig denkt in Freud' und Luſt,
Der fühlt ein ew'ges Leben in ſeiner Bruſt!

Drum ſeht den Todtengräber nicht bänglich an,
Sein ſtilles Gewerb' hat Keinem Leids gethan!

Wird er gerufen, iſt Schmerz und Angſt vorbey,
Des Grabes Umarmung macht von Feſſeln frey! —

Es liegt der Kirchhof unter'em ofnen Schein
Von Sonn und Mond; — die Gräber insgemein,
(Ob Reich', ob Arme wir ihnen anvertraun,)
Sie haben Hügel, die zu den Sternen ſchau'n!

Von jenen Hügeln, wo Chriſten-Gebeine ruhn,
Komm' ich, an Euch den Neujahr-Gruß zu thun.

„Gedenkt der Todten mit Lieb' und ernſtem Sinn!
„Wir haben für Euch ſo manchen Schmerz gelebt.
„Wir ſä'ten Vieles, und hatten's nicht Gewinn;
„Was wir begannen, Ihr jetzt zu enden ſtrebt!

„Seyd lebensmuthig, wirkt unser Gutes fort!
„Beginnet Neues, und macht der Nachwelt Bahn! —
„Die matten Glieder ruhn am stillen Ort,
„Doch ist auf Erden das Gute nicht ausgethan!“

Dies ist seit alten Zeiten ein Christen-Brauch:
Der Todtengräber zeigt sich zu Neujahr auch,
Bringt seinen Gruß als Christen-Profession,
Und übergiebt die Todten-Relation.

Neujahrslied im Bundeskreiſe.

Es ging das alte Jahr zur Ruh,
Doch wachen ſeine Thaten;
Denn was die alte Zeit gethan,
Iſt für die neue — Saaten!
Das Böſ' und Gute keimet fort,
Und breitet ſich von Ort zu Ort. —

Das Leben, was geboren war,
Zu Schmerzen oder Freuden,
Das Leben, was mit Angſt und Weh
Von Angſt und Weh mußt ſcheiden,
Es bleibt ein Saamkorn ausgeſtreut,
Zum Wachſen für die Ewigkeit!

Ein Lügen-Wort und ſchlechte That
Sind nicht ſofort geſtorben;
O, durch ein längſt vergiftet Herz
Wird ſpäter Eins verdorben,
Die Zeit beſchlieſſet nur die Zeit;
Was drinnen lebt, ſich ſelbſt erneut!

Doch auch ein Strahl von guter Lehr,
Ein Funke reiner Liebe,
Sie leuchten und sie wärmen noch
In Zeiten kalt und trübe!
Das Gute wird nie ausgethan,
Und fängt sich immer muth'ger an! —

Ja, muthiger und tapfer stets
Muß Gutes sich erneuen;
Soll es, mit Bösem kämpfend, einst
Ein mächt'ger Sieg erfreuen!
Dann kömmt ein Leben sonder Zeit,
Worin das Gut' allein gedeiht. —

Zu dieser Selbst-Erneuung gebt
Gelobend euch die Hände!
Für unsers Bundes Geist und Kraft
Ist auch der Tod kein Ende!
Ist Kampf nun siegend ausgethan,
Dann heben Friedensthaten an!

Gesang beym Abschiedsmahle.

Stimme 1.

„Lebt mir wohl! — Auf Wiedergrüßen hofft
mein Lebewohl!
„Denn der Freund von braven Freunden freu-
dig scheiden soll.
„Laßt mich blühn in eurer Reihe,
„Und den alten Bund erneue
„Mannes-Wort!“ — :,:
„Freund den Freunden feste Treue!
„Herzens-Wort
„Gelt uns hier und dort!“

Stimme 2.

Leb' uns wohl! — An Wiedergrüßen glaubt
das Lebewohl!
Freundes-Kreis vom braven Freunde muthig
scheiden soll!
Auf den Werth der Bundes-Weihe!! —
Ja, du lebst in unsrer Reihe
Blühend fort! — :,:

Treue glaubt an Gegen-Treue,
Herzens-Wort
Gilt uns hier wie dort.

Stimmen 1. und 2.

„Lebt mir wohl!“ — Leb' wohl, ſey glücklich! — Hoch dieß Lebewohl!!
Trennung als ein Spiel der Einung Freunden gelten ſoll! —
Bund der Herzen, deine Weihe
Überfliegt die Wortestreue,
Zeit und Ort! :,:
Singt, als ſängt ihr eure Treue
Ohne Wort:
Eins ſind hier und dort! —

Trinklied.

1.
Original.

Laßt uns ein Lied erheben!
Einnig trinkt den Saft der Reben,
Dann iſt ſinnig Lied nicht weit.
Waſſer nährt und giebt Gedeihen,
Brod und Proſa zu erfreuen: —
Pokul — Poeſie erfreut.

Wem die Poeſie des Weines
Unbekannt, — wer nur gemeines
Waſſer trinkt mit Spiritus,
Mag die frohe Tafel fliehen,
Halt', von Fieberhitze glühen
Und vom Wein — für Gleichverdruß.

Wein ſoll leben! unſer Leben!
Unſer Leben wohnt in Reben,
Feu'r und Naß im Kampfverein.

Feu'r und Wasser müssen kämpfen,
Doch das Feu'r läßt sich nicht dämpfen,
Pflanzen-Genius wohnt im Wein.

Genius genialscher Pflanze
Fördre dich zum höhern Glanze:
Klare Becher sind gestellt!
Wasser fall' in Regenbogen
Bald danieder, — bald verzogen
Sey die Wolk — und klar die Welt.

2.

Parodie.

Ein frohes Lied erheben
Soll man beym Saft der Reben;
Es wird der Muth ſo weit!
Auch muß die Speiſ' gedeihen,
Wenn wir uns recht erfreuen.
Der Wein des Menſchen Herz erfreut!

Stimmt an zum Lob des Weines
Ein Lied, ein herzgemeines,
Wie Waſſer traut mit Spiritus.
Die Trinker ſoll'n entfliehen,
Die nicht beſcheiden glühen.
Das Leben hat gar viel Verdruß!

Hoch lebe Aller Leben!
Der reine Saft der Reben
Macht reinen Herzverein.

Wir pflegen ſonſt zu kämpfen,
Jetzt ſoll ſich jeder dämpfen,
Ein Friedensſtifter ſey der Wein.

Gar farbig glänzt die Pflanze
Im hellen Sonnenglanze —
Ihr Saft noch mehr durchs Glas erhellt!
Nur recht das Glas gezogen,
So ſeht ihr Regenbogen.
Ein Regenbogen iſt die Welt!

X.

Letzte Worte eines freywillig Sterbenden.

Kleine Aushebungen aus einem unvollendeten Roman, betitelt: Der Fremde.

(Aus den Papieren eines Verſtorbenen.)

Letzte Worte.

I.

Lebt wohl, ihr Kinder einer beſſern Zeit, *)
Die mich doch niemals recht und voll erfreut!
Mit trüben Sinnen wollt' ich heiter ſingen,
Drum hab' ich ſtets verzweifelt am Gelingen.

Gelungen iſt mir nichts auf dieſer Welt.
Mein Daſeyn ſelber ſcheint nicht wohl gelungen.
Leicht hat mich oft der ſchwächſte Trieb bezwungen,
Oft wieder trotzt' ich allem Reiz der Welt.

Ich bin mir ſelber niemals klar geweſen,
Wie auch nach Klarheit rang mein dunkler Sinn.
So geh' ich dumpf, wie ich gekommen bin,
Wie alle gehn, die endlich bangen Weſen.

*) Frühere Gedichte.

Glückliche Menſchen, die ihr euch verſteht,
(Wähnt ihr es gleich nur,) darnach werd't ihr leben.
Noch Glücklichere, die ihr ohne Beben
Den ſtillen Weg des heil'gen Dunkels geht.

Am Glücklichſten die Wenigen vor Allen,
Die kunſtreich ein'gen Licht und Dunkelheit;
Sie werden von dem Lichte nicht entzweyt,
Und können in der Dunkelheit nicht fallen.

Unſelig aber iſt, wer zwiſchen beiden
Noch ſchwanken muß in ungewiſſer Wahl.
Mich zu befrein von dieſer furchtbar'n Qual,
Will ich hinweg von Licht und Dunkel ſcheiden.

2.

Wem ſoll ich klagen
Mein Verzagen!
Wem kann ich groß thun mit meinem Muth,
Zu verſpritzen aus Schuld mein eigen Blut.
Ich kann mich nicht retten
Aus ſelbſt geſchmiedeten Ketten.
Ich weiß nicht, wer ich bin!

Ich mag nicht meinen Sinn,
Darf auch das Schickſal nicht verklagen.
Das weiß ich wohl,
Ich bin des Jammers voll,
Mein Verzagen iſt Muth, mein Muth iſt Verzagen!

3.

Muthfröhlich war mein Wille: mitzunehmen
Die Guten, die von nun an jammern müſſen.
Sterbend wollt' ich die Sterbenden noch küſſen,
Ich hätte ſie befreyt von allem Grämen.

Noch kann ich dieſes Wollens mich nicht ſchämen;
Ohnmacht des Thuns, für dieſe möcht' ich büſſen!
Ich wählt' und wählte, — ein zitterndes Gewiſſen
Konnt' mir die Kraft des beſſern Muthes nehmen.

Des Sterbens Qual in dieſen Angſtes-Stunden
Hätt' ich nun wohl in vollem Maas empfunden,
Doch dumpfer, kalter Sinn war mein Befreyer.

So ging ich hin, mir selber fremd geworden,
Ein todtes Leben nochmals zu ermorden, —
— Und es versagt' sich mir das tück'sche
Feuer! —

4.

Dir, Gott Neptun, weih' ich mein schuldvoll
Haupt,
Viel andern Göttern soll es Söhnung seyn.
Ich büsse tief für mancherley Entweihn,
Mein inneres Pantheon hab' ich beraubt.

An alle Götter hab' ich treu geglaubt,
Drum ist der Frevel nimmer zu verzeihn.
So mußte sich mein inneres Selbst entzweyn,
So bring' ich dir ein schon zerrüttet Haupt.

Nimm's auf in deine Wellen, laß es bald
Ersterben in den Tiefen deiner Flut. —
Ach, wüschen diese doch hinweg die Schuld!

Sie werden's nicht, vergebens schein' ich kalt:
Lebt noch mein Geist, so tobt in ihm die
Glut;
Denn nimmer hoff' ich auf Versöhnungshuld.

5.

Wenn ich, ſo nah dem Tod, noch ſprech' und ſinge, —
(Mögt Ihr's auch deuten, wie ihr immer wollet:)
Dem Leben wird die letzte Luſt gezollet: —
Dort tönt nicht Red' noch Sang, wohin ich dringe.

O, daß als Tanz mein letzter Sprung gelinge,
Indeß als Sang der Strom vorüber rollet!
Schön iſt der Tag, kein Sturm, kein Donner grollet;
Sey muthig, — Leben! und dich froh bezwinge.

Dort *) ſind ſo Viel' in Einer Nacht erblichen,
Die Flammen ziſchten, und die Mörder ſchrien.
Doch ſtarb auch Mancher wohl in heil'gem Sange.

Mit heil'gem Sange ſey dies nicht verglichen,
Ich ſelber will in's Todes Arme fliehen,
Drum ſpring' und ſing' ich mit ſo lautem Klange.

*) In Praga an der Weichſel bey Warſchau.

6.

Gar herrlich will aus ſeiner Aſche ſteigen
Der neu verjüngte Phönix alter Kunſt;
Ich aber muß mein Haupt in Moder neigen,
Verwirkt hab' ich des ſchönen Lebens Gunſt.
Ja, Liebe, Freundſchaft, Kunſt, — für mich verloren,
Noch bleibt der Wunſch: O wär' ich nie geboren!

7.

Während ich alſo ſinge,
Denk' ich an keine Vergangenheit, —
Auch die Zukunft liegt mir dunkel und weit,
Einzig mit Gegenwart ich ringe.
Weib und Kinder hab' ich ganz vergeſſen. —
Das iſt nicht wahr! wie kann ich mich ſo belügen?
Sie ſteh'n ja vor mir in allerley gräßlichen Zügen,
Und fodern, ich weiß nicht! — Bekleidung? Trank? oder Eſſen?

8.

O gnäd'ge Todes-Ruh, du biſt verſchwunden,
Es glückt mir nicht, in Tod mich einzuſingen:
Zu Furjen ſoll ich ſelbſt als Furje dringen,
Sie werden wüth'ger nicht, als ich, gefunden!

9.

Neptun, dir bring' ich mein glut-volles Herz,
Ich kann nicht ſterben froh, wie ich gemeint,
In meinem Schmerz wird Kühlung nicht gemeint,
Der Menſchen Lächeln glüht noch mehr den Schmerz.

Wie möcht' und könnt' ich ſtreben himmelwärts,
Der ganze Himmel mir in Feu'r erſcheint.
Dort iſt die Hölle, dort die Quaal vereint,
Die treffen muß ein ſündig-bangeꝛ Herz.

In deine Kühlung tauch' ich meinen Brand,
Der doch zum Naſen nicht erflammen will,
Sonſt blieb ich wohl, und hielt der Flamme ſtill.

O wirf mich nicht zu früh an's ofne Land,
Die Leiche flieh' tief unter'm hellen Tag,
Daß mich das Licht nicht wieder kennen mag.

10.

Vor dem selbst gewählten Tode
Soll man ruhig seyn.
Eine Nacht noch ist gewonnen,
Und ich will es seyn.

Schlafrig leg' ich mich zu Bette,
Ruhig schlaf' ich ein;
Morgen, an derselben Stätte,
Werd' ich nicht mehr seyn.

Analekten.

von

J. J. Mnioch.

Zweites Bändchen.

Vermiſchte Sachen.

Görlitz,

bei C. G. Anton, 1804.

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK·
MUENCHEN·

Inhalt.

I. Über Freiheit und Frieden im Denken und Darſtellen, und über allgemeine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Gegenſtände.

II. Poeſie und Proſa.

III. Über Kunſt.

IV. Über äuſſere poetiſche Formen.

V. Über lebendige Religion und über Religionsfeierlichkeiten.

VI. Über allgemeine Harmonie, als Glaubensgegenſtand.

VII. Glaubenshuldigungen.

VIII. Johannes der Täufer, und Johannes der Evangeliſt.

IX. Zur Einweihung des neuen Tempels.

X. Über das Duell.

XI. Über die Begriffe: Staat, Volk, Nation.

XII. Phantaſien. Von einem jetzt unglücklichen Freunde.

I.

über

Freyheit und Frieden im Denken und Darſtellen,

und

über allgemeine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Gegenſtände.

(Geſchrieben im November 1801.)

Über Freiheit und Frieden im Denken und Darſtellen, und über allgemeine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Gegenſtände.

Fragmente.

Aller Widerſtreit in der Wiſſenſchafts-Lehre und der Kunſt-Kritik, (nicht wie beide als Ideale gefaßt werden, denn dieſe machen allen Streit unmöglich, ſondern wie ſie in den mannichfaltigen Darſtellungs-Verſuchen erſcheinen) — kann nur ein ſcheinbarer ſeyn, wofern er kein abſichtlicher iſt.

(Der abſichtliche, der gegen das eigne ruhige Innewerden der ſprechenden Parthey ſtreitet, (oder, in Gedanken überſetzt, gegen

die eigne Überzeugung,) ist unter ehrlichen und braven Menschen nicht zu besorgen; und wo er zu besorgen ist, da kann man ihn doch der Parthey nicht geradehin aufschuldigen.)

Die absichtlosen oder die ehrlichen Widerstreite sind insgesammt mehr oder weniger Misgriffe im Verstehn, und zwar oft in einem doppelten, dem Verstehen seiner Selbst, dem Verstehn des Andern. Eben weil wir uns in Streite dieser Art einlassen als Gegen-Parthey, geben wir innerlich zu, daß wir ausser dem Verstehn einig seyn müssen im tiefen aber dunkeln Innern. Der Streit geht also aufs Denken und Aussagen, nicht aufs Innewerden. In diesem — (so müssen wir glauben, wenn wir an Sinn und Geist Anderer glauben, oder überhaupt an Menschheit in den Menschen) — liegt die Möglichkeit, alle Fakten des Gemüths, die je von einem Menschen in seinem Gemüth erlebt wurden, nachzuerfahren, wenn auch in abweichenden Graden der Dunkelheit und Klarheit.

Wenn wir ſie nicht nacherfahren, wenn wir den lebendigen Grund gewiſſer fremder Lehranſichten, Syſteme u. dergl. nicht ſelbſt inne werden; ſo muß es nur im Medium des Umſatzes liegen.

Im ehrlichen Streit, im redlichen Streben des Denkens und Ausdrückens, ſey Jeder frey! Man muß ihm zugeſtehn, daß er auf alle ihm mögliche Art die Gedankenfaſſung verſuche des innern Lebens, (welches in ſeiner vollen Kraft, nicht gedacht, nur gefühlt werden kann,) zum Verſtehn ſeiner ſelbſt; — und daß er auf alle ihm mögliche Art den Ausdruck dieſer Gedankenfaſſung wage zum Verſtehn für Andre, (d. h. zur Erweckung gleicher Gedanken in ihnen, wodurch ſie an eigne Fakta des Undenkbaren in ihrem tiefern Leben erinnert werden, wodurch ſie dieſe wiederholt erfahren, oder nacherfahren.) Wir ſagen: er muß die Freiheit haben, dies zu verſuchen, zu wagen, denn es iſt überall nur Verſuch und Wagniß, und ohne glückliches Errathen giebt es kein gegenſeitiges Innewerden.

Wird mit jenem Glauben ein Streit begonnen; wird jener Glaube mitten im Streiten nicht vergeſſen, ſo kann der Streit nicht anders geführt werden, als freundlich, — und ein freundlicher iſt auch ein friedlicher. —

Wer bey dieſer ſcheinbaren Moderation des Einen durch das Andere, nothwendig Unbeſtimmtheit und Karakterloſigkeit befürchtet, möchte ſchwerlich beherziget haben, daß alles Streben in Darſtellung wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Ideen nur in jener Freiheit und jenem Frieden allgemein gedeihlich werden kann. Ein Jeder ſoll frey in ſeiner Faſſungsart ſich verkündigen. Dies allein iſt ſein Karakter. (Schon der urſprüngliche Wortſinn: Karakter, iſt Zeichen, Ausdruck.)' Im dunkeln Innern, das die Vernunft zu beleuchten wagt, ſind wir gleich, und alſo ohne Karakter. Nur die Faſſung und Darſtellung macht Verſchiednes und bildet Karakter.

Bey dieſer Freyheit, die eben den Karakter des Einzelnen erbildet, ſoll jeder dem Andern jene Gleichheit im ganzen Laufe des Streits mit dem Grade ruhiger Beſonnenheit zugeſtehn, welcher bey karakteriſtiſch geſchiednen Menſchen dennoch einen friedlichen Gedanken- und Ausdruks-Verkehr möglich macht. — Das Friedliche darf nicht karakterlos werden, das Freye nicht unfriedlich. Findet das Gegentheil Statt, ſind die Streitenden nicht frey oder nicht friedlich, ſo ſind ſie jenes zum Nachtheil des Verſtändlichmachens, dieſes zum Nachtheil des Verſtehns. Nur unbefangen vom Faſſen und Ausdruck des Andern ſagt der Menſch aus, was er ſelbſt inne wird, ſo gut er es ausſagen kann; nur wenn ihm fremde Ausſagen des Gemüths, die ſeinen Ausſagen widerſtreiten, als ein redliches Wagniß der Verkündung des menſchlichen Innern im Auge bleiben, redet er zugleich (unbeſchadet der Kraft) gerecht im höhern Sinn oder freundlich, und darf hoffen, daß ihn der Gegen-Part gern verſtehen oder auch errathen will, ſo weit es dieſer vermag.

Die Gegenstände, zu deren Betrachtung, deren Ansichten und Darstellungen, der Mensch sich bestimmen kann, werden in allgemeine und in besondre geschieden.

Jedes Faktum des dunkeln Innern wird ein Gegenstand, so bald es zum Zweck der Verstehung besonders aufgefaßt wird. Die Auffassung ist entweder wissenschaftlich oder künstlerisch. Nur nach dem Gebiet der Auffassung giebt es wissenschaftliche oder künstlerische Gegenstände. — Wir verstehn in diesem Gegensatz unter Wissenschaft die Fassung des vollen lebendigen Innern in eine bloße Gedanken-Konstruktion, (die an und für sich ausgedrückt, eine höchst unvollständige und todte Übersetzung liefert,) — unter Kunst aber den kühnen, und doch besonnenen Versuch, die Gedankenfassung des dunkeln Innern mit dem Undenkbaren, mit dem Leben des Gefühls zu verbinden, zu verschmelzen und so darzustellen. Die Wissenschaft will mit der Hälfte des Ausdrucks (insofern er Gedankendarstellung ist) das Innre

des Menſchen zunächſt bloß für den Gedanken abzeichnen; die Kunſt hingegen will mit der möglichſten Fülle des Ausdrucks (Gedanken- und Gefühls-Darſtellung) eben dies Innre zugleich dem Gedanken und dem Gefühl wieder verkündigen. Kurz, die Wiſſenſchaft und die Kunſt ſind verſchieden, wie proſaiſche und poetiſche Faſſung, proſaiſcher und poetiſcher Ausdruck.

Ob gleich Alles in der Menſchheit des einzelnen Menſchen liegen muß, was jeder andre einzelne Menſch verſuchen, wagen und liefern kann, ſo daß allen übrigen die Gemüthsfakta eines Einzigen innerlich wahr werden können; ſo iſt doch die Erhebung aller dieſer Fakten zu eben ſo viel wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Gegenſtänden, oder das Studium derſelben zur Verſtehung keinem einzelnen Menſchen anzumuthen. So viel verſchiedne, oder als verſchieden gefaßte Fakta des Gemüths, ſo viel beſondre wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Gegenſtände, ſo viel beſondre Studien giebt es. — Dieſe Faſſungen, Gegen-

stände, Studien sind unendlich verschieden, wie denn die Fakten selbst in ihrem lebendigen Dunkel unendlich unbestimmt sind, mit einer unendlichen Tendenz zum Bestimmtwerden.

Die Fodrung, daß jeder Mensch Etwas zu verstehen trachte, irgend gewisse Fakta des Gemüths zur ernstlichen Strebung im Verstehn sich aufstellen solle, hat ihren absoluten und allgemeinen Werth, (der Mensch wird inne, daß er dies Streben haben kann, indem er es hat,) aber dadurch ist die Allgemeinheit der Gegenstände nicht ausgedrückt, vielmehr ihrer Besonderheit freyes Spiel gegeben.

Redet man dennoch von allgemeinen Gegenständen, so wird geglaubt, daß unter den Fakten des Innern einige von solchem Werthe sind, daß sie aus einem dringenden Interesse des Innern in allen Menschen, beym Wagniß der Verstehung, zu oberst gestellt werden sollen, eben weil sie im innern Leben selbst vorherrschend sind, obwohl ihr ernstes Studium das Studium aller übrigen besondern

Fakten nicht nur freyläßt, ſondern allein geſchickt iſt, alle übrigen Studien in höhre Korreſpondenz zu ſetzen.

In den Kreis dieſer Gegenſtände, von denen dies geglaubt wird, (einen umfaſſenden Begrif davon, und deſſen Kritik wagen wir hier nicht,) gehören zu oberſt:

1.) Fakta des Glaubens an Gleichheit des Innewerdens, oder an tiefere Sinnes-Einung in allen Menſchen, (Fakta des Glaubens an eine Menſchheit.)

2.) Fakta des Strebens zur Verſtehung und zum Ausdruck überhaupt, — und zu wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Verſtehung und Darſtellung als den beiden Haupt-Formen des Verſtehns ins beſondre. (Fakta des Glaubens an eine menſchliche Geſellung.)

3.) Fakta des Strebens nach Harmonie unſrer ſelbſt im Gebiet der Willens-Freyheit, (oder Moral.)

4.) Fakta des Strebens nach harmoniſcher Weltanſicht, (oder Religion.) —

Auch urſprünglich beſondre Gegenſtände (d. ſ. alle zu beſondern Studien gefaßten Fakta des Gemüths) gewinnen Allgemeinheit, inſofern ſie in unmittelbaren Bezug auf die urſprünglich allgemeinen Gegenſtände geſetzt werden. Die Allgemeinheit liegt im Grund der Beziehung und in der Beziehung ſelbſt. Nicht zwar der beſondre Gegenſtand an ſich wird dadurch allgemein, aber die Setzung in jene Beziehung, und der Grund dieſer Setzung iſt ſelbſt ein allgemeiner Gegenſtand.

Jedes von dieſen Fakten kann wiederum wiſſenſchaftlich und künſtleriſch gefaßt und behandelt werden, und dieſer Unterſchied begründet die Hauptverſchiedenheit in den Formen der Darſtellung. Auch die proſaiſche Tendenz läßt ſich poetiſch ausſagen durch Supplirung; auch die poetiſche Tendenz läßt ſich proſaiſch nachweiſen, aber nur durch Zerſtücklung. Die ſyſtematiſche Zerſtücklung nennt man gewöhnlich Philoſophie.

II.

Über Poeſie und Proſa.

(Fragmentiſche Verſuche.)

(Geſchrieben im Januar 1802.)

Poeſie und Proſa.

Fragmentariſche Verſuche.

Poeſie und Proſa werden gewöhnlich für Gegenſätze genommen, im Grunde aber ſind ſie nur Nebenſätze, die einander nicht aufheben, ſondern vielmehr ergänzen.

Zunächſt reden wir hier nicht von der dürftigſten Bedeutung jener Wörter, wenn ſie blos eine Verſchiedenheit der äuſſern Redeform bezeichnen, (die ſogenannte gebundne und ungebundne Rede.) Eben ſo wenig von dem ſogenannten Bildlichen oder Unbildlichen des Ausdrucks, oder dem Ungewöhnlichen und Gewöhnlichen in der Wortſtellung, wornach es poetiſche und proſaiſche Redensarten oder dergleichen Konſtruktionen geben ſoll. Streng

genommen, giebt es keine ungebundne Rede. Jede Redeform iſt durch den Inhalt beſtimmt, wenn ſie keine Unform iſt. Durch dieſe Beſtimmung iſt ſie gebunden. Und eben dieſelben bildlichen und unbildlichen Ausdrücke, eben dieſelben ungewöhnlichen und gewöhnlichen Wortſtellungen werden häufig von Dichtern und von Proſaiſten gebraucht, ohne mit der Diktion des Ganzen zu disharmoniren. Iſt aber ihr Gebrauch für den Einen mehr erlaubt, als für den Andern, ſo muß ſich auch dies nach dem Inhalt der Rede beſtimmen laſſen, nämlich nach der Poeſie und Proſa deſſelben.

Unter Inhalt verſteh ich hier Alles, was die Rede ausdrücken will, in ſo fern ſie es durch Gedanken-Zeichen (durch Worte) *)

*) Abgeſehen von dem materiellen Charakter der Sprache, (als einer Reihe von Lauten und als Bewegung derſelben,) der eben in gewiſſen Modifikationen und Bildungen die verſchiedenen äuſſern Redeformen ausmacht. Die lezten gehören zum unmittelbaren Ausdrucke, welcher

verſucht, ſowohl alſo den Gedanken ſelbſt, das Begriflich-Faßbare, als auch das Unbegriflliche, die dunkle Lebendigkeit des Innern, die wir im Allgemeinen Gefühl nennen, für deſſen Ausdruck die Gedanken ſelbſt nur gewagte Zeichen ſind, und das ſie eigentlich nur andeuten können. *) Die Worte, als Gedankenzeichen, ſind in der letzten Hinſicht nur mittelbarer Ausdruck.

keinen Gedanken bezeichnet, auch nicht mittelſt des Gedankens eine Andeutung des Gefühls, ſondern ein unmittelbarer Ausdruck des Lebendigen iſt. Dadurch, daß die Bildung des Sprachmaterials einen unmittelbaren Ausdruck derjenigen Gemüthsſtimmung giebt, welche der Inhalt durch Gedanken andeutet, entſteht die Harmonie der Form mit dem Inhalt.

*) Inhalt der Rede iſt hiernach entweder ein bloßer Gedanken-Ausdruck durch Gedanken, oder eine Andeutung des Lebendigen eben auch durch Gedanken.

Aber zunächſt ſprechen wir auch nicht von Poeſie und Proſa als Inhalt einer Rede. Es läßt ſich ſehr richtig ſagen: Poeſie und Proſa könne geredet werden; aber da aller Ausdruck ein Innres ausſprechen muß, *) ſo giebt es Poeſie und Proſa, noch ehe ſie als Inhalt einer Red' erſcheinen. Überdies laſſen ſich beide nicht blos reden, ſondern auch in einem andern Material ausdrücken und verkünden.

Der tiefere Unterſchied zwiſchen Beiden liegt alſo im Innern des Menſchen, auch ohne Tendenz und Zweck des Ausdrucks.

Wie die geſammten äuſſern und innern Formen des Ausdrucks in proſaiſche und poetiſche geſchieden werden, und der Inhalt dieſe Formen gleichgeſchieden begründen muß; ſo muß ſich auch Alles, was Inhalt eines Ausdrucks werden kann, mithin das ganze ſinnlich-

*) Sey es zur bloßen Erleichterung oder zum Zweck der Verkündigung.

geiſtige Innre des Menſchen ſelbſt, in Poeſie und Proſa, oder in zwey verſchiednen Tendenzen dieſes Namens, ſcheiden laſſe, ſo daß ihre gegenſeitige Supplirung wieder das ſinnlich-geiſtige Leben umfaßt.

Es giebt zwey Haupttendenzen des innern oder ſinnlich-geiſtigen Lebens, unter welche ſich alle übrige begreifen laſſen:

das Leben in ſeiner Vollheit, in ſeinem Dunkel und Licht, in der urſprünglichen Geſammtthätigkeit von Gefühl und Gedanke — zu leben;

und:

den bloßen Gedanken in der (Gedanken-) Reflektion (des Lebens) zu orientiren, oder über das Leben iſolirt zu denken.

Die Geſammtthätigkeit des Innern iſt das volle urſprüngliche Leben. So unendlich mannichfaltig die Fakten des Innern, wenn wir ſie ſpecifiſch ſondern, ſein mögen, ſie bleiben Fakta des vollen Lebens, ſofern die Geſammtthätigkeit der Kräfte in ihnen herrſcht. Sie ſind

dann aber auch nur Modulationen oder Regungen eines licht-dunkeln (heiligen) Chaos.

Isolirt sich das Denken, tritt es als Abstraktion aus dem konkreten Gefühl heraus, und beginnt den Versuch, das Lebendige in Begriffen zu reflektiren; so ist zwar auch diese Tendenz des Lebens eine lebendige; aber was sie wirkt oder erzeugt, ist an sich todt. Sie giebt uns eine Zergliederung des Lebens, um uns in seiner Konstruktion, in seiner zusammengesetzten Faktizität zu orientiren, aber alle ihre Zergliedrungen sind ein Unleben, und können nur durch die Anahnung, oder Anempfindung der unbegrifflichen Verbindung, wieder lebendig werden. Was wir an begrifflicher Deutlichkeit gewinnen, verlieren wir an voller Lebendigkeit.

Diese verschiednen Tendenzen, als verschieden werden wir inne, *) so bald sich das Denken isolirt. Vor diesem Ausgang, dieser Iso-

*) Das heißt, sie werden uns (durch Bewußtseyn) Fakta des Innern.

lirung des Denkens aus der Gesammtthätigkeit des Innern sind sie für unser faktisches Bewußtsein nicht da. Bis dahin ist uns das volle Leben — auch die ganze Tendenz des Lebens; diese Tendenz ist dann weder blos gefühlt noch blos gedacht, sondern beides.

Die innre Ankündigung jener verschiednen Tendenzen, als verschieden, hängt nicht ab von der Freiheit des Willens. Wir erfahren sie (diese Tendenzen) im Innern als eine Doppel-Strebung, die sich verkündigen würde, möchten wir ihr Zwecke geben oder nicht. So bald wir aber ihre Verschiedenheit inne werden, und das Bewußtsein auf dieser Verschiedenheit absichtlich verweilt, gewinnen wir eine Fassung derselben. Das Fassen der einen oder andern Tendenz des Innern, so wie das Beziehen der einen auf die andre, (oder die gegenseitige Supplirung) ist frey. Aber Nothwendigkeit ist's, daß jede Fassung der lebendigen Fakten in uns Eine von Beiden seyn muß, (soll die Fassung eine besondre seyn,) oder daß beide Tendenzen in Beziehung gesetzt wer-

den müſſen, (ſoll die Faſſung ſupplirend ſeyn.) Dieſe Nothwendigkeit geht eben aus jenem unfreien Faktum des Innern hervor, das wir oben ein Doppelſtreben nannten. Begrifflich zerlegt, iſt es ein unbegreiflicher Widerſpruch, nämlich das unendliche Verlangen: das Leben deutlich — zu leben, das unbegriffliche Leben zu begreifen, kurz, das volle Leben (die Geſammtthätigkeit von Gedank' und Gefühl) im Denken, als iſolirter Tendenz, doch wieder zu finden.

Ich wag' es, (denn was iſt aller Gedankenausdruck anders, als Wagniß,) jene beiden Tendenzen und ihre Faſſung: die urſprüngliche und innerſte Poeſie und Proſa zu nennen.

Die Faſſung des vollen Lebens, oder auch nur das Streben nach dieſer Faſſung, meinem Sinne nach die Poeſie in Allem, was poetiſch heißen kann, ſey es das verſchwiegne Innre an ſich, oder eine Ausſprechung deſſelben in einer Lebensweiſe, in einem Kunſt- und

Nicht-Kunſtwerk. *) Die Faſſung hingegen, oder das Streben des iſolirten Denkens, der Verdeutlichung oder des begrifflichen Orientirens im Lebendigen, iſt mir die Proſa in Allem, was proſaiſch genannt werden darf, ſey es ebenfalls das verſchwiegne Innre ſelbſt, oder eine Lebensweiſe, ein Kunſtwerk, ein Nichtkunſtwerk.

Weder in der poetiſchen, noch in der proſaiſchen Tendenz vermag der Menſch, ſich vollſtändig zu faſſen, ſo lange jede Faſſung iſolirt bleibt, und die Kunſt nicht (in Klugheit und Freiheit) Annäherungen auffindet und durchſetzt.

Die poetiſche Faſſung will zwar volle Faſſung des Lebendigen ſeyn, aber ſie vermag es doch nicht anders, als indem ſie das Vorſtreben der blos begrifflichen Tendenz, wodurch freylich die urſprüngliche Harmonie des innern Lebens geſtört wird, das aber doch

*) Das iſt, mit oder ohne Konſtruktion der Darſtellung nach einer Zwecks-Idee.

in dem Weſen dieſes Lebens ſeinen nothwendigen Grund hat, entweder unſchuldig ignorirt oder abſichtlich einſchreckt. (Ich ſage: das Vorſtreben dieſer Tendenz, eben weil ſich in ihr das Denken iſolirt von der Geſammtheit der Lebensthätigkeiten, und ein vom Dunkel des Gefühls ſcharf geſondertes, für ſich gebildetes Licht ſeyn will, da es urſprünglich ein zerſtreutes war, und nur als Dämmerung des regen Dunkels durchfloß.)

Die proſaiſche Faſſung iſt allerdings noch weniger eine vollſtändige Faſſung des Lebendigen. Alles iſolirte Denken kann nur ſagen, was über das Leben gedacht wird, nicht aber, wie es in der unbegreiflichen Vermählung von Gedank' und Gefühl innerlich und wahrhaft gelebt wird.

Es lieſſe ſich vielleicht im ſchweigenden Innern Einer dieſer Tendenzen ausſchließlich Raum geben, indem man ſich entweder ganz dem Licht-Dunkel der Empfindung widmet, oder ganz der kalten Helle des Raiſonirens. Ja auch im Ausdruck durch jedes an-

dre Mittel auſſer der Sprache, (als einen beſtimmten Inbegrif von Gedankenzeichen,) lieſſe ſich die ausſchließliche Widmung zur bloßen poetiſchen Tendenz fortſetzen. In jedem Falle aber würde der Menſch ſich innerlich ſelbſt verläugnen, indem er die Doppel-Tendenz des Lebens verleugnet.

Soll es hingegen zum Sprachausdruck kommen, ſo bedarf die Poeſie durchaus der Proſa. Der Menſch muß ſich in der heiligen Verworrenheit des ſinnlich-geiſtigen Lebens erſt durch iſolirtes Denken orientiren, eh' er verſuchen kann, in eben dieſer Orientirung eine Abzeichnung jener lebendigen Verworrenheit, als einer ſolchen darzulegen. Und das iſt's doch, was der Poet im Sprachausdruck, oder der redende Poet einzig wollen kann. — Das ächt-Konkrete und Unbegreifliche des Lebens muß es dann wagen, durch Abſtraktionen und Begriffe ſich andeuten zu laſſen, denn die Zeichen der letzten ſind dazu gewählt. — Dem Poeten in jedem andern Ausdruck iſt die Proſa nicht ſchlechthin nothwendig im Beſtreben des

Ausdrucks. Er verkünde Freud' oder Leid, Verlangen oder Frucht, Lieb' oder Haß, — — in Lauten, in Geberden, ja selbst in Bildungen äusserer Materie; — ein isolirtes Denken, was sich jene Empfindungen zu besondern Gegenständen der Betrachtung macht, ist hier nicht nöthig zur Möglichkeit des Verfindens. Alle jene Ausdrucks-Materialien sind ursprünglich einem unmittelbaren Ausdruck geneigt, der als Ausbruch, als absichtlose Verkündung, kurz, als eine kräftige Strebung des lebendigen Innern zu einer Wirkung nach Aussen erscheint, ohne des Durchgangs durch die begriffliche Tendenz zu bedürfen. — Vom poetischen Künstler ist nicht die Rede, ob wohl auch der Poet als Schauspieler, als Mahler und Bildner, und besonders als Musiker, (abgesehn von dem, wodurch er Künstler ist,) *) die Kultur der begrifflichen Tendenz unendlich weniger bedarf, als der Poet in Sprache. Ja der rein-genialische Instinkt

*) Von der Konstruktion der Darstellung nach einer Zweck-Idee.

des Neuſten, Treffenden, Wahren, und das genialiſche Talent für die begriffloſe Kultur deſſelben, muß hier ſogar eben wieder aus genialiſchem Inſtinkt, vor begrifflicher Influenz achtſam bewahrt werden.

Die inn're Proſa hinwieder muß es im Verſuch des Sprach-Ausdruckes zum Zweck der Verkündigung hell genug erfahren, daß der Gedanke ſelbſt, als iſolirte Lebenstendenz, mit der Tendenz des vollen poetiſchen Lebens wenigſtens das gemein hat, daß ihr Ausdruck eben auch gewagt iſt. Auch der Proſaiſt muß hoffen auf ein tieferes Errathen eines verwandten Innern. Alle Gedankenzeichen laſſen ſich, ihrer eigentlichen Bedeutung (dem Gedanken) nach, nur wieder durch Zeichen erklären, eine unmittelbare faktiſche Beſtimmung iſt nur im Innern des Denkens ſelbſt möglich. *)

*) Aller verkündigende Ausdruck gründet ſich auf einen Glauben an die Möglichkeit des Errathens in einem verwandten Innern. Ich ſage, auf einen Glauben, d. i. auf eine Zuſage, eine Überzeugung im leben-

Die innre Faktität des Denkens überhaupt, und der einzelne faktisch-isolirte Gedank' im Innern, sind an sich eben so unaussprechlich, als die Faktität des heilig-verworrenen Gesammtlebens und dessen einzelne Fakta. — Dazu kömmt, daß das Innre der Gedankenzeichen als solche, oder die innre Form derselben, (abgesehn vom Material, als Laut und Bewegung, — und von dem eigentlichen Inhalte, oder der begrifflichen Bedeutung,) ein Bild, oder besser, eine unbestimmte Bildlichkeit ist, die ursprünglich in der Gesammtfaktität des Gedankens und Gefühls erschien, und welche das isolirte Denken erst späterhin zum Mittel nahm, sich selbst festzuhalten. Der isolirte Gedanke kann nur als Isolirung in der Faktität des Innern reine Prosa heissen. So bald er, der an sich als reines Abstraktum unbildlich ist, sich durch

digen Innern, ohne alle Begrifflichkeit, ob wohl man versuchen kann, — wie eben jetzt geschieht, — ihn begrifflich anzudeuten.

Bildlichkeit bezeichnet, iſt ihm die innre Poeſie, (die lebendige Verwerrenheit des Denkens und Fühlens,) dazu behülflich geweſen. Sie hat ihm ein Bild, ein Konkretum von Licht und Dunkel geliehen, das er freylich zur Bedeutung einer Unbildlichkeit, eines Abſtraktums, einer bloßen Lichtzeichnung beſtimmt wiſſen will.

Nur wer ſich jener beiden Tendenzen des Innern durch Freiheit ermächtigt, und ſie zu Tendenzen ſeiner innern Bildung macht, kann die poetiſche Faſſung durch die proſaiſche ſuppliren. In dieſer Suppl[illegible]ung faßt er den ganzen innern Menſchen, denn er faßt den begriflichen Widerſpruch, der ſein Weſen ausmacht, und den man eben darum keinen Widerſpruch nennen ſollte, ſondern Satz und Nebenſatz zur Vollſtändigkeit eines Hauptſatzes. Dieſer Hauptſatz iſt das ſinnlich-geiſtige oder geiſtig-ſinnliche Leben ſelbſt, die Doppelſtrebung: das Leben deutlich zu leben.

Der beſſere Proſaiſt iſolirt das Denken, nicht in dem Wahne, das Leben durch Begriffe vollſtändig auszuſprechen, ſondern zur beſondern Übung und Schärfung deſſelben, damit es, geſchärft und geübt, ſich wieder vermähle mit dem Gefühl. Der beſſere Poet vergißt nicht, daß jener unendliche Verſuch größerer Aufhellung des innern Lebens ihm das eigentliche Ausſprechen des letzten ins Unendliche erleichtern kann, ja daß die einzelnen Aktus dieſer Aufhellung, poetiſch gefaßt, d. h. in die lebendige Verworrenheit des Geſammtlebens zurück genommen, indem dieſer Geſammtthätigkeit immer neue, und doch wahre lebendige Geſtalten inne werden laſſen, und ſo der Kreis der Poeſie ſich intenſiv unendlich erweitert.

Es iſt Einſeitigkeit, ſeine Lebensanſicht und ſeine ganze Bildung bloß auf Proſa oder bloß auf Poeſie zu beſchränken, obwohl die künſtleriſche, nach einer Zweck-Idee vollendete Darſtellung der innern Poeſie oder Proſa eine

besondre Widmung der Kräfte verlangt, und ein besondres Talent voraussetzt.

Von der freyen Umfassung der isolirten Poesie und Prosa des Innern ist das Mischen der Beiden verschieden, nämlich die innre poetische Prosa oder prosaische Poesie. Man kann die poetische und prosaische Tendenz jede für sich zum Höchsten ausbilden, (wenigstens darnach streben,) und doch beide als gegenseitige Supplirungen zusammen fassen. Aber man kann auch die Supplirung gleich in den Aktus der Ausbildung mit aufnehmen, und dann entsteht ein Poetisiren und Prosairen durch einander. Der gewöhnliche Mensch ist poetische Prosa oder prosaische Poesie; und wenn diese Mischung nach einer Zweck-Idee durchgeführt wird, kann sie sich zu einem würdigen Kunstleben oder Kunstwerk veredeln.

Die traurigste Einseitigkeit ist der Prosaiker, so fern es einen Menschen giebt, der wirklich nichts mehr ist. Ich verstehe darunter ei-

nen solchen, der sich den Wahn angeeignet hat, das Lebendige in uns ließe sich vollständig begreifen, gleichsam durch Begriffe errechnen, und der diesem Wahn alle Mahnungen des Unbegrifflichen in seinem eignen Innern verachtend zurückweiset, mag er übrigens von den höhern Abstraktionen der Philosophie, oder vom gemeinsten Handwerk Profession machen. — Durchweg giebt es einen solchen Menschen nicht, oder vielmehr einen solchen Wahn giebt es nicht beharrlich in irgend einem Menschen. *) Freud oder Traurigkeit, Ehr oder Verachtung, Lieb oder Haß werden ihn fühlen lassen, daß

*) Ich sagte: Prosaiker, nicht Prosaist; unter diesem versteh' ich den Ausbilder der prosaischen Tendenz des Innern ohne jenen Wahn, — also mit lebendiger Achtung für das Unbegriffliche. Der höhere Philosoph, oder schlechthin der Philosoph, ist ein solcher. Es versteht sich, im Aktus jener Ausbildung, in andern kann er Poet seyn, auch poetischer Prosaist. Die Namen müssen gelten nach der Bedeutung, die aus dem Obigen folgt.

er ein Herz habe, daß etwas in ihm leb' und wirke, das wahr iſt, ohne daß ein Begrif es faſſen, ein bloßer Gedank es ausſprechen kann. Der Menſch lebt nicht ohne Poeſie, er kann es nur wähnen, daß er ohne ſie lebe.

Einſeitige Poeten bloß im Innern ſind eher möglich. Poetiſiren ſie aber im Sprach-Ausdruck, ſo wäre Einſeitigkeit ein Widerſpruch. Sie haben Begriffe gewählt, um Gedank und Gefühl auszuſprechen; ihr Ausdruck würde ohne Begriffe ſeinen unmittelbaren Inhalt verlieren. Die Kultur der begrifflichen Tendenz, wenigſtens die Kunde dieſer Kultur, iſt ein nothwendiges Bedingniß ihrer Darſtellung. Vergeſſen ſie dies aber im Einzelnen, und giebt ihr Ausdruck zunächſt keine begreifliche Reihe von Begriffen, obwohl dieſe aufs Unbegreifliche deuten ſollen, (auf Fakta des heiligen lichtdunkeln Lebens,) ſo haben ſie die Mittel über dem Zweck vergeſſen, und mögen in dieſem Moment immerhin Wahnſinnige heißen.

Die Philoſophie, als Kultur der proſaiſchen Tendenz, mit Achtung und Sinn für die poetiſche, iſt eine hochverehrte Schweſter der Poeſie. Sey ſie auch die jüngere, (wie man ſagt,) ſie macht die ältere immer wieder neu und jung. Das Licht des iſolirten Denkens kehrt immer heller zurück in das rege Dunkel, und immer klarer und klarer wird das innre Leben, ohne ſeine Wärme zu verlieren, und ſeine kräftige Regſamkeit. Der Gedanke durchwebte das Chaos der Gefühle urſprünglich als eine trübe ſchwankende Lichtmaterie; der Philoſoph formt dieſe in der Iſolirung des Denkens zu einer an ſich kalten Sonne. Aber was ſchwankende Lichtmaterie war, wird jetzt eine Menge von feinen Strahlen, die heller und reiner in's Innre dringen. Freylich, die Regſamkeit und Wärme des Lebendigen werden ſie nimmer beleuchten; *) aber ſie beleuchten die

*) Wer das Gegentheil wähnt, iſt eben darum kein Philoſoph, weil er Poeſie nicht achten kann, ihre Strebungen in ſich zurückweiſen muß, und den Sinn für ſie ertöd-

tauſend und tauſend Geſtalten, erzeugt und gebildet von dieſer Wärm' und Regſamkeit, und das dunkle Leben freut ſich, daß ſeine Kinder geſehen werden. Der Himmel iſt nicht da, wo die Sonne im leeren kalten Äther ſteht, er iſt, wo ihre Strahlen die warme, blühende Erde verklären.

Beſonders die redende Poeſie empfängt ihr immer neues Blühen, ihre neue und immer andre Jugend als freundliche Gabe der Philoſophie. Iſt doch ſelbſt der iſolirte Gedanke eine Tendenz des Lebendigen. So weit er ſich bildet, ſo weit hat ſich eine Tendenz des Lebens gebildet. Umarme du, volles Leben, deinen Sohn auf jeder Stufe der einſamen Bildung,

ten möchte, obwohl es ihm nimmer gelingen wird. Der ächte Philoſoph, in dem Aktus, worin er dies ſeyn will, kultivirt die begriffliche Tendenz immer mit dem Vorbehalt der Supplirung durch die unbegriffliche.

— diese Umarmungen sind Momente einer ewig jungen, in tausend Zweigen immer neu aufblühenden Poesie. — Solche Momente sind es, die ich z. B. in den kühnen Wagnungen finde, die Phisik und Chemie zu poetisiren, wovon uns unter andern Friedrich Schlegel neuerdings Proben gegeben hat.

III.

Über Kunst.

(Diktirt und geschrieben im Jahre 1800.)

Inhalt.

1. Buchſtabirungen, Kunſt überhaupt betreffend, und äſthetiſche Kunſt ins beſondre.
2. Repetition mit einigen Zuſätzen.
3. Über Schlüters Larven.
4. Über Wahrheit im darſtellenden Kunſtwerk.
5. Über Schönheit.
6. Ein paar kritiſche Fragen.
7. Stof aus der Geſchichte.
8. Hellenik und Romantik.

I.

Buchſtabirungen.

Was iſt Kunſt überhaupt? und was iſt äſthetiſche Kunſt ins beſondre?

Alle Thätigkeit des Menſchen läßt ſich ſondern in die Thätigkeit der Natur und der Freiheit. Die Verbindung beider giebt Kunſtthätigkeit.

Die Naturthätigkeit werden wir inne als ein mannichfaltiges Regen und Wirken des innern und äußern Lebens, ohne einen Zweck, den wir ſelbſt dieſem Regen und Wirken geſtellt haben. Sie iſt mit dem Seyn des Menſchen gegeben, er findet ſich in ihr, und vermag bloß durch ſeinen Willen nichts gegen ſie, obwohl er ſich in dieſem erheben kann über ſie.

Man kann sie auch Thätigkeit des Müssens nennen, mit dem Zusatz, daß eine glückliche Erahnung oder Erforschung ihrer Gesetze uns ihre Lenkung möglich mache.

Die freye Thätigkeit ist Aufstellung eines Zwecks, Selbstsetzung einer Vorstellung als eines Strebepunktes. Sie gilt bloß im Gebiet des Willens als solchem, d. h. die Zwecke werden von uns gesetzt, und sind dadurch unsre Zwecke, wir wollen sie erstreben; aber die Erstrebung ist nicht schon im Aufstellen des Zwecks mit begriffen, es wäre denn, daß es uns Zweck wäre, nur einen Zweck uns aufzustellen, d. h. ihm nachstreben zu wollen. Kurz, die freye Thätigkeit ist die Thätigkeit des Wollens. —

In so fern die Erreichung eines Zwecks ausser dem Gebiet des Willens liegt, (nicht schon im ernstlichen Wollen vollendet ist,) kann sie nur von einer glücklichen Vereinigung der Freiheit mit der Natur gehoft werden. Der letzten sind die Mittel des Erreichens abzuge-

winnen. Hier muß gewählt werden nach dem freyen Zwecke und nach dem Vermögen der leistenden Kräfte.

Alle Versuche, einen Zweck ausserhalb dem Gebiete der Freiheit, (also im Gebiete der Natur,) zu realisiren, sind Kunst-Versuche.

Selbst die moralische Bildung ist Kunst in diesem Sinne. Das moralische Gesetz befiehlt zwar unmittelbar dem Willen, und ist ganz erfüllt, wenn es der Wille in seinem Gebiete erfüllt, wenn es höchste und ernste Absicht geworden, womit also die Kunst nichts zu schaffen hat. — So bald aber jenes Gesetz durch das Gebiet des Willens hindurch in das Gebiet der Natur-Produktion hinaus wirken soll, und so bald z. B. von einer vollendeten harmonischen Bildung des Menschen im Wollen und Mögen (der Neigungen) die Rede ist, ist auch die Rede von Kunst, oder von politischer Behandlung der Bedingungen des Müssens, (der Natur-Gesetze,) zur Erreichung eines freyen Zwecks.

Jedes Produkt dieser Thätigkeit ist Kunst-Produkt im allerweitesten Sinne, so daß ihm nur Produkt der Natur und reines Produkt der Freiheit entgegensteht. (Reines Produkt der Freiheit ist blos ein bestimmter Wille, ein selbst gefaßter bestimmter Zweck, als solcher.)

Das Kunst-Produkt kann mit der Kunstthätigkeit Eins seyn, der Gattung nach. Es ist dann eine Kunsthandlung, eine Kunstverrichtung, die in sich selbst geschlossen ist. Dahin gehören z. B. alle willkührlichen und zum Theil erlernten Bewegungen blos als solche, d. h. ohne dadurch ein geschiednes Werk zu formen.

Ist das Produkt nicht der Gattung nach Eines mit der Kunstthätigkeit, sondern stellt es die letzte in einem gesonderten Abdrucke dar, so ist es ein Kunstwerk, (im allerweitesten Sinne.) —

Ich wiederhole: die Rede ist von Kunst im allerweitesten Sinne, so daß der Karakter

alles deſſen, was jemals mit dieſem Namen bezeichnet worden, umfaßt wird. Kunſt begreift alles Können, inſofern es das Müſſen (die Natur) und das Wollen (die Freiheit) verbunden zeigt, kurz, ein Thun, deſſen Ziel durch das Wollen beſtimmt iſt, und deſſen Mittel aus dem Gebiete des Müſſens genommen werden.

Enger iſt der Begrif der Kunſt, wenn wir nur diejenige Thätigkeit ſo nennen, deren Produkte eigne Erfindungskraft oder ſeltne Grade der Geſchicklichkeit in Darſtellung und Ausführung, gemäß einer klaren Abſicht dokumentiren, oder inſofern ſie dies thun.

Der Grund dieſer Beſchränkung läßt ſich ſchon aus dem weitern Begriffe ableiten. Sobald es zweifelhaft iſt, ob nicht ſtatt des Wollens der bloße Inſtinkt als feinerer Naturmechanismus thätig geweſen, iſt auch die Kunſtthätigkeit zweifelhaft. Wer kann z. B. mit

voller Gewißheit darthun, daß der Bienenbau ein bloßes Natur-Produkt, oder daß er ein Kunst-Produkt sey? Wir reden von den Künsten der Thiere nur insofern wir ein Wollen bey ihnen voraussetzen. Ein Wollen aber, und ein Ausführen desselben durch das Gebiet des Müssens, ist gar nicht ohne Erfindungskraft und Geschicklichkeit zu denken, wenn nämlich vom ersten Gelingen die Rede ist, und insofern die spätere Fertigkeit nicht zur Natur-Mechanik herabsinkt. So hat z. B. das Kind zwar das Kunststreben schon frühe, einen gefälligen Gegenstand zu fassen, aber noch fehlt ihm die Geschicklichkeit des sichern Ergreifens. Späterhin sinkt diese Geschicklichkeit zum Naturmechanismus, Arm und Hand sind gleichsam eingewöhnt, richtig zu greifen. —

Eben die Voraussetzung, daß manche ursprüngliche Kunstthätigkeit zu einer instinktartigen und naturmechanischen Fertigkeit werden könne, so daß erfindungslose und eingelernte Nachahmung an die Stelle der frühern Er-

pfindung und Geſchicklichkeit trete, hat den engern Kunſtbegrif erzeugt, wonach wir das Gebiet der urſprünglichen Kunſt-Produkte ſelbſt wieder in mechaniſche oder inſtinktartige, und in eigentliche Kunſt-Produkte ſcheiden.

Iſt noch Erläuterung nöthig, ſo ſtehe ſie hier.

Auch die gemeinſten Geräthe ſind einmal erfunden, und der Erſte, welcher mit Zweigen und Thierfellen ein Obdach zu bilden verſuchte, war im weiteſten und engern Sinne ein Künſtler, wofern, oder inſofern man nicht an der Abſichtlichkeit ſeines Verſuchs, und an gewählter Thätigkeit zu Erreichung der Abſicht, zweifeln, und das Produkt dem Inſtinkte zuſchreiben kann, wie etwa den Wachs-Bau der Bienen. Wenn wir hingegen die Kunſt-Produkte, (als Gegenſatz der Natur-Produkte,) ſelbſt wieder in Hand- und Maſchinenwerke, und in eigentlichere Kunſtwerke eintheilen, ſo leitet uns eben dieſer Unterſchied des erfindungsloſen Nachmachens, oder eines gemeinen

Grads der Geſchicklichkeit, mit Spuren einer mehr oder weniger geringen Abſichtloſigkeit oder eines Mangels ſelbſt gewählter Thätigkeit verbunden, — und das Gegentheil davon. Die gegenwärtigen häufigen Exemplare von ordinären Geräthſchaften und dergleichen ſinken gleichſam zu Naturprodukten hinab, da ſie in ihrer Gemeinheit immer weniger und weniger an das erſte Erfinden erinnern.

Die ſämmtlichen Künſte im engern Sinne laſſen ſich nach ihren Hauptabſichten oder Zweken, (jede gewählte Thätigkeit hat einen Zweck,) eintheilen in phiſiſch-nüzliche, ſcientifiſch-erläuternde, oratoriſch-wirkende und rein-äſthetiſche.

Die Zwecke ſind: phiſiſche Brauchbarkeit, wiſſenſchaftliche Erläuterung, praktiſches Intereſſe, und freyer ſinnlich-geiſtiger oder geiſtlich-ſinnlicher (d. i. äſthetiſcher) Lebensgenuß.

Nach dem Werthe dieſer Abſichten ſcheiden wir auch hier wieder Kunſt von Kunſt, und beſtimmen die Würde des Talents in ſeinen Gattungen nach den niedern und höhern Zwecken, denen es zuſagt; da hingegen die Achtbarkeit der Art, nach den Graden des Seltnen in der Erfindung und Geſchicklichkeit, und die Schätzbarkeit deſſelben nach dem Umfange der Leiſtungen beſtimmt wird.

So ſtehen wir an, das mechaniſch-erfinderiſche Talent Kunſt-Talent zu nennen, inſofern es blos dem raffinirten Bedürfniſſe unſrer Thierheit arbeitet, obwohl es in den Graden der Erfindung den höchſten Punkt erreicht haben, und in ſeinen Leiſtungen unentbehrlich ſeyn mag u. ſ. w. So legen wir den höchſten Kunſt-Werth auf das vollendete äſthetiſche Produkt, weil es den Menſchen in ſeiner ganzen innern Vereinigung, in ſeinem wahrhaften Leben als einen lebendigen Frieden ausſpricht, geſetzt auch, es zeigte weniger Erfindungskraft, als irgend ein kühnes Maſchinenwerk, und aller Welt ſchien es entbehrlich.

Die Produkte der phisisch-nützlichen Künste sind einzig nur dadurch vom Handwerk unterschieden, daß sie eigne Erfindungskraft und einen seltnen Grad der Geschicklichkeit dokumentiren. In wie fern und je mehr sie dies thun, in so fern und desto mehr steigt ihr Kunstwerth. Eine noch so vielfach zusammen gesetzte und vielwirkende Maschine ist in der bloßen Kopie, als solcher, das Kunstwerk nicht mehr, welches das Original ist, und nur als Exemplar des letzten kann sie in uns eben dieselbe Bewundrung erwecken, wie die unmittelbare Erfindung.

Von Kunstprodukten eines wissenschaftlichen Hauptzwecks gilt eben dies. z. B. treue Natur-Abbildungen, wenn sie hauptsächlich erläutern sollen, müssen entweder in der eignen Art der Fassung und Aufstellung des Gegenstandes zum Zweck der Erläuterung, oder in der seltnen Geschicklichkeit des Darstellens ihren höhern Kunstwerth behaupten; oder sie müssen noch mehr leisten, und etwa den Hauptzweck der ästhetischen oder schönen Kunst sich

zum Nebenzweck geſtellt haben. — Auch eine philoſophiſche und mathematiſche Abhandlung kömmt in dieſes Kunſt-Rubrum zu ſtehen. — Das Philoſophiren iſt eine Kunſt wiſſenſchaftlichen Zwecke, und ein gegebenes philoſophiſches Syſtem ein Kunſtprodukt dieſer Art. Es will das Innre des Menſchen für das Verſtehen darſtellen, erläutern, erklären. Eben erſt in dieſer Auffaſſung im Verſtande wird ſein Inhalt eine Kunde, eine Kenntniß, eine theoretiſche Lehre, eine Wiſſenſchaft.

Werke eines oratoriſchen Hauptzwecks ſind auf Wirkung in Geſinnungen berechnet. Sie ſtreben nach Erweckung gewiſſer Gemüthsbewegungen, (von der angenehmſten bis zur widerlichſten) nicht wegen dieſer Bewegungen an ſich, ſondern in vorausgeſetzter Wahrſcheinlichkeit, daß ſich der Anſchauer oder Zuhörer nach den lebhaft erweckten Bildern und Gefühlen auch in ſeiner Geſinnung oder ſeinem Entſchluß beſtimmen werde.

In ſo fern dies ohne tiefern, nicht blos kritiſchen, ſondern genialiſchen Blick ins menſch-

liche Gemüth, ohne vorzügliche Klugheit und Gewandheit, oder Muth und Energie unmöglich iſt, und in ſo fern aus dem Werk ſelbſt dieſe Talente, Kräfte und Fertigkeiten herausſprechen, verdient das oratoriſche Produkt den Kunſt-Namen.

Die rührende Vorſtellung eines Kindes von dem hülfloſen Zuſtande ſeiner kranken Eltern und Geſchwiſter, der Noth und dem Jammer des dürftigen Hauſes, hat zwar auch einen oratoriſchen Hauptzweck, kann aber nur dann im engern Sinne Kunſt-Produkt heißen, wenn Abſichtlichkeit und Geſchicklichkeit durchſchauen. In geglaubter Naivetät ſteht es einem Natur-Produkt des tiefbewegten Gemüths ähnlich. Ein mechaniſches Produkt würde es ſeyn, wenn man dem Kinde das Nachbeten gelernter Formeln anhörte.

Man denke ſich Abbildungen gewiſſer Charität-Geſtalten, normaliſch oder individuell aufgefaßt, weiſe geordnet, lebendig dargeſtellt, zum Zweck des ſchaudererweckenden Belehrens über die modernen Folgen eines Magdalenen-

Lebens, und man denke ſich das Bild einer menſchlich-würdig-büſſenden Magdalene. — Dort hat man ein oratoriſches, hier ein äſthetiſches Kunſtwerk.

Der äſthetiſche Künſtler hat nämlich die Hauptabſicht, den innern Menſchen zu erbaun, im edelſten Sinn dieſes Worts, durch lebendige Ausſprechung des ſchon erbauten innern Menſchen.

Hier müſſen wir eine Nebenbetrachtung anſtellen, um möglichſt verſtanden zu werden.

Schon die Geſchäfte der Nothdurft im mühevollen äuſſern Leben, das dumpfe Nachmachen ſo vieler zur ſinnlichen Exiſtenz, zu leiblichem Wohlſeyn nothwendiger Gemeinheiten, wobey die edelſten geiſtigen Kräfte im Schlummer gehalten werden, obwohl ſie in dieſem Schlummer unruhig träumen; Kummer und Sorge, Gefahr und Angſt, Wunſch und Hofnung im Streit mit Zweifel und Furcht, machen das innre Leben des Menſchen zu einem disharmoniſchen; es iſt dem innern Leben

nicht wohl, weil es vom äuſſern bedrückt wird. Dazu kömmt der praktiſche Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, ſo wie das theoretiſche Streben, wornach wir das lebendige Innre in geſonderte Begriffe, in kalt-ruhige Gedankenſyſteme faſſen und ſo überſchauen möchten, da wir auf dieſe Weiſe doch nur todte Fragmente ordnen, und unzufrieden ſind, wenn das Unmögliche nicht gelingen will.

Nur der lebendige Glaube: dieſes Unwohlſeyn des innern Lebens werde ſich auflöſen in ein ungetrübtes Wohlſeyn, und jede Diſſonanz oder Trennung ſtrebe nur dahin, eine groſſe Mannichfaltigkeit dieſes Wohlſeyns vorzubereiten, mit einem Worte, die Religion iſt die urſprüngliche Erbauungskraft des Menſchen, und giebt ihm eben jenes Wohlſeyn in ſeligen Stunden des Vorgenuſſes; in dieſen Stunden iſt er innerlich erbaut. Alle Gegenſtände der innern und äuſſern Welt, wenn ſie nicht nothwendig dieſe Stimmung zerſtören müſſen, wenn ſie nicht Erſcheinungen ſind, worin ſich der Menſch gemein und niedrig, oder

überwältigt und zertreten zeigt, — alle sonstigen Harmonien und Disharmonien gewinnen ihm jetzt den Karakter des mannichfaltigen Strebens zur allgemeinen Harmonie. Mit manchen Gebrechlichkeiten und Mißverhältnissen scherzt er, manchen Entsetzlichkeiten sieht er mit ruhigem hofnungsvollem Blick in das Auge, und Symbole der Harmonie umarmt er inniger.

Diese Stimmung ist zugleich die ästhetische, und sicher ist noch kein ästhetischer Künstler ohne dieselbe mit Glück an sein Werk gegangen, auch wenn er in seinem Gedankensystem den Glauben verworfen hätte. Selbst ein Werk des reinen satyrischen Muthwillens kann nur in so fern ästhetisch seyn, als mit Gebrechen, Fehlern und Mißverhältnissen auf eine solche Weise gespielt wird, daß sie der Idee des Bessern nicht als bedeutende Feinde, sondern als noch unerzogne Kinder entgegen gestellt sind. Diese Fassung ist in unserm Sinn eine religiöse.

Nur dadurch, daß die ästhetische Kunst diese Erbauung des Gemüths, diese Vereinung

des Geſchiednen, dieſe Herſtellung des ſinnlich-geiſtigen Innern in vollem Frieden, in Freundſchaft und Liebe ſeiner lebendigen Kräfte ausdrückt, wird ſie ſelbſt Seelen-erbauende Kunſt.

Das Streben, jene Harmonie (ſey ſie auch nur eine kurze Stimmung) an den mannichfaltigſten Gegenſtänden durch das verſchiedenſte Material und ſowohl in Handlungen als Werken darzuſtellen, iſt das rein äſthetiſche.

Gegenſtände der äuſſern und innern Welt (Erſcheinungen für die äuſſern Sinne und die in unſerm Gemüth) faßt der äſthetiſche Künſtler in der Phantaſie ſo auf, ordnet ſie ſo, und ſtellt ſie ſo dar, daß ſie bey aller ihrer Verſchiedenheit und nach Maasgabe ihres Natur-Charakters ſo wie des Materials, womit er ſie darſtellt, den gemeinſamen Eindruck vermögen, den Eindruck einer leichten und freyen Erhebung des ganzen Gemüths, indem er darin eine Beleuchtung oder Betönung, (oft nur eine Nuanze, einen Akkord, oft ein ganzes Gemähl-

de, eine vollständige Symphonie) des selbst schon erhobnen lebendigen Gemüthes darstellt.

Ich sagte: nach Maasgabe des Natur-Charakters der Gegenstände; denn nur nach diesem ist die Gemüths-Erhebung anders modificirt in Beschauung der göttlich-fröhlichen Wildheit des jugendlichen Bachus, der vollendeten und unsterblichen Jugend-Schöne in der besonnen-muthigen Gestalt des Apollo, der vollendeten jungfräulichen Weiblichkeit im zartgeschmiegten Bilde der Venus u. s. w. — von einer Seite bis zum göttlichen Menschen im Kampfe mit den phisischen Kräften eines schauderhaften Schicksals, dem Laokoon, — von der andern Seite bis zum göttlichen Unmenschen, einer Medea, die mit besonnenem Triumph sich das eigne Mutterherz in ihren Kindern durchstochen hat, um die kalte Untreue des glühend geliebten Gatten rächend und ewig zu strafen! —

Man hat die Foderung an den ästhetischen Künstler oft so ausgedrückt: Er geb' uns Wahrheit und Schönheit in Harmonie, oder in

friedlichem Vereine. Auch wir können dies beybehalten, wenn wir uns darüber näher zu erklären suchen.

Wahrheit geht hier sowohl auf den Gegenstand, durch und an dem die ästhetische (geistlich-sinnliche, d. i. lebendige) Harmonie des Gemüths ausgedrückt werden soll, als auf die Möglichkeit dieser Harmonie. Der Gegenstand kann aus der Innen- und Aussen-Welt genommen werden, er kann als Bild einem Dinge der äusserlich-erscheinenden Natur entsprechen; und er kann selbst ein reines Faktum des Gemüths seyn. Beide sind uns in der Darstellung wahr, insofern wir einer ähnlichen oder vielmehr gleichen Auffassung derselben fähig sind, insofern wir ihre Möglichkeit bey der Wirklichkeit der Darstellung gleichsam nach erfahren. Eben so müssen wir auch die Möglichkeit der ästhetischen Harmonie, welche sich über diese Auffassung verbreitet, die Möglichkeit, daß über einen so gefaßten Gegenstand die betrachtende, empfindende und aussprechende

Seele in leichter und freyer Erhebung in einem lebendigen göttlichen Frieden bleiben kann, ſelbſt inne werden, wenn ſie uns Wahrheit ſeyn ſoll.

Die Foderung der Schönheit geht hingegen nicht unmittelbar auf den Gegenſtand, ſondern eben auf die lebendige Harmonie der Seele, die ihn umleuchtet, inſofern er in der gegebenen Faſſung dieſe Harmonie nicht unwahr macht. (Alle Dinge der Natur- und Kunſtwelt, und alle Erſcheinungen des äuſſern und innern Sinnes, ſind nur ſchön, wenn ſie uns als ein Symbol oder Produkt des Seelenfriedens anſprechen. In dieſe tiefe Quelle hat alles Philoſophiren und Poetiſiren über die Schönheit ſich hinabzutauchen.)

Jene Harmonie kann in einem Kunſtwerke ihr eigner Gegenſtand werden, (beſonders in der Muſik und Poeſie,) dann bildet ſich das liebenswürdigſte Werk.*) Aber auch manche

*) Auch in allen andern Künſten, inſofern ihre Produkte blos als Form zu nehmen

Die harmonie des Gemüths, wie z. B. alles Erhabne, kann Gegenstand seyn, an und über dem ein lebendiges Gemüth das ästhetische Licht seiner eignen Schönheit leuchten läßt. Blos hiernach giebt es ästhetisch-schöne, ästhetisch-erhabne Werke. — Ein harmonischer Sinn

sind. Was anders gefällt uns z. B. in den Verhältnissen einer schönen Vase, abgesehn von ihrer phisischen Brauchbarkeit, als das Symbol der leichten Harmonie des Mannigfaltigen? und wo ist das Urbild hierzu anders, als im harmonischen Gemüth? — Eine schöne Vase ist ein liebenswürdiges Werk, und ich kann es sehr gut inne werden, wie man die stille und friedliche Gestalt in Gedanken umarmen und küssen möchte.

Als Nebenwink geb' ich: daß Vers und Reim der Poesie, wenn sie auch aus dem Karakter des Gegenstandes sich nicht erklären liessen, als Verbreitung der ästhetischen Harmonie des bildenden Gemüths über den Gegenstand, zu würdigen sind. So spielt die gläubige Kunst auch mit dem Entsezlichen.

ſprecht über das Harmoniſche und Disharmoniſche der innern und äuſſern Erſcheinungen; Sein Sprechen bildet ein äſthetiſches Produkt, ſey es eine Handlung oder ein Werk. Er iſt eine Beleuchtung ſowohl der Innen- und Auſſen-Welt, ihrer Ruh' oder Unruhe, ihrer heitern oder trüben Parthien und Momente, ihrer Gewiſſheit oder Kleinheit, ja ihrer Schönheiten oder Mißgeſtaltungen und Entſetzlichkeiten mit dem göttlichen Strahl eines friedlich-lebendigen Gemüths. Darin liegt die äſthetiſche Schönheit eines Produkts, daß es dies Licht, wie aus ſich ſelbſt heraus, über ſich ſelbſt zu verbreiten ſcheint, daß es, nach allen Biegungen, Glätten und Unebenheiten des Gegenſtandes, ein eben ſo mannigfaltiges Spiegel-Abbild wird jenes harmoniſchen Sinnes. Man denke an den Laokoon, man denke an den Golo, und empfinde, um wie viel ruhiger, ja ſelbſt aus Empörung, wir dieſe Disharmonie anſchauen würden, wenn ſie zu oratoriſchen Zwecken blos als lebendige Disharmonien gebildet wären. (Sie könnten vielleicht noch er-

habne Werke seyn, aber ästhetisch-erhabne waren sie nicht.)

Wir sagten, die Fodrung der Schönheit an ein ästhetisches Werk geht nicht unmittelbar auf den Gegenstand, und wir müssen hinzufügen: sie läßt sich nicht positiv, sondern negativ auf ihn anwenden. Er sey nicht von der Art, oder auch nicht in derjenigen Fassung, wodurch es der ästhetischen Harmonie unmöglich wird, sich mit ihm zu vermählen. Das wahre Kunsttalent wird sich hier in Wahl und Fassung nicht irren.

Für die Malerey z. B. giebt es vom sogenannten Stillleben bis zur Feuersbrunst oder zur Schlacht, vom Ugolino im Hungerthurm bis zur Verklärung oder Himmelfahrt Christi Gegenstände genug, die in genialischer Umschaffung oder Auffassung, Ansichten, Partien und Momente der ästhetischen Abbildung darbieten. So für alle Künste.

Vieles im Leben Gemeine und Niedre, und vieles in der Wirklichkeit Entsetzliche gestattet

durch Anschöpfung, oder Abgewinnung des rechten Moments und der rechten Situation eine ästhetisch würdige Fassung. Der Mensch im kleinlichen, niedern und phisisch dürftigen Leben erscheint liebenswürdig in heitrer, liebevoller Geschäftigkeit, in muntrer Freude, in zufriedner Ruhe. Er lasse sich zu den kleinlichen Umgebungen herab, er spiele mit ihnen, wie ein Vater mit Kindern, ohne selbst kleinlich und kindisch zu werden. Der Mensch, im Kampf mit entsetzlichen Naturgewalten, erscheint erhaben, er siege oder falle; nur sey die Ohnmacht eine phisische, und, wenn auch nur durch würdige Geduld oder religiöse Ergebung, bleib er innerlich triumphirend. So sey er vom Künstler aufgefaßt, oder gedichtet, das sey ausgesprochen in seinem Bilde! Nur unter solchen Bedingungen der Veredlung kann der sonst gemeine und niedre, oder der furchtbare und entsetzliche Gegenstand in der Natur die Fähigkeit gewinnen zu einer schönen Erscheinungsweise in der Kunst, obwohl das bloße Aussprechen jener Ideen in einem Kunst-

werk nicht an ſich die Schönheit deſſelben ausmacht.

Wo jene Veredlung des Stoffs durch Ideen nicht Statt findet, wo der Menſch in der ihn umfangenden Dürftigkeit ſelbſt dürftig und elend, — oder vom mächtigen Unglück durchaus zertreten erſcheint, da iſt er und jeder Gegenſtand, der dies ausſpricht, oder andeutet, der äſthetiſchen Darſtellung unfähig. (Nicht ſo der wiſſenſchaftlich-nützlichen, oder auch der oratoriſchen.) — Es kann dem menſchlichen Gemüth in beſchaulicher Ruhe, im friedlichen Vorgefühl harmoniſcher Auflöſung, nicht entſprechen, (und alſo auch nicht ſchön ſeyn,) was ein Weſen unſrer Gattung in ſeinem Haupt-Charakter ſchlechthin als elend, gemein und niedrig, oder in einem Zuſtande darſtellt, in welchem es unter gemeinen Kräften völlig (am Äuſſern und Innern) erliegt. —

In einem der folgenden Thematen, worin von den Schlüterſchen Larven geſprochen wird,

findet ſich Manches, was zur nähern Erläuterung der letzten Sätze beytragen kann.

2.

Repetition mit einigen Zuſätzen.

Die phiſiſch nützlichen Künſte, als ſolche, ſind Raffinements für ein ſicheres, bequemes und angenehmes phiſiſches Daſeyn. Die Geiſtestalente und Geſchicklichkeiten ſind hier im Dienſte des thieriſchen Wohlſeyns; dieſe Thätigkeit kann dem Menſchen nicht an ſich, ſondern nur als Bedingung einer freyen Geiſtes-Kultur unter der gegebnen ſinnlichen Abhängigkeit lieb und werth ſeyn. Er hat ſie überhaupt ökonomiſch zu achten.

Die wiſſenſchaftlichen Künſte, als ſolche, ſind erläuternd, erklärend. Sie können theoretiſche Künſte genannt werden. Sie bemühen ſich für die Richtigkeit in der Vorſtellung, Faſſung, Anſchauung eines Gegenſtandes zum Zweck eines ſyſtematiſchen Denkens darüber.

Die exaterischen Künste, blos als solche, streben nach Erweckung gewisser Empfindungen, gewisser Gemüthsstimmungen, in Bezug auf eine wahrscheinlich damit harmonirende Gesinnung, einen dadurch zu bestimmenden Entschluß.

Die ersten beyden Künste haben ihren Grund in Geschiedenheiten des Menschen, und sie liefern etwas für die Bedürfnisse dieser Geschiedenheiten, als solcher. (Sinnlichkeit, Denkvermögen.)

Die pragmatische hingegen geht schon vom Lebendigen aus, und rechnet auf Lebendiges, auf eine Verknüpfung des Denkens und Empfindens im lebendigen Innern des Menschen. Harmonie und Disharmonie aber sind ihr dabey gleichgültig. Sie will eben so gut empören, als erheben, eben so gut niederdrücken, als beruhigen, wenn sie nur ihren pragmatischen Zweck erreicht.

Den ungetheilten lebenden Menschen in (sinnlich-geistiger) Harmonie, zu seiner eignen

freyen Beſchauung, (wie in einem Spiegel) wollen die äſthetiſchen Künſte darſtellen. Das äuſſre und innre Leben, wie es von jenem harmoniſchen Sinne beſchaut wird, und in ſo fern es von ihm, ohne ſich ſelbſt zu zerſtören, beſchaut werden kann, wollen ſie lebendig ausſprechen.

Die Philoſophie, als wiſſenſchaftliche Kunſt, möchte das Innre des Menſchen in Gedankenbuchſtaben (unter Begriffe) bringen für die Faſſung (gleichſam Buchſtabirung und Leſung) des Gedankens. Vieles bleibt hier unbezeichnet, bleibt den Buchſtaben der Begriffe unausſprechlich.

Die oratoriſche Kunſt verſucht ſchon dies Unausſprechliche auszuſprechen; nicht für das geſchiedne Denken, ſondern für's ganze, lebendige Gemüth. Das lebendige Gemüth will ſie dem lebendigen Gemüthe darſtellen, die Faſſungen und Thätigkeiten des Geiſtes durch Sinnlichkeit, Phantaſie, Empfindung, durch Verſtand und Vernunft ſollen nicht getrennt, ſondern

im Ganzen erſcheinen, mit ihnen allen ſtürmt, oder dringt ſie, oder ſchmiegt ſich auf alle, um alle, ob ſie ihnen einen praktiſch-lebendigen Entſchluß abgewönne.

Die äſthetiſche Kunſt will auch das Lebendige lebendig ausſprechen, aber nur das Schöne, das Friedlich-Lebendige, nur den harmoniſchen Geſang des Innern will ſie ſingen und ſpielen, und zwar mit der einzigen Abſicht reiner Unſchuld, daß er vernommen und nachempfunden werde.

Die Organe oder Inſtrumente, womit ſie dies verſucht, ſind verſchieden, eben ſo die gröſſern oder kleinern Partien des Geſanges, eben ſo die Tonarten der Charaktere. Manches Kunſtwerk ſpricht nur eine Nuanze aus, u. ſ. w.

Die Regung und Kraft des Lebens, des äuſſern und innern, wie es vom geiſtigen Innewerden thätig und leidend gefaßt wird, macht dem Menſchen die Bruſt beklommen, er will

damit hinausbringen, und ſein geiſtiges Innere in der Sphäre des Materiellen verkünden. Er will das Materielle bilden, daß es, nur unter Bedingungen, die von dem Material ſchlechthin unzertrennlich ſind, irgend einem Lebendigen ſeines Innern zuſage.

Er thut dies ſchon im gemeinen Leben, in der ganzen Sphäre des Ausdrucks, der ihm zu Gebote ſteht, theils blos um ſeine Beklommenheit zu löſen, theils um ſonſt etwas zu wirken; vorzüglich ſind ſeine Zwecke oratoriſch. Es kömmt hier nicht darauf an, ob er eine Harmonie oder Disharmonie des innern Lebens ausſage. Nach einer Wahl der Gegenſtände, worüber er ſich ausläßt, ob ſie ſelbſt eine Disharmonie, oder gar eine Harmonie ſind, gegen welcher er zürnt und dergl., iſt hier auch nicht die Frage. Dieſe Gegenſtände dringen ſich ihm auf.

Indeſſen liegt doch ſchon hierin das genialiſche Streben, nämlich das lebendige Innre lebendig auszudrücken, ungetheilt, wenn auch nicht in Harmonie. —

Aber das Streben, den lebendigen Frieden der Seele zu verkünden, wie er ſich verbreitet über das Friedliche und Unfriedliche der äuſſern und innern Welt iſt äſthetiſche Genialität.

Um die ſchöne Beklommenheit dieſes religiöſen Genies ſtellen ſich die äſthetiſchen Künſte, und bieten ihm freundlich Ton und Wort, Geberde, Bewegung, Farb' und Maſſe, als Inſtrumente des Verkündigens dar, die ſie ihm ſtimmen wollen.

Das Wählen und die Art des Faſſens der Gegenſtände, ſo daß ſie auch in ihrem eignen Unfrieden dennoch friedlich beſchaut werden können, läßt ſich theils als Genialität, theils als Kunſtfertigkeit betrachten. Das Auffinden aber der Bedingungen des Darſtellens nach dem Vermögen des Materials, das Würdigen und Ordnen derſelben, kurz die ganze Disziplin des Ausdrucks zum Zwecke der möglichſt vollkommenſten Verkündigung, iſt allein künſtleriſch im Kunſtprodukt.

Die Verſchiedenheit in den Arten der äſthetiſchen Künſte muß ſich aus der Verſchiedenheit des Materials erklären laſſen, in ſo fern ſie überhaupt zu erklären iſt. Sie wollen Alle das innre Leben verkünden und abbilden. Die eine ſpricht mit dem Material ihres Ausdrucks dieſe Nuanze beſſer aus, die andre mit dem ihrigen beſſer eine andre; das eine Material bildet dieſen Gegenſtand, über dem die Harmonie des Gemüths als ein göttliches Licht glänzen ſoll, reiner und wiederſtrahlender ab, ein andres einen andern.

Das äſthetiſche Kunſtwerk, aber auch das wahrhaft oratoriſche, ſo wie jedes andre, in ſo fern es äſthetiſchen oder oratoriſchen Mit-Zweck hat, iſt darum für die Betrachtung unendlich, weil es ein Leben lebendig ausſpricht. Es ſteht als ein Geheimniß da, wie der Menſch ſelbſt, und jeder kann darin auf die mannichfaltigſte Art ein Studium des Lebendigen anſtellen. Seine Forſchungen und Anſichten werden ewig verſchieden ſeyn, wie die Forſchungen

und Ansichten des lebendigen Menschen. Niemals wird sich die Kunstkritik über ein gegebenes Werk dieser Art allgemein schliessen, so wenig als das Studium eines lebenden Individuums. Das Höchste, was hierin geschehen kann, ist, daß sich Mehrere darüber vergleichen, es sey ein hohes Kunstwerk, wie man sich etwa im Urtheil über den innern Charakter eines Menschen vergleicht, wenn Mehrere sagen, es ist ein **großer** Mann, obwohl sie meistens streitig werden, so bald gefunden werden soll: **wie** er es ist.

Alle Kunst-Gattungen, die phisischen, wissenschaftlichen, oratorischen und ästhetischen, lassen sich auf mannichfaltige Art in einem und demselben Produkt gesellen, und zwar sowohl nach gleichverbundnen, als untergeordneten Zwecken. Am häufigsten finden wir phisisch nützliche Kunst mit ästhetischer vereint, und viele ästhetischen Produkte haben den Schein eines oratorischen Nebenzwecks.

Die Verſchiedenheit der Gegenſtände ſowohl, als des Materials der Aufſtellung, bey der phiſiſchnützlichen Kunſt, oder der Ausſtellung bey der wiſſenſchaftlichen, — oder der Darſtellung bey der oratoriſchen und äſthetiſchen, (denn ſo verſchieden ließen ſich nöthigen Falls jene ähnlichen Worte brauchen,) bildet die ſpeciellen Neben- und Ab-Ordnungen, die Mit- und Unter-Arten.

Gegenſtand und Material der Kunſt, wie iſt's unterſchieden? Iſt die Frage noch nöthig, ſo müſſen wir umfaſſender fragen, damit wir umfaſſender antworten können. Total-Idee des Strebens, beſondrer Gegenſtand, und Material des Ausdrucks, wie ſind ſie unterſchieden?

Die Idee des Kunſt-Strebens iſt der Grund jener (vor der Hand) in vier Klaſſen geſchiednr Hauptzwecke. Eine kritiſche Unterſuchung geht hiernach auf den Endzweck des Kunſtſtrebens, nämlich: 1) die thieriſche Exiſtenz des Menſchen ſoll (ein jeder Zweck iſt

ein Soll) sichrer, bequemer und angenehmer werden, das ist die Total-Streb-Idee; — 2) der Mensch soll sich und die Welt in Gedanken, in allgemeine Begriffe, in allgemeine Anschauungen fassen und vorbilden, (Total-Streb-Idee; — 3) Ein lebendiges Innre soll sich verkünden, um ein andres lebendiges Innre für bestimmte praktische Zwecke zu gewinnen, (Total-Streb-Idee.) — Endlich 4) ein lebendiges Innre will sich in seiner Harmonie verkünden, bloß um sich zu verkünden. (T. St. I.)

Gegenstände der Strebungen sind die besondern Dinge, die von diesen ergriffen, und schon im Gemüthe gebildet werden, um sie hernach in irgend einem schicklichen Material äusserlich erscheinbar zu machen.

Z. B. Die Idee einer Maschine, eines Geschirrs, eines Instruments, (zu phisischem Kunstwerk) auch einer mechanischen Verfahrungsweise, eines Handgrifs u. dgl. (zu phisischer Kunsthandlung) — desgleichen die rich-

tige Gattungs-Anschauung eines Thiers, einer Pflanze, oder die Bildung eines Systems von Beobachtung, Forschungen, Schlüssen über Ordnung und Zusammenhang, über bestimmte äussere und innre Erscheinungen nach klaren Gedanken-Prinzipien, (zu wissenschaftlichen Kunst-Ausstellungen;) — ferner die Heraushebung des Anlockenden einer bestimmten Gefährlichkeit, des Erhabnen einer bestimmten Entsetzlichkeit, des Unedeln einer bestimmten Großheit, des Abscheulichen einer bestimmten Kühnheit, ja des Nichtswürdigen einer gegebnen Rechtlichkeit (zu oratorischer Darstellung;) endlich auch: Lieb' und Haß, Lieb' und Gegenliebe, Freud' und Traurigkeit, Großheit und Kleinheit, Edelmuth und Schwäche, Entsetzlichkeit und Sieg, — in so fern ihre Betrachtung das religiöse Gemüth frey lassen, d. h. in so fern diese einem harmonischen Sinne möglich ist, (zur Darstellung der ästhetischen Kunst.)

Das Material endlich ist ein Mittel zum äusserlichen Hervortreten dieser im Geiste schon zweckmässig gebildeten Gegenstände. —

Es ist Masse, Bewegung, Ton und Worte als Gedanken bezeichnende Laute.

Zunächst hiernach scheidet sich sowohl in den oratorischen als ästhetischen Künsten, (beide sind verwandt, weil sie Leben aussprechend sind,) **Plastik, Mimik, Musik und Poesie.** *)

*) Es möge nicht auffallen, daß wir oratorische Werke der Plastik, der Musik, der Poesie annehmen. Alle, in denen der oratorische Zweck vorherrschend ist, sind es. — Schlüters bekannte Larven, sollen sie nicht blos naturhistorische Normal-Bilder seyn, sind Oratorie in Plastik. Viele Gesänge der biblischen Propheten und die meisten Reden Jesu sind oratorische Poesie. Das Allgemeine der Poesie ist nämlich Aussprechung des vollen lebendigen Gemüths durch eigentliche Sprache. Den Unterschied machen die mit ausgesprochnen Zwecke, darnach ist das einzelne praktische Produkt oratorisch oder ästhetisch

Auch in einem rein ästhetischen Werke können große oratorische Partien vor-

So wie die gefaßten Gegenſtände die Wahl des Materials beſtimmen, kann auch das beſchränkte Material das Gebiet der Gegenſtände beſtimmen. Wird in den äſthetiſchen Künſten die lebendige Harmonie des Gemüths ſelbſt Gegenſtand der harmoniſchen Beleuchtung, ſo kann, meinem Gefühl nach, keine Kunſtart ſo tief und weit greifen, ob wohl eben deshalb auch ſo myſtiſch ſeyn, (die lebendige unmittelbar inne gewordene Harmonie iſt ſelbſt myſtiſch,) als diejenige, welche Vorzugsweiſe den Namen der harmoniſchen führt.

Je weniger das Suchen, Wählen und Bereiten des Materials, das Stückweiſe Bilden des Ausdrucks überhaupt, als eine vom genialiſchen Streben geſonderte Bemühung, in einem Werke der Poeſie Spuren zurückläßt,

kommen, aber nur als einzelne Gegenſtände der äſthetiſchen Harmonie.

oder auch in so fern sich diese Spuren dem Anschauen nicht zeigen, jemehr und in so fern ist das Produkt den organischen Bildungen vergleichbar, seine Theile sind wie gewachsen aus einander, nicht wie gebaut über und neben einander.

Göthe's und Tiecks Bildungen sind organisch, Schillers und A. W. Schlegels Poesien sind mehr architektisch gebildet. Besonders Schlegels Dichtungen sind eine Stückweise Komposition, ein gesondertes Besinnen und Denken über den Ausdruck anzumerken. Er baut aber zierliche und prächtige Säulen zum Denkmal, und hat zwey herrliche Paläste aufgeführt. *) Einige davon sehen aus, wie in diese Formen gegossen, so gut ist die Komposition verborgen. Schiller komponirt weniger, er arbeitet aus dem Vollen, wie ein Bildhauer, und füllt gleichsam die Stelle zwischen der organischen und architektischen Bildung der Poesie, durch eine

*) Die Kirche und die Künste, — und Prometheus. S. Gedichte von Aug. Wilh. Schlegel, 1800.

ischer Sculptur. Vieles iſt bey ihm wirklich gegoſſen, aber das, was ich eigentlichen Wuchs in poetiſchen Bildungen nennen möchte, find' ich wenig. Sein Wallenſtein hingegen iſt mir ein umſtändlich gebauter Pallaſt.

Ich will mit dieſem Unterſcheiden nichts weniger, als ſubordinirend würdigen, vielmehr blos coordiniren. Göthe und Tiek ſind mir, was die Darſtellungsweiſe angeht, Kunſtgärtner, ſie erziehen den Ausdruck, wie eine Pflanze, es iſt, als wär' er mit dem genialiſchen Streben zugleich geboren. Wem aber, der durch die großen Landſchaften der Dichtkunſt mit ungefeſſeltem Sinne luſtwandelt, ſollten in dieſen Götter-Hainen und Gärten nicht Statuen, Denkſäulen und Tempel willkommen ſeyn! — Sehr möglich, daß das Genialiſche der Poeſie allen dieſen Dichtern in gleichem Maaße verliehen iſt, wenn auch ihre Bildungsmethode in der Darſtellung abweicht. Niemand kann dies wiſſen noch meſſen.

Schiller und Schlegel halten bey ihrer Bildungs-Methode zugleich mehr auf das Glätten und Poliren des darstellenden Materials, als Göthe und Tiek. — Es ist ihnen weniger genug, daß es lebendig darstelle, es soll auch an sich gefallen als geschlifne Masse. — Göthe und Tiek lassen dem Baume des Ausdrucks seine mitwachsende Rinde. Das ist's, was ich denke, wenn man die feinere Sprach- und Styl-Korrektheit in Schillers Poesien der Göthischen und Tiekischen Korrektheit vorziehen will.

3.

Über Schlüters Larven.

Die in Stein gehauenen Köpfe von Sterbenden und Todten, womit der berühmte teutsche Architekt und Bildhauer Schlüter den innern Hof des Berliner Arsenals schauerlich verziert hat, sind in den Annalen unsrer Kunst

als Meiſterwerke bekannt. Es ſind moraliſche Bildungen der entſetzlichſten und gräßlichſten Momente eines gewaltſamen Sterbens, und Todeslarven, in welchen die Spur dieſes Sterbens mehr oder weniger fixirt iſt.

Kraftvolle Zeichnungen dieſer Köpfe, (von Bernh. Rhode,) findet man in dem Journal: Berlin, 1799 und 1800.

Ich erlaube mir ein paar Bemerkungen, die mir beym wiederholten Betrachten dieſer Zeichnungen, (denen man die möglichſte Treue nachrühmt,) gleichſam entgegen kamen.

Findet man die frühern Sätze über Kunſt ſo wahr, als ich ſie glaube, und als ſie eines Theils längſt angenommen ſind; ſo hab' ich Grund, die Schlüterſchen Bildniſſe von ſterbenden Kriegern, (wenigſtens die meiſten,) aus dem äſthetiſchen Gebiet wegzuſtellen.

Man könnte ſie bey der erſten Anſicht für Naturhiſtoriſche Normal-Bilder nehmen, mit

reicher Phantaſie, mit Wahrheit und Kraft ausgeführt. —

Wahr ſind ſie, nur zu wahr. Wer qualvoll Sterbende geſehen, wer auch nur ähnliche und theilweiſe Erfahrungen über den Ausdruck körperlicher Schmerzen oder gänzlicher Abſpannung in Krankheiten gemacht hat, und daraus mittelſt einiger Phantaſie verſchiedne Sterbens- und Todes-Erſcheinungen ſich vorbilden kann, wird nicht daran zweifeln. Ja ſchon die Gedanken- und Bilderloſe Sympathie ſpricht inſtinktmäſſig laut genug für die jammervolle und gräßliche Wahrheit dieſer Geſtalten.

Aber iſt das Sterben eines Menſchen hier nicht gröſtentheils in einem Moment gefaßt, wo es auch das Sterben eines Thieres ſeyn könnte, auſſer, daß es um ſo gräßlicher wird, weil man es an einem Menſchenhaupte ſieht, und die gröſſere Beweglichkeit der Muskeln die phiſiſchen Qualen gleichſam zergliedert darſtellen, welches bey den meiſten Thiergeſichtern in dem Grade nicht möglich wäre.

Sind nun dieſe zur Darſtellung gewählten Momente, oder iſt überhaupt das bloß thieriſche Verſcheiden eines Menſchen ein Gegenſtand, bey dem irgend eine Erſcheinungsweiſe denkbar iſt, welche dem anſchauenden Gemüth wohlthun könnte? Was hält hier das Gegengewicht in der Seele gegen das Gräßliche der ſo kräftig ausgedrückten Wahrheit? — Nur die Bewunderung und nähere Prüfung dieſer Wahrheit, der reichen Phantaſie in der Mannichfaltigkeit derſelben, und der genialiſchen Kraft, womit ſie uns aus dieſen Steinen anjammert, verbunden mit einem moraliſchen Beyfall zum geahneten Sinn des Künſtlers, der ſo viel Talent und Kraft zur Abbildung des Elenden und Gräßlichen verwandte, um ſeine ganze Indignation gegen die Urſachen dieſes Jammers, dieſer Abſcheulichkeiten ſeinem Werk in oratoriſcher Abſicht aufzudrücken, — nur dies kann den Blick des Beſchauers an jenes aus Stein fortwährend ſchreiende Schlachtfeld und Kriegslazareth verwandelnd feſſeln. — Ein Paar dieſer Köpfe gehn indeß, meinem Gefühl nach, ins Ekelerweckende über, und laſſen

ſich wohl nur mit anatomiſch-kritiſchen Augen anhaltend betrachten.

Sollen Bilder von Sterbenden Gegenſtände äſthetiſcher Kunſt werden, ſo muß man ſolche Momente wählen, wo der Menſch als Menſch ſtirbt, und die phiſiſche Zerrüttung nicht längſt allen Ausdruck der Seele, des Gemüths weggetilgt hat. Das Sterben an ſich darf nie Haupt-Ausdruck ſeyn, das innre geiſtige Leben muß noch klar durchſprechen, und in Muth oder Geduld, in Würd' oder Anmuth die Züge des Schmerzens und der phiſiſchen Angſt mäßigen und verklären.

Verzweiflung im Tode, oder dumpfe ſtiere Ohnmacht iſt an ſich niemals äſthetiſch zu faſſen, obwohl ſie in großen Kompoſitionen durch Kontraſt der kleinern Partie mit der Haupt-Vorſtellung, die Bedeutſamkeit der letzten erhöhen mögen, und dann vielleicht auch in ſonſt äſthetiſchen Werken zu dulden wären. Auch hingeſtreckte Todten, an denen nur die letzten, bloß thieriſchen Verzuckungen fixirt ſind, in ei-

nem Schlachtgemälde, thun dem ſchönen Eindruck des Ganzen nicht nothwendig Schaden. Der Menſch liegt phiſiſch überwunden da; aber wir ſehen ihn nicht in ſeinem Haupt-Charakter zertreten, vielmehr zeigt uns der Muth und die Tapferkeit der Übrigen dicht vor dem Tode, wie auch die Entſeelten bis zum Aushauch der Seele nicht nothwendig innerlich haben erliegen müſſen. — Im Einzelnen, und als Ganzes für ſich, kann aber keins dieſer Dinge durch Ideen (die aus dem Kunſtwerk mit hinausſprechen) veredelt werden, und es fehlt dieſen Erſcheinungen des Grauſens und Entſetzens in der Natur die Bedingung gänzlich, unter welcher ſie in der Kunſt eine ſchöne Form des Erſcheinens gewinnen möchten, ohne ins Unwahre überzugehn. *)

*) Schiller ſagt über die antike Abbildung des Todes als eines Genius mit geſenkter Fackel:

„Lieblich ſieht er zwar aus mit ſeiner gewendeten Fackel:
„Aber, ihr Herren, der Tod iſt ſo äſthetiſch doch nicht.“

Wollte Schlüter, so scheint es mir, einen andern Eindruck als den des jammervollen

Beides halt' ich für richtig, nur das Aber kann ich mir nicht wohl erklären. Sterben und Tod an sich, oder auch in den gewöhnlichen Erscheinungsweisen unsrer Zeit, sind allerdings nicht ästhetisch. Auf dem bequemen Sterbebette und nach der langwierigsten Krankheit sind unsre gewöhnlichen Todesarten gewaltsam und unnatürlich, und sagen dies aus uns durch grause Konvulsionen und Verzerrungen, oder durch widerliche Zeichen gänzlicher Erschlaffung. Aber diese sind kein nothwendiger Charakter des Sterbens. Es giebt ein liebenswürdiges Sterben, wie es ein erhabnes giebt. Der Ausdruck des ersten ist mir ein freundliches Hinüberschlummern- oder Hinüberträumen-Wollen. Der Ausdruck des letzten ein ruhiges Hinüberwachen-Wollen.

In jenem antiken Bilde ist das erste allegorisch ausgedrückt. Es läßt sich jedoch eben so liebenswürdig auch unallegorisch in der Gestalt ein es freundlich Sterbenden ausdrücken.

Erbarmens, ja des unbedingten Entsetzens, und selbst des Abscheus erwecken; so hätt' er wohl eben so mannichfach sterbende Krieger edler, und so auch schön erschaffen können.

Das liebenswürdige Sterben kann rein ästhetisch gefaßt werden, ein schönes, freundliches, hoffnungsvolles Einschlummern. Sein Anblick erhebt die Seele leicht, und die Wehmuth, (wenn wir nicht aus subjektiven Gründen und wegen eignen schmerzhaften Verlustes zu klagen haben,) ist angenehm und erquickend. Das erhabne Sterben hat selbst in der Natur etwas Pragmatisches, es stimmt zu Gesinnungen, es erhebt die Seele mit Gewalt. Wir weinen nicht mehr die Thränen des Scheidens, ja diese Thräne wird gehalten von der Bewunderung, die sich des Gedankens, des leisen Wunsches selbst: so zu sterben, nicht erwehren kann. Es scheint, erhaben zu sterben sey Pflicht, wenn liebenswürdig zu sterben nicht mehr Natur seyn kann. Die Abbildungen des erhabnen Sterbens sind in dieser Ansicht pragmatisch-ästhetisch oder ästhetisch-pragmatisch.

Es fällt ein verwundeter Greis; indem ſein Haupt ſich nicht mehr heben kann, ſchaut noch ſein theilnehmender Blick dem ſiegenden Heere ſegnend nach.

Es fällt ein muthiger Jüngling, er raft ſeine jugendlichen Kräfte zuſammen, und hebt ſich. Sein Auge kämpft noch mit in der Schlacht. Man wird den ſchnell andringenden Tod in unwillkührlichen Zügen gewahr, was aber die Seele in ihrer Gewalt hat, drückt nicht Todesangſt, ſondern den edeln Unmuth aus, zurückbleiben zu müſſen, den Sieg nicht mit zu erringen.

Hier verblutet langſam ein bekümmerter Mann, der an Weib und Kind zurückdenkt, und ſeine Herzenszähre nicht bergen kann. Sein Thränenblick iſt auch zum Himmel gewandt. Bekümmerniß und Troſt ſind in leiſem Kampf; aber man ſieht es, der letzte wird ſiegen, noch ehe der Tod ſiegt.

Da neigt ſich ein jugendliches Antlitz. Sein letztes und freundliches Wort iſt Dank und

Abſchied an Freunde, die vergebens gekommen ſind, den Freund zu retten.

Dort endlich legt ſich nach Kunde des vollen Sieges ein Epaminondas-Haupt groß und zufrieden auf ſein Lager zurück, nach vollendeter Arbeit erwartend die wohlverdiente, ehrenvolle Ruhe.

Man verſtehe mich nicht unrecht. Nicht dieſe oder ſolche Gegenſtände konnten hier vom Künſtler abgebildet werden, ja ſie ſind überhaupt nicht für den Bildhauer, kaum für den Mahler. Aber waren ſie nur in der Phantaſie des Künſtlers vollendet gedichtet, ſo ließen ſich von ihnen mit weiſer Wahl Angeſichter von Sterbenden entlehnen, die gar wohl, in äſthetiſcher Stimmung dargeſtellt, auch eine äſthetiſche Stimmung erzeugen könnten. Sie würden darum nicht karakterlos, ſie wären mir nicht gräßlich und widerlich. Es wären Geſichter eines menſchlich würdigen Sterbens.

Von allen dieſen Sterbenden, in Modifikation nach Alter und Charakter, iſt auch die

Todes-Larve äſthetiſch darzuſtellen. Die Todes-Larve des unruhig, bis auf den letzten Druck des Todes an der Schlacht theilnehmend Eingeſchlafnen; — deſſen, dem unter Thränen beſorgter Liebe das Herz brach, — den der Tod mitten in ſeinem freundlich dankenden Blick und Wort an Freunde verſtummen machte, — deſſen endlich, der mit dem edel-ſtolzen Gefühl der Pflicht-Vollendung, und gewiß, daß ſeine That dem Vaterlande heilig bleibt, ſein Heldenauge ſchloß, und ſeinen Geiſt zu den großen Manen geſellte, die ihn jetzt mit würdiger Feier umarmen.

In dieſen Todten-Geſichtern müßte nämlich die Sterbens-Geberde nur leiſe verſchoben, nur gleichſam bebend berührt vom Finger des letzten Moments, als fixirt erſcheinen.

Weder Todeslarven noch Sterbensgeſichter dieſer Art hat Schlüter gewählt. Er hat alſo nicht Erhebung des Gemüths, nicht äſthetiſche Theilnahme, er hat Entſetzen und Abſcheu gewollt.

Das Arſenal iſt hiedurch in ſeinen Umfaſſungen ein äſthetiſcher Widerſpruch geworden, ſo wie freylich der Stand, das Gewerbe und die Kunſt des Soldaten ein moraliſcher bleibt, ſo lange das Menſchengeſchlecht ſelbſt ein ſolcher bleiben wird. *) Eine prächtige Fronte, ſchwer und feſt wie der teutſche Heroismus, hinlänglich mit Wehr, Waffen und Trophäen geſchmückt. Einladend und hohe Dinge verſprechend dem Blick des jungen Kriegers. Im innern Hof aber nichts, was dieſer Empfehlung zuſagt, nichts, was einen Helden, der den Tod fürs Vaterland zu ſterben bereit iſt, und in dieſem Tode ſelbſt den Lohn ſeines Todes ſieht, erhebend, begeiſternd, ſympathiſirend anſpricht, nein, Menſchenköpfe in grauſenvollen Momenten des thieriſchen Sterbens, wie gerade ein Heros am wenigſten ſterben will; Kö-

*) Der Soldat, als Stand und Gewerbe, verurſacht den Krieg nicht, er führt ihn nur, und ohne ihn würde der Krieg nur noch abſcheulicher ſeyn, nämlich eine ganz eigentliche Mörderey.

pfe aus einem Feldlazareth, oder vom Wahlplatz, wo die Verwundeten länger als einen Tag ohne Hülfe gelegen haben.

Bey einigen ist man ziemlich gewiß, daß sie unter der eisernen Hand einer chirurgischen Operation, oder unter dem Huf eines Pferdes, das ihnen die wunden oder noch gesunden Glieder eben zerbricht, den Geist aushauchen, ausstöhnen, ausjammern, ausheulen.

Bloß als naturhistorische Normalbilder wären einige dieser Kunstwerke verächtlich wegen der besonnenen und mühsamen Nachbildung; denn einen wissenschaftlichen Zweck, wie die Anatomie eines menschlichen Kadavers, haben sie nicht, wenigstens nicht an ihrem jetzigen Ort, wo sie in Stelle der Oramente angebracht sind.

Aber sie haben einen andern, und in moralischer Hinsicht sehr hohen Zweck, sie sind, wenn man so sagen darf, moralisch-oratorische Produkte. Das Architektonische und Bildnerische in den ganzen Umgebungen des Arsenals

bildet eine pragmatiſche Allegorie, es ſpricht eine wichtige Lehre, furchtbar, kräftig und ſchauderhaft rührend in Sinn und Gemüth des menſchlichen Betrachters. Vorne Glanz und Pracht der Parade, hinten Greuel des Schlachtfeldes. Dort, was der Krieger wünſcht; — hier, was ihm zu Theil wird. Dort das Ziel der Kriegs-Unternehmungen; hier der blutige Gang zu demſelben über Menſchentrümmern, halblebende Leichen, durch ein wimmerndes und brüllendes Grabgefilde, über die Herzen und Häupter von Weſen unſrer Gattung, die gerade im Moment des Übergehns von dieſer in jene Welt als bloße Thiere erſcheinen.

Freylich giebt es eine nicht unbedeutende Zweifelfrage gegen die oratoriſche Abſicht im Künſtler. Wie kömmt ein Arſenal, ein ſo bedeutender Geſchäftsort für den Soldaten, der hier unmittelbar für den Krieg, und mit mehr ruhiger Beſonnenheit, als auf dem Muſtrungsplatze, arbeiten ſoll, — wie kömmt ein Arſenal zu dieſen Kunſtumgebungen, wenn man

das, was sie aussprechen, für oratorisch wirkend gehalten hat? — So wie wir ihren Sinn genommen haben, sind sie in pragmatischer Tendenz nicht nur unmilitärisch, sondern antimilitärisch. Sollte der Künstler nicht vielmehr einen theoretischen Satz (zwar denselben Gedanken, aber bloß als Gedanken sinnlich dargestellt) symbolisch haben ausdrücken wollen, als eine pragmatische Lehre, einen moralisch-pathetischen Sinn? — Muß man es nicht wenigstens so genommen haben, wenn man ihm diese in pragmatischer Wirkung offenbar zweckwidrige Verzierung erlaubte? — Oder hat man Grund gehabt, den Sinn dieser Kunstumgebungen für eine symbolisch-oratorische Spielerey zu halten? Hat man nicht befürchtet, daß irgend ein militärischer Arbeiter im Arsenal, wenn er etwa Kartetschenkugeln zurecht legt, den Gedanken mit unheilsamer Lebhaftigkeit fassen möchte: in einem andern Arsenal legt vielleicht eben jetzt auch des künftigen Feindes Hand solche Kugeln zurecht, wovon künftig ein Paar deine Glieder zerschmettern, daß du sterben mußt in Quaal und Jam-

mer, wie ſie im Hofe aus den ſteinernen Köpfen dich immer androhn, wenn du vorübergehſt? —

Ich, für meinen Theil, nehme indeß lieber an: Der Künſtler habe das Unzweckmäßige in der Anbringung ſeiner ernſtgemeinten ſymboliſch-pragmatiſchen Kunſtumgebung nicht gehörig erwogen, als daß ich ihm eine theoretiſche Kunſtſpielerey mit ſo ernſtem Stof Schuld geben mag. *) —

Umfaſſungen dieſes Sinnes und Bilder dieſes Eindrucks ziemen der Kuria, wo Kriegs- und Friedens-Beſchlüſſe gefaßt werden ſollen; da ſeyn ſie perpetuirliche Schreckens-Redner gegen den muthwilligen Krieg und ſeine glänzenden Zwecke! — In die Augen der Kriegs-Konſulenten mögen die Steine ſchrein, da ihr Ohr gewöhnlich dem Schreien des Wahl-

*) Es iſt eine dritte Anſicht möglich, in gewiſſem Betracht die ſchlimmſte: er hat es erwogen, und zweckmäſſig gefunden — doch dieſen Fall wollen wir nicht zergliedern.

platzes entfernt bleibt! — Den Soldaten, als ſolchen, gehen dieſe Oratoren nicht an; die Greuel der Naturwirklichkeit des Stoſs werden und müſſen ihm mehr ſagen, als er hier vernimmt, und doch muß er ihrer mit einem harmoniſchen Menſchenherzen gewohnt werden.

Mit Köpfen der Art, wie ich vorher einige anzudeuten ſuchte, (wofern ſie in einzelnen Darſtellungen möglich ſind,) oder noch beſſer, mit Friedens-Inſignien und Palmbäumen müßten die Haupt-Arſenale einer edel-kriegeriſchen Nation im ofnen Innern geſchmückt ſeyn. So ſtirbt der Held, ſo der würdige Menſch, als tapferer Krieger! Das iſt die Ausſicht über die Wahlſtätte des Krieges in den Frieden des Vaterlandes, der Mit- und Nachwelt.

4.

Über Wahrheit im darſtellenden Kunſtwerk.

Wahrheit in der höhern Kunſt iſt Übereinſtimmung, ſowohl der Auffaſſung als Darſtellung einer Erſcheinung aus der äuſſern oder innern Welt des Menſchen, mit den Bedingungen, unter denen ſie in ihrer Welt überhaupt möglich ſind, d. h. unter welchen ſie vom anſchauenden Gemüth lebendig können nachempfahren werden. — Mit der Wahrheit der Gemüthsſtimmung, worin die Auffaſſung und Darſtellung geſchehen iſt, und welche das ganze Werk umleuchtet, ſteht es eben ſo. Wer ſie merkt, muß die Wirklichkeit ihrer Vermählung mit dem Gegenſtande eben auch inne werden können.

Ich ſagte: der äuſſern oder innern Welt, und bezeichne durch das letzte **das Gemüth ſelbſt**, in welchem ſich zugleich eine Welt von eignen Erſcheinungen, (neuen Natur-Schöpfungen,) und der Beſchauer, Ordner und Bild-

ner dieſer Welt, alſo der aufzufaſſende Gegenſtand und die auffaſſende Kraft befindet.

Die bloßen Erfahrungen im Gemüth, als ſolche, ſind eben ſowohl ein Stof der Kunſt-Auffaſſung im Gemüth, als die Erfahrungen in der äuſſern Natur, aber ein verſchiedner Stof nach Geſetzen und Bedingungen ihrer Möglichkeit in zwey verſchiednen Welten, wenn auch jene, (die eigne Welt des Gemüths,) idealiſtiſch, als die letzte, (die äuſſere Natur,) produzirend oder realiſch, als ſie verarbeitend gedacht werden muß.

Es iſt nämlich im lebendigen Bewußtſeyn, im unbegreiflichen Innewerden, ein unbegreiflicher, darum auch nach Begriffen unausſprechlicher und doch wahrer Unterſchied zwiſchen einer ſcheinbar paſſiven Auffaſſung der ſcheinbar blos von Auſſen gewirkten Eindrücke in die Sinne, und zwiſchen aktiver Auffaſſung, (nach ungegebenen Stellungen,) gleichſam Umſchöpfung eben ſolcher Eindrücke; desgleichen zwiſchen einer ſcheinbar blos paſſiven Auffaſſung der urſprünglich im Innern gegebenen Erſcheinungen und ei-

ner eben wieder aktiven Behandlung derselben. Das Auffassen eines individuellen Sinnengegenstandes, als eines solchen, möcht' ich passiv nennen, — das Normalisiren oder Idealisiren desselben aktiv, — jenes als Wahrnehmung, dieses als Umschöpfung der Aussenwelt. —

Ferner das bloße Bewußtwerden eines Gemüthszustandes und jedes Faktums der Seele, als eines solchen, ist wieder mehr passiv, hingegen die Bildung desselben zu einem gewissen Grade der Klarheit, desgleichen die Normalisirung und Idealisirung zu einem bestimmten Zwecke, ist aktiv, aber Beydes, (sowohl das gegebene, als das zur Darstellung absichtlich qualifizirte Faktum des Gemüths,) als zur Innen-Welt gehörig.

Der Stof einer allegorischen Bildung liegt keinesweges so in der Aussenwelt, wie der Stof einer Venus-Bildung, als eines idealischen jungfräulichen Weibes. Die Darstellung einer eignen Laune und der Gegenstände, welche sie selbst hervorbringt, (nicht eine Darstellung blos mit Laune,) hat ihren Stof, das, was

ihr die Natur nach beſtimmten Geſetzen liefert, ebenfalls in der innern Welt, und die Geſetze der äuſſern gelten hier nicht bey Beurtheilung der Wahrheit des Werks. — Der Gegenſtand von Dante's Hölle iſt nach ganz andern Geſetzen wahr, als Göthe's Herman und Dorothea, oder Voſſens Luiſe.

Vorzüglich im Gebiete der Innen-Welt iſt das Wahre eines Kunſtwerks nicht für alle Beſchauer wahr. Wer z. B. gewiſſe Thätigkeiten und Modifikationen des innern Sinns bey voller Geſundheit und Unbedrücktheit der äuſſern Sinne, wie des Verſtandes und der Vernunft, nicht auf die entfernteſte Weiſe in ſeinem eignen Innern verſpürt hat, dem muß allerdings das Ausſprechen derſelben durch ein Kunſtwerk ganz gehaltlos vorkommen, wo nicht raſend und wahnſinnig, wie etwa einem Neſtoriſchen Leſer der Reiſe des Prinzen Zerbino nach dem guten Geſchmack die Wechſelgeſänge der Blumen und Bäume, die Preſa der Mobilien zwiſchen der Poeſie muſikaliſcher Inſtrumente.

Es iſt wirklich eine andre, als die Welt der äuſſern Sinne, (noch ſo ſelbſtthätig und mit Willkühr normaliſch oder idealiſch im Gemüth bearbeitet,) in welcher einige der treflichſten Partien des oben genannten ungeheuern Gedichts wahr ſind.

Aber es bleibt dennoch ganz etwas anders, genialiſche Erfahrungen ähnlicher Art im Innern vorfinden, ja ſich ihrer in gleichem Grade von Klarheit und Lebhaftigkeit, als Natur-Erſcheinungen bewuſt werden, und ganz etwas anders, dieſe Erfahrungen durch genialiſches Vermögen, durch abſichtliche Schöpfung aus dem Chaos, als eine harmoniſche Welt nur in Gedankenbildern auffaſſen, noch abgeſehn von Ordnung, Wahrheit und Kraft in der Darſtellung.

Der Leſer eines ſolchen genialiſchen Werks muß wenigſtens im erſten Fall ſeyn, wenn er den Dichter, der glücklich beide vereint, nur einigermaßen verſtehen ſoll. Sonſt iſt es eben ſo wenig ſeine, als des Dichters Schuld,

wenn er in dem Werk keine Wahrheit findet. Vielmehr sagt er sehr richtig: Blumen und Bäume, oder gar Farben singen nicht, und wer etwa Veilchen-Gerüche und Flöten-Klänge, Rosmarien-Duft und Fagot-Ton, einen Posaunen-Schall und eine glühendrothe Wolke, die plötzlich über den Wald emporsteigt, ähnlich findet, ja wer zum Überfluß Tischen und Stühlen eine Physiognomie und einen persönlichen Charakter ansieht, der spricht, wenn er dies verkündet, Unsinn. Der Verstand des poetischen wie des prosaischen Gemüths muß gestehn, daß dies alles im Gebiet der äußern, grob sinnlichen Erfahrung, und sowohl in bloß betrachtender Auffassung, als in künstlerischer Normalisirung, Idealisirung oder individueller Darstellung, ganz eigentlich Unsinn zu nennen sey.

In den kühnsten genialisch-ästhetischen Werken (z. B. in Faust von Göthe, Jean Pauls Hesperus, Tiks Zerbino) erscheinen beide Welten wunderbar gemischt, und wer den Maasstab zu ihrer Wahrheit aus Einer von

beiden nehmen und beybehalten will, wird sie nie kritisch als durchgehends wahr vertheidigen können.

Und doch bilden diese beiden Welten auf unbegreifliche Weise das Universum der Menschheit im Menschen.

5.

Über Schönheit.

Wir haben uns früher über die Gemüthsstimmung zu erklären gesucht, worin wir den Grund alles Schönen zu finden glauben. Es ist eine solche, worin wir die Wohl- und Mißverhältnisse der Gegenstände als mannichfaltiges Streben zu einer allgemeinen Harmonie betrachten, indem wir einen Vorschmack dieser Harmonie in unserm Geiste inne werden. Den tiefern Grund dieser harmonischen Stimmung fanden wir im lebendigen Glauben an eine allgemeine Harmonie des Lebens, d. h. in der Religion. Diese Stimmung ist die ästhetische, und wie sie jeder wahrhaft ästhetische Künstler

inne werden muß, ſo iſt auch jedes wahrhaft religiöſe Gemüth in ſeiner friedlich theilnehmenden Weltbetrachtung äſthetiſch.

Ihr nennt einzelne Gegenſtände ſchön; — aber fragt bey der freyen, intereſſeloſen Beſchauung deſſen, was ihr darin als das Schöne ahnet, fragt euer Inneres: ob ihr nicht wenigſtens einen Akkord jener Harmonie angeregt findet, die ihr ſchon vollſtändiger empfandet, als ihr einmal in der Stimmung waret, das ganze Leben mit Glauben und Liebe zu umfaſſen. Denkt euch Naturgegenſtände, die ihr ſchön nennt; und könnt ihr nicht wenigſtens dunkel nacherfahren, es ſey euch zu Sinne, als hätten ſie ſelbſt Form und Bildung ſich gegeben, um ihren eignen innern Frieden durch dieſe äuſſern Verhältniſſe auszudrücken? — Denkt euch Kunſtprodukte, und fühlt, daß ihr die Schönheit derſelben nur in ſo fern zugeſteht, als etwas in ihrer Bildung ein reines Wohlſeyn in eurem Innern erweckt, einen lebendigen Frieden, eben als ſpräche eine gleiche Gemüthsſtimmung aus ihm heraus an euer

Herz. Nehmet z. B. in der Poeſie einer wilden Klage des Schmerzes die Harmonie des Verſes; woran hat das Werk verlohren? An wilder Kraft kann es gewonnen haben; — ſchön iſt es weniger. Es ſpricht auch dann in dieſem Produkt, wenn ihr es etwa aus einer großen äſthetiſchen Dichtung iſolirt, oder wenn es wirklich einzeln gegeben iſt, nichts zu: verweile mit Freundlichkeit, höre mich an mit Frieden!

Kurz, was wir ſchön nennen im einzelnen Gegenſtande, redet uns als Symbol oder Produkt eines friedlich-lebendigen Gemüths an, und dieſer lebendige Friede ſelbſt iſt das Schönſte, iſt die Schönheit des Schönen.

Wenn wir ihre Möglichkeit uns nur durch Religion denken können; ſo möchte mancher fragen: wie es zu nehmen ſey, daß der äſthetiſche Künſtler ſeine Gegenſtände nach äſthetiſchen Rückſichten erſt wählen, faſſen und ordnen ſolle, da doch die Religion alle Gegenſtände der Welt, ohne Unterſchied, bis zu den höchſten oder tiefſten Diſſonanzen des Lebens, mit

dem Glauben ergreift: ſie ſind Strebungen zur Harmonie. Warum kann dies der äſthetiſche Künſtler nicht auch? Wie darf man z. B., abgeſehen von der Behandlung, die Schlüterſchen Larven bloß darum aus dem Gebiet der Äſthetik hinausweiſen, weil ſie den Menſchen in äußrer und innrer Zertretung darſtellen wollen? Iſt dieſer Gegenſtand denn auch aus dem Gebiet der religiöſen Betrachtung hinauszuſtellen?

Zur Antwort: Im Auge der Vernunft-Religion iſt der Menſch nirgend zertreten, nirgend gemein und verächtlich, und mitten im Anblick von Abſcheulichkeiten iſt das religiöſe Gemüth ſelbſt nicht zermalmt, denn es rettet ſich durch kühnen Aufſchwung zum Erhabnen, indem es die Diſſonanz des Sinnlichen im Innern des Menſchen mit Muth und Kraft beherrſcht, und endlich, entzückt ins Geiſtige, ſie nicht mehr vernimmt.

In dieſer Überſtimmung gehört es ganz und gar einer höhern Welt. Jetzt aber iſt es auch unmöglich, daß uns die Religion einen

Vorſchmack, ein Vorgefühl der geglaubten Harmonie geben kann, im ſinnlich-geiſtigen oder geiſtig-ſinnlichen Leben ſelbſt. Jetzt ſtrebt ſie voll gläubiger Angſt nach einer bloß geiſtigen. *)

Die Sätze widerſtreiten alſo nicht; ſinnlich-geiſtige oder äſthetiſche Erbauung iſt nur durch Religion möglich, — jene iſt die ſchönſte Blühte dieſes Baums; — und hernach: Wird die Blühte hinweg geweht, ſo grünt doch der Baum; Religion bleibt als Vernunft-Glaube ſtehen, und iſt lebendig durch den myſtiſchen Karakter des Erhabnen, wenn ſie auch die geglaubte Harmonie des innern und äuſſern Lebens nicht in Vorempfindung bewirken kann; denn allerdings gehört zur Wirklichkeit dieſes friedlichen idealen Vorgenuſſes, daß die Sinne nicht beſtürmt, nicht in Aufruhr geſetzt werden, daß nicht die Diſſonanz der Erſchei-

*) Mehr Erläuterung ſetzt im Aufſatz über Religion.

nung zu mächtig, zu durchgreifend ſey, ſo daß ſie nur durch Gegenkampf bezwungen werden kann.

6.

Ein Paar kritiſche Fragen.

Wird ein poetiſches Kunſtwerk vor den Richterſtuhl der Kritik gezogen, und ſollen ihm peinliche Fragen vorgelegt werden, (im Gegenſatz eines freundſchaftlichen Verkehrs mit demſelben, eines ofnen, freyen, ungetheilten Seelengenuſſes,) ſo ſcheinen mir folgende erſchöpfend. (Ob das Kunſtwerk ſo punktweiſe antworten werde, iſt eine neue Frage, die wir jetzt unbeantwortet laſſen.)

1.) Was iſt die Zweck-Idee des Dichters? was erwartet er von der Darſtellung des Ganzen?

2.) Welches iſt die Grund-Idee? was iſt es, das er darſtellen will?

3.) Wie hat er innerlich die Idee zum Darſtellen gefaßt?

4.) Wie hat er ſie dargeſtellt, darſtellend ausgeführt? —

Die zweite und dritte Frage geht auf das Genialiſche im Werke, die erſte und letzte auf die Kunſt darin.

Oft ſind die erſten beiden Fragen durch Eine Antwort befriedigt, und dies iſt bey allen rein-äſthetiſchen Werken der Fall, die keinen oratoriſchen Mit-Zweck haben, oder aus denen dieſer Zweck nicht herausſpricht. Alle bisherigen Dichtungen von Göthe, etwa mit Ausſchluß von deſſen Herrmann und Dorothea, ſcheinen mir dieſen Karakter zu behaupten. Sie wollen da ſeyn, wie die Natur, und wollen gefallen, wie die Natur. Nur das Darſtellen ſeiner Anſchauungen in dieſer oder jener Faſſung hat der Künſtler gewollt, und nur auf ein eben ſo freyes Anſchauen und Genieſſen dieſer Anſchauung hat er hingearbeitet. In allen ſeinen Werken iſt keine Spur, daß er auſſer dieſem freyen Genuſſe, durch die Reflexionen der mannigfaltigſten Gegenſtände, noch etwas an-

ders gewollt oder erwartet habe, (etwa eine Aufnahme oder Übertragung der gewirkten momentanen Stimmung in die Gesinnung.) Sie sind Kunstwerke der genialischen Unschuld. — Aus vielen Schillerschen Werken aber scheint mir ein oratorischer oder pragmatischer Neben-Zweck hervorzusehen, und wenn dies wahr ist, so wären jene beyden Fragen, in Anwendung auf die meisten Schillerschen Werke, auch in ihren Antworten unterschieden.

Die ersten zwey Fragen lassen sich auch umgekehrt stellen, und werden dann am besten so gefaßt:

Was will der Künstler im Ganzen darstellen? — (Welches ist die Stof-Idee des Werks?) —

Warum will er diesen Gegenstand darstellen? (d. i. welchen Endzweck hat er sich gestellt?) —

Die letzte Frage wird aber überflüssig, überall wo der Stof so gewählt und so behandelt ist, daß er einen freien ästhetischen Genuß gewährt, und durchaus keine oratorischen Ab-

ſichten, weder aus der Wahl, noch aus der Behandlung hervorſehen. — Die Antwort auf die Frage: Warum hat er dieſen Gegenſtand in dieſer Behandlung gewählt? beantwortet ſich dann: Weil er in Wahrheit und Schönheit dem freyen äſthetiſchen Genuſſe willkommen iſt.

Eben jenes Hervorſehen des Neben- oder Unterzweckes macht den Unterſchied, denn gar wohl mag nach gewiſſen Zufälligkeiten im Beſchauer auch das rein-äſthetiſche Werk eine oratoriſche Wirkung hervorbringen, wie einzelne äſthetiſche Partien oder Momente der Natur ſelbſt.

In der Abſtraktion der Kritik iſt dieſer Unterſchied nicht unbedeutend, auch in der Arbeit des Künſtlers wird er zurechtweiſend, aber wohl iſt oft das Urtheil ſchwankend in Anwendung auf gegebne Produkte. —

7.

Stof aus der Geſchichte.

Wenn einmal der Dichter den Stof ſeiner Darſtellung aus der dokumentirten Geſchichte nimmt, ſo hat er ſicher die Pflicht gegen ſich ſelbſt und die reine Wirkung ſeines Werkes, daß er einen Zwieſpalt in den hiſtoriſchen Datis nicht ganz überſehe, ja daß er ihn auflöſe, es ſey nun zum Guten, oder zum Böſen. Dieſe Auflöſung darf aber nimmermehr als abſichtloſe Auflöſung gegeben werden, ich will ſagen, der Dichter darf nicht den Schein haben, als dichte er eine Apologie oder eine Berichtigung.

Mit tiefem Blicke in das menſchliche Gemüth hat Schiller im Wallenſtein dieſe Aufgabe löſen wollen. — Die poetiſch ergrifne Wahrheit der Geſchichte des menſchlichen Innern wird gleichſam in hiſtoriſcher Unſchuld die zufällige Erklärerin der äuſſern Geſchichte, wie ſie in Dokumenten wunderlich abbrevirt daſteht. Dieſer Schein der hiſtoriſchen Un-

ſchuld, (gleichſam als ob der hiſtoriſche Zwieſpalt unbekannt wäre,) will im ganzen Wallenſtein herrſchen, und die Bekanntſchaft mit jenem Zwiſt zeigt der Dichter, gleichſam nur als Gelehrter ſeiner Zeit, blos im Prolog, den ich jedoch darum nicht eben rühmen möchte.

8.

Hellenik und Romantik.

Es giebt Unterſchiede des Ähnlichen ſowohl in der bloßen Sinnen- als Ideen-Welt, und in der, worin ſich beide idealiſch vereinen, in der Welt der Kunſt, — unzählige Unterſchiede des Ähnlichen, die wir durch bloße Begriffe nicht faſſen, in klaren Merkmalen nicht berechnen können, deren wir aber demohngeachtet gewiß ſind in unſerm Gemüth.

Längſt haben wir gefunden, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen antiken und modernen Leben, zwiſchen antiker und moderner Kunſt. — Aber die Frage, worin er beſtehe, trennte durch Begrif und Lehre, was im Innewerden Aller wahrſcheinlich übereinſtimmte.

Neben vielen andern Aufſtellungen jenes Unterſchiedes möge auch die unſrige ihren Platz einnehmen.

Den höhern und idealiſchen Karakter des Antiken nennen wir das Helleniſche, den höheren, idealiſchen Karakter des Modernen das Romantiſche.

Die Antiquitäten, die Geſchichte und die Völkerkunde ſchlage man nicht nach, um das Idealiſche des Antiken und Modernen in einzelnen Fakten, im wirklichen Leben des einzelnen Menſchen oder auch ganzer Völkerſchaften zu finden. Nicht unmittelbar läßt ſich die Wahrheit jener Ausſagen auch in der wirklichen Lebens- und Empfindungs-Weiſe der Menſchen nachweiſen. — Die Mittel einer ſolchen Nachweiſung ſind die Produkte der genialiſchen Kunſt. Nur im magiſchen Abglanz der Kunſt ſchaut man den idealiſchen Karakter und idealiſchen Unterſchied, den ich hier meyne, und kann ihn hernach wieder auffinden, wenn man ſich auch vom Spiegel weggewandt hat;

nur muß man ſich des Spiegelbildes ſicher erinnern.

Das Antike iſt an ſich nicht helleniſch, das Moderne an ſich nicht romantiſch. Nur das Harmoniſch-Lebendige von beiden (oder das äſthetiſche) verdient dieſen Namen. Beym Helleniſchen erſcheint dies harmoniſche Leben als Natur, beym Romantiſchen als Wahl; bey jenem iſt es Genuß, bey dieſem Hofnung. Die höchſte Tendenz alles Romantiſchen iſt Ausſicht auf ein myſteriöſes Helleniſches. Daher die Beſtimmheit und Klarheit, verbunden mit der Sanftheit der Form in der helleniſchen Kunſt und (relativ gegen das Moderne) auch im Leben; in dem Romantiſchen hingegen die unendliche Unbeſtimmtheit und das Dämmerlicht an beiden und über beiden. Der tiefſte Grund liegt darin, daß wir durch die Künſteleyen des Begreifens und Spekulirens eine widerliche Scheidung des Total-Gefühls und der Total-Anſicht des Menſchen in ihm ſelbſt hervorgebracht haben. Ein verzeihliches Spiel des Verſtandes, der aber mehr ſeyn wollte, als

ein nothdürftiges Mittel zur Propagtion des gegenseitigen Innewerdens in geordneter Folge (oder zum Verstehn) maßte sich den Rang über den Ernst der Empfindungen an, und nach und nach untergrub es die Wahrheit des lebendigen Innewerdens, und macht' es schwanken.

Nicht der Streit zwischen dem Guten und Angenehmen (denn dieser ist der ganzen Menschheit im lebendigen Innern als Problem der Kunst aufgegeben,) nicht der tägliche Kampf mit den Bedingungen der äussern Existenz, (denn auch dieser war und wird bleiben, so lange es Schmerz und Tod giebt,) sondern die theoretische Scheidung des Innern, diese so täuschend-wahre vorgespiegelte Zerstümmlung des Lebendigen, als eines dennoch bestehenden Lebens, hat unsrer Sehnsucht einen mystischen Karakter gegeben. Wir wünschen, mit dem Apostel, aufgelöst zu seyn, und doch Christum zu schaun. Und wer diesen mystischen Wunsch nicht hegt, den Wunsch, ein freyer Geist zu seyn in erfreulicher Sinnlichkeit, (welchen die Alten blos da-

her nicht myſtiſch fanden, weil ſie das Geiſtige und Sinnliche eben ſo wenig in Begriffe geſchieden hatten, als es faktiſch im Innern erſcheint,) — der muß endlich verſinken, oder ſich überſteigen in Halbheiten. — Die Niedrigkeit des theoretiſchen Unglaubens, der alles Geiſtige für bloße Mechanik, für eine Formung der Maſſe anſieht, und der theoretiſche Überglaube, der ſich ins Leere der iſolirten Form verſteiget, in eine Gedankenſphäre, worin ihn kein wahres, lebendiges Innewerden begegnet. — Beide Karakter ſind modern, aber nicht romantiſch. Nur das Gemüth, das ſich vor beiden Widerlichkeiten retten will durch eine Myſtik, wie jene des Apoſtels, wird romantiſch in dieſer Strebung.

Noch heute wird helleniſch gelebt, helleniſch gedichtet, aber beides erſcheint nicht mehr als Karakter des Ganzen. Hingegen giebt es auch im Antiken romantiſche Parthien, nur bilden gerade ſie nicht den Unterſchied, wenn eben

vom höhern Karakter des Antiken und Modernen die Rede ſeyn ſoll. Sie verſchwinden ins Ganze. — Kurz, man laſſe die Namen Antik und Modern in ihrer hiſtoriſchen Qualität, und bleibe bey dem idealiſchen Unterſchiede des Totalen. Dieſen nenn' ich: Hellenik und Romantik.

Univ-Bibl. München

IV.

Über äuſſere poetiſche Formen.

Noch Fragmente.

(Geſchrieben im Jahre 1801.)

Jeder poetiſchen Form muß enſprechen eine poetiſche Faſſung im poetiſirenden Gemüth. — Sinnloſe Willkühr oder träger Verlaß auf eine glückliche Nachahmung, erzeugen Ungeſtalt und Misgeburt.

Die Bildung des Sprach-Materials hat ihre Geſetze nirgend anders zu ſuchen, als wo die Bildung des Sprach-Inhalts die ihrigen findet, im Gemüthe ſelbſt, das ſich ausſprechen will.

Sprach-Inhalt ſind Gedanken, die an Fakta des lebendigen, ſich ſelbſt bewußten Innern, d. i. an Fakta des Innewerdens, erinnern ſollen. Sprach-Material ſind Laute und Bewegung der Laute, die zwar als Gedanken-Zeichen die bezeichneten Gedanken erwecken ſollen, um durch dieſe auch das Undenkbare, Unbegriffliche des innern Lebens zu erwecken, wovon ſie (die Gedanken) bloß dürftige Begrif-

ſe ſind; aber die zugleich als Laut und Bewegung das unbegriffliche Leben anſprechen, wenn ſogar vom beſtimmten Gedankeninhalt weggeſehen wird. — Durch den Sprach-Inhalt kann nur mittelbar auf das volle Leben des Innern gewirkt werden, nämlich durch die Gedankenſphäre. Das Sprach-Material aber berührt in ſeiner höchſten Bildung unmittelbar, ob wohl auf myſtiſche Weiſe, das inn're Leben ſelbſt. — Die Möglichkeit des Erinnerns an gleiche Fakta des Innern kann nur geglaubt werden in der eignen Innewerdung des Ausdrückenden, nämlich in der, daß der Gedanke und die Sprachbildung nach dem bezeichneten Gedanken im Zuſammenhange ſtehn mit dem lebendigen Innern, das gedacht, und mittelſt des Gedankens ausgedrückt werden will. So kann auch die Möglichkeit des Anregens gleicher Innewerdungen mittelſt der Bildung des Sprach-Materials nur durch die ſelbſt inne gewordne Harmonie der Ausdrucksformen mit gewiſſen Modulationen des innern Lebens begründet werden.

Die Bildung des Sprach-Materials läßt ſich ſcheiden in eine abſolut- und relativ-harmoniſche. Die abſolute abſtrahirt vom Sprach-Inhalt, und giebt ſich als vollſtändigen Ausdruck einer Gemüthsſtimmung, die ſelbſt harmoniſch iſt, d. i. einer äſthetiſchen Gemüthsſtimmung. Die relative bezieht ſich auf den beſondern Inhalt, und zwar nicht als einem unmittelbaren Gedanken-Ausdruck, ſondern als einem mittelbaren Ausdrucke des Undenkbaren, des Unbegriflichen im lebendigen Gemüth, an welches dieſe Gedanken erinnern möchten, indem ſie es nur unvollſtändig ausſagen.

Das Streben, die abſolut-harmonſche Bildung des Materials mit dem relativ-harmoniſchen zu verbinden, kann nur Streben des äſthetiſchen Dichters ſeyn. Dieſer macht es ſich zum Zweck, über harmoniſche und disharmoniſche Gegenſtände ſein harmoniſches Gemüth in ſtillem und doch lebendigem Frieden ſprechen zu laſſen, damit er den ganzen innern Menſchen erbaue. Der blos oratoriſche Dichter hingegen ſpricht nur friedlich über das Fried-

liche, aber unfriedlich über das Unfriedliche, damit er den Menſchen in praktiſchen Kampf bringe, und ihn im Sieg einer gewiſſen Geſinnung bekräftige. Dem letzten darf an abſoluter Bildung des Sprachmaterials wenig gelegen ſeyn, wenn er nur die relative in ſeiner Gewalt hat.

In Hinſicht auf die Bildung des Sprachmaterials ſind die vorzüglichſten epiſchen Gedichte, die wir kennen, bey weitem mehr äſthetiſch, denn alle Produkte der übrigen Arten.

Leben und Tod der heiligen Genovefa, ein Trauerſpiel von Tiek. Eine glorreiche Darſtellung der intenſiven Tapferkeit religiöſer Geduld, die Weltverläugnung in weiblicher Göttlichkeit. —

Einige wollen in dieſem Gedicht die Varietät der äuſſern Styl-Formen, (daß reimloſe Jamben mit gereimten, dieſe mit ſtrophiſchen Verſen, Stanzen und Sonetten abwechſeln,) unnatürlich finden. Möchten ſolche doch er-

wägen, daß die Wahrheit und Natur in dieſer Mannichfaltigkeit nach dem, was dem Ausdruck zum Grunde liegt, nicht nach dem Ausdruck an ſich beurtheilt werden muß.

Die Poeſie will den Menſchen lebendig ausſprechen, ſie will den Geſang unſers Innern als Geſang hören laſſen, ihn nicht bloß in Noten zum philoſophiſchen Leſen aufſchreiben. Wo es nun Reime, Sonette, Stanzen u. ſ. w. in unſerm Innern giebt, d. h. Modulationen, Zuſammenſtimmungen, Abweichungen u. dgl. im Formällen der Empfindungen, denn jene Formen des Ausdrucks im Gemüthe ſelbſt mehr zuſagen, als andern, da kehrt ſie ſich an keine ſogenannte Gleichheit des Styls, ſondern giebt ſelbſt reimloſe Verſe, Reime, Sonette, Stanzen. Noch immer bleiben wir auch bei dieſer Freyheit im Ausdruck befangen; aber wer mehr befangen bleiben will, als nothwendig iſt, der hat keine Ahnung von dem, was Poeſie iſt, und wornach ſie trachtet. Mit einem Wort: die Wahrheit und Natur aller Poeſie

iſt nicht, daß der Menſch im Leben ſich ſo ausſpricht, aber wohl, daß er ſich ſo ausſprechen möchte, daß er innerlich darnach ringt, ſeine Seele alſo darzuſtellen.

Mit den Schluß-Terzetts vieler Sonette kann ſich unſer Sinn nicht immer vertragen. In den beiden Anfangs-Quartetts iſt ein ſo erfreuliches Grüſſen und Küſſen der Reime, ein ſo inniges Umarmen der Verſe; darauf folgt der Abſchied ſo kalt, froſtig und höflich. Wir verſuchen, Sonettförmig auszudrücken, was wir meynen.

Ein Sonett über das Sonett.

Willkommen, ruf ich, immer noch: willkommen,
Ob ich dich ſchon mit meinem Arm umſchlinge,
Mit meinem Herzen an das deine bringe:
Bey jedem Blick biſt du mir erſt gekommen!

Ich habe dich noch nicht in Arm genommen;
Verlange nicht, daß ich mich bald bezwinge,
Und frage nicht nach einem fremden Dinge.
Willkommen, ruf' ich, immer noch: willkommen!" —

„Erlauben Sie, ich bin im Reiſekleide,
Das Sopha leidet und die blanke Diele,
Der Weg hieher hat einen feuchten Sand."

„Verzeihen Sie, auch mir fehlt Feſtgeſchmeide.
Nachläßger Anzug läßigt Fein-Gefühle;
Doch vor der Hand — zum Kuß hier meine Hand."

Wenn die Schlußreime ſo ſtehn, wie oben; ſo ſieht uns ein Sonett aus, wie ein ſchön gewirktes Band, das aber am Ende locker geworden iſt, und die Fäden aus einander gegeben hat; — oder ſo klingt es uns, wie ein ſchönes Glockengeläute, mit dem Apendix einzelner Nachſchläge, wenn der Klöpel nicht gleich angehalten wird.

Freylich, ſoll eben eine Empfindung ausgedrückt werden, deren Gedankentext auf eine ähnliche Art verdämmert, oder ſoll auch das laute Gefühl allmählig in ein Verſtummen des ſtillen und innigern Beſchauns übergehn; ſo haben wir nichts gegen das Lyriſche dieſer Form. Sonſt aber ſcheint ſie beſſer zu einem komiſchen Kontraſt zu dienen. Gäb' es nicht eine verſtändige Umkehrung dieſer Form, die einen bedeutenden lyriſchen Karakter hätte?

Es ſey erlaubt, ein Paar erläuternde Beyſpiele zu verſuchen. Das erſte iſt jamb.-anapäſtiſch und vierfüßig. (Mit Abſicht ſind die Inhaltstitel weggelaſſen; man muß die Titelworte leicht finden können, wenn man den Inhalt verſteht.)

I.

Noch einmal erſteig ich die Felſenhöhe,
Hinabzuſchaun in das Thal, wie ins Leben,
Dem ich nun gute Nacht will geben,
So wie ich die Sonne verſchwinden ſehe.

Ihr Sterne, jetzt bin ich in eurer Nähe,
Doch kann ich empor mit dem Leibe nicht ſtreben.
Entkette dich, Geiſt, um hinauf zu ſchweben,
Mit der Kette zerreiſſen Jammer und Wehe.

Wie blinkt das Gewehr im Abendſtrahl!
So blinkten tückiſche Menſchen mir zu. —
Scheint Abendroth? ſcheint Mondeslicht? —

Horch, drückt' ich ſchon los, und hörte den Knall?
Hinweg das Gewehr! Tief unten iſt Ruh,
Aus der Tiefe des Stroms winkt des Himmels Geſicht.

2.

Du kömmſt nicht ſelbſt, Geliebter, doch du ſchickeſt
Ein herzlich Blatt, und neben liegt dein Bild!
Das ſtumme Wort wird Klang, ſo rein und mild,
Da du vom Bildniß freundlich drüber blickeſt.

Das ſtüte Bild, aus dem du ſchweigend blickeſt,
Gewinnet Worte, iſt nicht mehr ein Bild,
Es regt ſich Aug' und Lippe zärtlich wild,
Bis du das Herz an meinen Buſen drückeſt.

Ja, Wort und Bild vergleichend, hör' ich Töne,
Und ſeh bewegt die herzvertrauten Züge,
Durch Ohr und Aug will ſich die Seel erquicken.

O ſag es laut, wornach ſich Liebe ſehne,
Du Qualvermehrende, doch ſchöne Lüge!
Die Wahrheit will ans wahre Herz ſich drücken.

3.
Umgekehrtes Sonett.

Du liebſt mich wohl, nur willſt du's nicht geſtehen!
Was wendeſt du den Blick, was glüht die Wange?
Du möchteſt zürnen, und vermagſt es nicht.

Wir müßten Beide ja zu Grunde gehen,
Wenn ich den Aufſchluß ſtürmend nicht verlange;
So zürne dann mit offnem Angeſicht.

O ſchönſter Anblick für mein ganzes Leben!
Verhüllet ſchien in bange ſchwüle Lüfte
Das reine Himmelslicht, der Blumen Düfte
Vermochten nicht, ins reine Blau zu ſchweben.

Da ward dem Wetter volle Kraft gegeben,
Durch Einen Blitz erfriſchten ſich die Lüfte,
Der Liebe Thau ſank in der Liebe Düfte,
Und neu verklärt iſt unſer Beider Leben.

Stanzen sind Kammern des Klanges, geschlossne Freundschaftsbündnisse oder Haus- und Eheſtände in der Republik des Wohllauts einer friedlich regierenden Poeſie.

Die ersten sechs Verse stimmen wechselnd zusammen in doppelten Drey-Reimen. Die Verse geben sich Blick um Blick, Kuß um Kuß, Umarmung um Wiederumarmung. Die erste Doppelvereinung in den vier Anfangs-Versen genügt dem Vereinungstriebe noch nicht, eine dritte harmonische Entgegnung vollendet und befriedigt erst. Dann geht es mit freyem und lautem Echo der Seelen ins offne Leben.

Oder, die ersten sechs Verse in drey Doppel-Reime verschlungen, sind Verliebung, Vermählung und Altern-Sehnsucht. Mit den zwey letzten entsteht ein neues Verhältniß, eine schöne Erweiterung des treuliebenden Eheſtandes, ein froher, besuchender Ausgang der Liebe in die Welt. Die Kinder der Liebenden spielen und tanzen ins Leben.

Etwas hievon mag dieſe Stanze ſagen.

Wir grüßten uns einander in die Blicke,
Tief aus den Seelen kam ein Gegengruß.
Ich bot die Hand, du wicheſt nicht zurücke,
Und Leib und Geiſt trank den Vermählungs-
Kuß.
Was fehlte da noch dem vereinten Glücke?
Beglückte Liebe, ſuchſt du Welt-Genuß?
„Zum ſchönſten Welt-Genuß im ſtillen Leben
„Hab ich die Welt in Kindern euch gegeben.

Auch läßt ſich ſagen: die Stanzen ſind in ſich ausgebildete Individuen, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen (der Gedanken, Bilder, Empfindungen,) die ein großes harmoniſches Intereſſe in eine freye und friedliche Geſellſchaft verbindet.

Verlaſſen wir die mahleriſche Auslegung, und ſuchen die muſikaliſche, (inſofern ſie unmittelbar aus der Empfindung entſpringt,) ſo ſagt die Stanze der großen, ruhigen Theilnahme zu, womit der Dichter, ganz von ſeinem Stoffe geſondert, dieſen Stof an der Hand ei-

nes Freundes durch das Gebiet der Darſtellung führt und leitet. Sie iſt der epiſche Hexameter der romantiſchen Poeſie. Sie verhält ſich zum romantiſchen Leben, wie der Hexameter (wenn man das letzte Wort in der Ausbreitung des erſten nehmen will) zum helleniſchen Leben.

Leben und Glauben waren im Antiken noch nicht geſchieden. Das innre Leben war ein groſſer hochwelliger ungehemmter Strom, wie der Hexameter. Auch die Sehnſucht nach einem freyern Daſeyn ſchaute aus klaren Augen, und die Thräne floß über volle blühende Wangen, wie die kräftige jugendliche Liebe in die blühende Welt hineinſchaut und lachend weint nach Gegenliebe. Alle Verhältniſſe des Menſchen in und auſſer ihm ſelbſt waren einfacher.

Bey uns ſind Leben und Glauben geſchieden. (Am meiſten auch die Religion Chriſti, als Heroismus der Welt-Verläugnung oder Bekämpfung, worin ich auch den tiefern Grund des Europäiſch-Romantiſchen der Poeſie ahne.) Unſer inneres Leben iſt ein enger, vielfach ge-

wunderer Strom; ſeine höhern Wellen thürmen ſich an Klippen des Zweifels. Unſer Glaube iſt dem Wiſſen gefährlich abgekämpft, und noch immer ſind wir im Streite, oder doch in Furcht und Sorge, daß er anheben werde. Unſre Sehnſucht nach einem freyeren Daſeyn iſt kritiſcher, und eben darum auch bänger und beklommen. Nicht bloß um uns her, ſondern in uns iſt Alles geſchiedner, und darum auch zuſammen geſetzter. Selbſt unſre Lebensharmonie iſt künſtlicher und myſtiſcher, ſie iſt eine Stanze.

Der Hexameter wird auch als lyriſche Form gebraucht, und bey der leichten Geſchmeidigkeit ſeiner Variationen ſchmiegt er ſich den verſchiedenſten Stoffen an, ohne ſeinen Haupt-Karakter zu verlieren. Die ächte Stanze nicht alſo. Sie iſt größer, iſt durch den Reim, deſſen Erwartungen und verſchlungne Zuſammenſtimmungen, auch zuſammen geſetzter. Der Hexameter, wenn er als ſolcher gehört werden ſoll, leidet höchſtens vier Abſchnitte, und hat keine Doppel-Beziehung. Aber die Stanze

iſt nicht ſo geſchmeidig. Ihre Verhältniſſe ſind beſtimmter, ihre Abſchnitte ein für allemal durch den Reim gegeben.

Wird die Stanze beym Lyriſchen gebraucht, ſo verlangt ſie unerlaßlich einen hohen Ernſt der Empfindung. Der Klagende, der Fröhliche ſpricht uns in dieſem Versmaaße eben auch nur, als wenn er, ein eraſter Freund ſeiner ſelbſt, an ſich ſelber theil nehme.

V.

Über lebendige Religion,

und

über Religionsfeyerlichkeiten.

Andeutungen.

(Geſchrieben im Oktober 1799.)

Die Aufklärung in der Theologie, (als einer ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft, oder als Gottes-Gelahrtheit,) hat die Theologie ſelbſt vernichtet. Um den Schatten näher zu prüfen, wollte man ihn beleuchten, — und der Schatten verſchwand.

Dafür aber ward etwas ſichtbar und blieb ſtehen, was in der Dämmrung dieſen Schatten warf. Es iſt die Religion, das vereinte ſinnlich-geiſtige Bedürfniß des Glaubens an eine Auflöſung aller Diſſonanzen des innern und äußern Lebens, der ſittlichen Würde des Menſchen und der Verhältniſſe ſeiner Exiſtenz, in eine groſſe Harmonie — alles feindlichen Gegen-Streits der Kräfte in einen Frieden des Mannigfaltigen in ein ſymphoniſches Konzert.

Die Idee der Gottheit, als des moraliſchen Weltgeiſtes, iſt eine Mittels-Idee zum Zweck dieſes Glaubens.

Ich nenne die Religion ein Bedürfniß. — Dieſer Name erniedrigt ſie nicht. Sie iſt das Bedürfniß eines hohen Sinnes, einer kühnen Forderung. Was wir auch thun mögen, um ihren Mangel zu beſchwichtigen, er diſſonirt in unſerm Innern bald lauter bald ſchwächer. Das Leben iſt ein Chaos, Finſterniß ruht auf der Tiefe, ob auch der moraliſche Geiſt über den Waſſern ſchwebe. Er fürchtet ſich nicht vor dem Chaos, es wird ihn nicht hemmen, nicht feſſeln, aber nur dem Religionsglauben kann eine harmoniſche Welt daraus hervorgehn.

Ich nenne die Religion ein vereintes ſinnlich-geiſtiges Bedürfniß. Die Disharmonien, welche ſie auflöſen ſoll, ſind zweyerley: der Zwiſt der Natur mit der Natur, und der Zwiſt der Freyheit mit der Natur.

Es iſt Streit im Menſchen zwiſchen dem Gefühl ſeiner Knechtſchaft unter der laſtenden Ohnmacht der Natur, dem unbezwinglichen

Eigenwillen des Schickſals — und dem unertödtbaren Anſtreben zwiſchen beiden, ſo wie dem lebendigen Bewuſſtſeyn, ſich im Geiſt über ſie hinwegſchwingen zu ſollen.

Der Menſch möchte ewig leben, und er iſt zugleich in ſeinem Innerſten aufgefordert, nach Geſetzen zu wollen und zu ſtreben, deren Erfüllung ihn eines höhern und freyern Daſeyns würdig macht.

Der Trieb nach ſinnlichem Leben und Wohlſeyn iſt unendlich, Kraft und Empfänglichkeit dazu ſind endlich. Doch drückt uns Alle die Hand der Natur gleich, wenigſtens iſt das Ende alles Lebens — der Tod. Aber das Wohl und Weh des Lebens iſt ſo verſchieden über die Herzen und Häupter der Menſchen vertheilt. Bey weitem kömmt uns dieſe Fügung der Dinge nicht ſo nothwendig vor, wir werden ihrer weniger gewohnt, und ſie empört uns oft zu einem fruchtloſen Gegenkampf.

Beydes, dieſer Widerſtreit im innern ſinnlichen Menſchen, und dieſes Kämpfen gegen die Tiranney des Schickſals, bloß in ihren Wir-

fungen auf ſinnliches Wohl und Weh, waren ſicher der erſte Erzeuggrund der Sehnſucht über das Grab hin, nach einem freyen und ungeſtörten Da- und Wohlſeyn, und des Wunſches, daß es ein hohes, menſchenfreundliches, ſympathiſirendes Weſen geben möchte, welches ſich unſrer Noth annehmen wolle, und ſie mächtig abſtellen könne. Der Menſch wünſchte über dies Leben hinaus, er fing an, über daſſelbe hinaus zu hoffen, und er muſte Etwas haben, oder ſich bilden, woran ſich ſeine unendliche Hofnung anſchlöſſe.

Aller Gottes-Glaube, und alle Ideen von einem künftigen Leben, welche ſich auf dieſen ſinnlichen Bedürfniß-Grund ſtützen, oder aus ihm erwachſen, ſind auch ſinnlich. Sie ſind dunkle Ahnungen der Möglichkeit der Harmonie des Sinnlichen bloß in ſich, (des Triebes mit der Fähigkeit des Genuſſes und den Gütern deſſelben,) und dunkle, oder ſchimmernde Anſchauungen dieſer Harmonie in den mannigfaltigſten Bildern eines künftigen glücklichen Lebens.

Aber auſſer dem, was Natur und Schickſal uns gewaltſam entreiſſen, ſollen wir noch freywillige Opfer bringen. — Das Grab iſt nahe, der Weg des Lebens iſt voller Dornen und dürrer Geſträuche: und doch gebeut eine höhere Stimme in uns, auch die wenigen Blumen und Früchte des irdiſchen Glücks, die ſich uns darbieten, nicht alle zu brechen. Die Pflicht will ihr Opfer auch von dem Wenigen, was jene äuſſern Gewalten uns übrig laſſen; ja, nicht ſelten will ſie dies Wenige ganz.

Ein neuer und kühner Widerſtreit im Menſchen. Was er ſelbſt begehrt, ſoll er ſelbſt ſich nehmen. Was ſeinem ſo mächtigen Triebe nach Wohlbefinden, nach Luſt und Genuß dargeboten wird, muß er nach Gründen und Hinſichten, die mit Genuß und Luſt in keiner Verbindung ſtehn, wählen, prüfen, ja er muß es oft ſich gänzlich verſagen, um ſich innerlich achten zu können.

Durch dieſes Bewußtſeyn tritt er mit Einem Theil ſeines menſchlichen Weſens aus der

Sinnenwelt hinaus, in die moraliſche, und ein Gott und ein künftiges Leben, wie ſie ihm die Bedürfniſſe der Sinnlichkeit gebildet haben, genügen ihm nicht mehr. Er will eine moraliſche Weltordnung, da ſein Innerſtes ihn auffordert, für eine ſolche thätig zu ſeyn und mitzuwirken. Er will ſolche Verhältniſſe ſeiner Exiſtenz, die ſeines Berufs, als Mitglied der moraliſchen Welt würdiger ſind, als die gegenwärtigen, denn Natur und Schickſal erſcheinen ihm jetzt nicht bloß drückend, ſie ſind ihm auch ungerecht. Dieſe Bedingungen ſeines irdiſchen Lebens muß er als Zuſtand der Prüfung und Vorübung betrachten können, deren Ziel hinaus geſtellt iſt über daſſelbe, — ein unendliches Ziel, das er nicht fehlen wird.

Es iſt wahr, die Überzeugung, daß dem Allen ſo ſey, der feſte Glaube an einen moraliſchen Weltregenten, und durch ihn an Realiſirung harmoniſcher Bedingungen der Exiſtenz moraliſcher Weſen mit ihrer Würde, entwickelt ſich alſo aus der herrſchenden Forderung, daß

wir höher geſinnt ſeyn, und höher leben ſollen, als alle Zwecke des irdiſchen Lebens aufgeſtellt werden können. Der moraliſche Religions-Glaube iſt durch lebendige Moralität ewig geſichert, wenn auch hier und dort der wahrhaft gute Menſch an dieſer Religion in ſich ſelbſt aus Irrthümern der Einſicht und des Urtheils zweifeln ſollte.

Aber das Ideal einer höhern Welt, ſo wie es die moraliſche Vernunft einzig aufſtellen kann, iſt eine lebloſe Zeichnung, und ſteht in einem leeren, obwohl kühnen Umriß vor der Seele des Menſchen. „Du wirſt bleiben! „Für ein unendliches Wirken im Guten iſt dir „eine Unendlichkeit eröffnet! Die Bedingun„gen deines Daſeyns werden immer freyer, „deiner höhern Natur und ihrer fortſchreiten„den Thätigkeit angemeſſen, ſie werden gerecht „ſeyn! Daß ſie es können und werden, da„für waltet ein Gott der Gerechtigkeit! — „Was in der Erfahrung des irdiſchen Lebens „dagegen ſpricht, das iſt Schein, iſt vorüber„gehende Prüfung, iſt Kampf, in dem du ſie-

„gen ſollſt! — Dies Alles, aber auch nichts „Helleres, nichts Ausgeführetes, nichts, in das „du durch dein ſinnliches Herz dich hinein füh„len, durch deine Phantaſie dich hinein leben „kannſt, ſagt dir deine moraliſche Beſtimmung, „indem ſie dir ſagt: du ſollſt unerlaßlich ſo „werden und bleiben, als ob es ſo wäre.“

Iſt nun gleich durch dieſen Vernunft-Glauben die Disharmonie des innern Menſchen mit ſeinem jetzigen Leben vor der Vernunft und für ſie aufgehoben; (nämlich durch die Idee einer überſinnlichen Weltordnung, in der ſich die Diſſonanzen unſrer irdiſchen Befangenheit als Prüfungen unſrer Selbſtthätigkeit auflöſen, wenn wir nun wirklich geübt und gebildet aus ihr hinaustreten, in Bedingungen einer freyern Exiſtenz,) ſo bleibt doch noch immer die Disharmonie des durch Schmerz und Freude, durch Furcht und Hofnung unmittelbar im Gefühl ſelbſt beſtimmten Lebens, mit dem Druck der Natur, der Tiranney des Schickſals, und der Deſpotie der Pflicht.

Es bleiben Gebrechlichkeit, Ohnmacht, Verkanntſeyn, Schmachten, Wunden und Tod, und die freye Dahingabe des Wohlſeyns und Lebens als ein Herzbeklemmend Gefühl, ob auch die Pflicht es geboten habe.

Nicht bloß nach Frieden der Gedanken, nach Beruhigung der Zweifel des Begriffs, ringt der Menſch; allgemeine Harmonie iſt ſein umfaſſendes Sehnen. Gebrechlichkeit, Ohnmacht, Verkanntſeyn, Schmachten, Wunden und Tod ſollen nicht mehr ſeyn. Und da ſie ihn doch auf Erden nicht frey geben, ſo möcht' er ihnen die Gewalt des Drucks, die Schärfe des Stachels nehmen. Er möchte, indem er ſie fühlt, zugleich die künftige Befreyung, die künftige Heilung mit- und vor-empfinden.

Dies alles iſt das volle Bedürfniß der Religion für das lebendige Innre des Menſchen.

Wenn in der Moral das geiſtige Leben vom ſinnlichen geſchieden iſt, ſo ſoll die Religion das letzte durchs erſte veredeln, und beide in einen ſeligen Frieden bringen. Phantaſie und Herz

ſollen gereinigt und erhoben werden, und froh getröſtet über die Hinfälligkeit und den Zwiſt des Lebens, die Zerſtörung auch der gerechteſten Hofnungen, der edelſten Freuden, und voll begeiſtert zur Geduld und Kampf, und zu freywilligen Opfern der Pflicht, kurz, Religion ſoll den Menſchen entweder friedlich erbauen, oder ſiegend erheben. Wir faſſen beides zuſammen, wenn wir ſagen, ſie ſoll lebendig werden, die bloßen Gedanken-Anſichten und Erwägungen des Vernunft-Glaubens ſollen Leben gewinnen für das ſinnlichgeiſtige Innre des Menſchen.

Die ſinnliche Religion, (als Wunſch und Ahnung einer ſinnlichen Auflöſung ſinnlicher Diſſonanzen des Lebens,) muß ſich mit der moraliſchen, (dem Glauben an eine überſinnliche Auflöſung aller Disharmonien im Sinnlichen und Geiſtigen, als Zuſtände der Prüfung und als erſte Verſuche,) entweder freundlich oder im Kampfe des Erhabenen vereinen.

Der Glaube an eine allgemeine Harmonie, zu der alle einzelnen Harmonien und Disharmonien, als nach einem großen, mannigfach-

thätigen Frieden, hinſtreben, verwandle ſich entweder in ein ruhiges Vorgefühl, oder in ein wunderbar kühnes, gleichſam im Aufſchwunge gewagtes Voranſchauen jener Harmonie.

Dies geſchieht nun ohne Kunſt in Stunden, die einer ſanften Begeiſterung hold ſind, wenn der religiöſe Menſch ſich der Betrachtung und Beſchauung dieſer Ideen ganz widmet; und die Sinnlichkeit der innern Sprache ſelbſt, (der Phantaſie-Bilder, die ſich zu jenen geſtaltloſen Ideen geſellen, und wodurch die äuſſere Sprache erſt möglich wird,) hilft ihm dazu. Die Phantaſie faßt unwillkürlich jene Ideen in idealiſche Bilder, und bewegt unmittelbar durch dieſe das Herz. Die Gottheit wird ein König der Schöpfung, ein Vater der Menſchen, die moraliſche Welt — ein Himmel!

Es iſt uns, als träten wir in einen menſchlichen Umgang mit dem geglaubten Gott. Wir ſtehen getroſt und muthig vor ſeinem forſchenden Blicke; in ſeine Hände geben wir, was

wir hingeben mußten oder ſollten, und unſer Innerſtes legt ſich voll freudigen Vertrauens an ſein großes Herz, in ſeine ausgebreiteten Freundes-Arme, mit dem Gefühl, dieſer Freundſchaft würdig zu ſeyn, durch das Ringen nach dieſer Würdigkeit! —

Die Religion bildet ſich ſo in ein hohes Gedicht der Menſchheit! Sie wird eine Stimmung der Seele, worin ſich das Sinnliche mit dem Geiſtigen ausſöhnt, und der natürliche Unfrieden zwiſchen Neigung und Pflicht im Innern des Menſchen ſelbſt wie verſchwunden iſt, eine Stimmung, worin alles Zwiſtige, auch des äuſſern Lebens, einen ſanftern Karakter empfängt, indem wir ihm gleichſam die geglaubte Auflöſung ſchon anempfinden. Gebrechlichkeit und Vollkommenheit ſtreiten jetzt vor unſern Augen, wie jüngere und ältere Kinder eines Hauſes, die ihre Kräfte entwickeln in einem Spiel, worin gerungen und überwunden, gelacht und geweint, auch wohl unter Thränen ein Tropfen Blut vergoſſen wird. Selbſt die-

ſer Blutstropfen wird uns ein Troſt, denn wir ſehen ihn nicht, ohne die Zeiten zu ahnen, da die Lüfte aller Geneſung und Heilung athmen werden.

In dieſer Stimmung nehmen wir die Welt mit ihren Paradieſen und überhügelten Schlachtgefilden, mit ihren Erſcheinungen heiliger Genoveven, und aus Beklommenheit raſender Golos in den Arm unſrer Phantaſie, und heben ſie empor gegen den göttlichen, allumfaſſenden Himmel des Glaubens; wenn nun die alten engen gebrechlichen Formen und die Beklommenheit der Seelen im ſterblichen Leibe wird gelöſcht ſeyn, auch dann wird zwar die Heilige in noch ſchönerem Glanze vorangehen, aber auch die vormaligen Sünder werden ihr nahen mit reinen Händen, rein gewaſchen im Blute des Leides, der Angſt der Überwindung! Sie werden einander an ihre Wunden erinnern, aber nur, um zu triumphiren, wie man ſich an Wunden erinnert aus einem jugendlichen Kampfſpiel, das uns geſtärkt und gebildet hat. Die Mannig-

faltigkeit der Kräfte, die hier im Streite waren, wird ſich grüſſen und ſelig umarmen. Das iſt es, warum ich auch die Sünder mit friedlicher Religion an meinen Buſen drücken, und ihren irdiſchen Wandel beſchauen kann mit freyem Gemüth.

Freylich vermag dieſer Vorgenuß der Harmonie nichts gegen eine empörende Wirklichkeit, die mit allen ihren Greueln uns mitten in den Weg tritt. Mit andern Worten: bey gewiſſen Erſcheinungen und deren Beſchauung darf und kann uns jene äſthetiſche oder ſchöne Religionsſtimmung nicht bleiben. Aber doch eine andre, nämlich die erhabene, in der wir uns über uns ſelbſt hinausſchwingen, und uns für den geiſtigen und an ſich farbloſen Gedanken-Glauben einer unſterblichen Harmonie, mit einem Heroismus gegen uns ſelbſt begeiſtern. Der Karakter dieſer Stimmung iſt auch ein wahrhaft-lebendiger, d. h. ſinnlich-geiſtiger, denn die Sinnlichkeit wird in der erhabnen Begeiſterung nur dadurch mit ihren Angſt-Gefühlen unterjocht, daß ihr zu Muthe iſt, als habe

ſie ſelbſt ſich unterjocht; ſie erſcheint ſich im wunderbaren Spiegel der Phantaſie als eine höhere Kraft aus ſich ſelbſt, in dem myſtiſchen Bilde eines Beſiegten, der ſein eigner Sieger iſt, eines Triumphs auf eignen Trümmern. Aber nicht äſthetiſch, nicht friedlich, ſondern kriegeriſch iſt dieſe Lebendigkeit des Glaubens. Dies iſt es, worauf wir ſchon früher mit dem Gegenſatze von friedlich erbauenden und ſiegreich erhebenden Religions-Stimmungen hindeuten wollten.

Die Stimmungen beider Art zu erwecken, zu nähren, zu verbreiten, iſt der höhere Beruf der höhern Kunſt, ſowohl der oratoriſchen als äſthetiſchen.

Die wahre Schönheit jedes Kunſtwerks, es ſtelle übrigens einen Gegenſtand dar, welchen es wolle, verkündigt in ſeiner Form eine ſtille Harmonie des Gedankens mit dem Gefühl, und eine lebendige Seelenruhe, welche die Kleinheit und Großheit, die Gebrechlichkeit und Vollkommenheit der Dinge mit jener milden und tröſtlichen Würdigung betrachtet, die

wir die äſthetiſch-religiöſe nennen. Es iſt ein Spiegel, ein Abdruck jener Stimmung, und ſpricht uns freundlich an, bittend um Sympathie. Beſonders zeigt ſich das wahrhaft liebenswürdige Werk, worin die Harmonie des Gemüths zugleich Gegenſtand iſt, als das reinſte Kunſtſymbol des Friedens. Vor dieſem Symbol fühlen wir uns, leben wir uns gleichſam auf wenig Augenblicke in jenen Frieden hinein.

Die kühne Erhabenheit eines Kunſtwerks, (und nichts iſt erhaben, worin nicht der moraliſche Religions-Glaube auf eine unbegreifliche und myſtiſche Weiſe die Sinnlichkeit über die Sinnlichkeit triumphiren läßt, und ſie in dem Grade begeiſtert, daß ſie im magiſchen Spiegel der Phantaſie ſich über ſich ſelber hinaus ins Geiſtige leben ſieht,) die kühne Erhabenheit eines Kunſtwerks redet uns oratoriſch-religiös an, indem ſie uns den Glauben als kämpfend und ſiegend (nicht als im Frieden regierend) darſtellt, und uns nicht ſowohl freundlich zuſpricht, als vielmehr nachdrücklich

aufruft, einen gleichen Kampf einzugehn, kurz, jedes wahrhaft erhabne Werk, mag es ſonſt darſtellen, was es will, muß uns zu gläubiger Tapferkeit begeiſtern, indem es entweder als Produkt und Symbol derſelben erſcheint, oder als Abbildung eines Gegenſtandes, der zum Kampf herausfordert.

Ähnlich diſen Kunſtwerken, ſpricht uns auch die Natur in ihren äſthetiſchen und erhabnen Erſcheinungen.

Der Sinn des lebendigen Friedens und die höhere Begeiſterung des Glaubens, welche wir die erhabne nannten, beide fanden ihre erſte Nahrung im Anblick und Verkehr der Natur. Dieſe war es, von der ſie (nicht erzeugt) aber geweckt und geübt wurden.

Die ſchönen Partien und Momente der Schöpfung blicken den Menſchen als Vorbilder der Harmonie an, die er dunkel ahnet und wünſcht. Sie erklangen ihm als einzelne Akkorde derſelben. In ihnen fühlte er ſeine ſinnliche Beengung, ſeinen ſinnlichen Unfrieden we-

niger. Sie mäßigten, ſie beruhigten ſeine wilden Triebe, und gaben ihm einen ſtillen freundlichen Genuß ohne Kampf. Seine Sehnſucht nach der vollen und bleibenden Harmonie wurde umfaſſender, ſtärker, dauernder durch dieſe Nahrung. Überall, wo der äußre Sinn jetzt auch nur Bruchſtücke jenes Vorbildes erblickt, nur ein Paar Töne des einzelnen Akkordes vernimmt, ergänzt die ſchöpferiſche Phantaſie das Fehlende; ſie ahnet gleichſam bey der Stimme eines einzelnen Inſtruments die andern in Füll und Einheit hinzu. Und wenn zu einzelnen Diſſonanzen die geahnete Auflöſung aus unſerm Innern tönt, ſo zieht ein harmoniſches Konzert des Ganzen, ein fortſtrömendes Lied der Schöpfung durch unſre Seele.

Auf ſolche und ähnliche Weiſe wird uns zuerſt das Vorgefühl der geglaubten Harmonie, als äſthetiſche Stimmung.

Freylich geſchieht dies immer nur wie in einem Halbſchlummer, in einem leichten Traume, und darum kann uns auch bey dieſem genialiſchen Naturgenuß die Sehnſucht nicht ver-

laſſen, — eine ruhige, hofnungsvolle Sehnſucht nach dem Erwachen, nach einem klaren Vernehmen der dämmernden Harmonie, nach einer wirklichen Darſtellung und Aufführung unſrer Dichtung, denn daß wir hinzugedichtet haben, wiſſen wir wohl. Aber dieſe Sehnſucht bleibt nun einmal von allem beſchauenden Genuſſe des Schönen untrennbar, und kein äſthetiſch-religiöſes Gefühl, und kein äſthetiſcher Naturfreund oder Künſtler lebt ohne ſie, iſt aber ſelig in ihr auf Erden.

In jene Geſänge der Natur trug die Seele zuerſt auch die Hofnungen und Anſprüche des moraliſchen Glaubens, als Gedanken-Text, und noch und immer bieten ſich dieſelben zur lebendigen Geſtaltung der ſchönſten Religions-Idee dar.

Laß dir durch das Konzert der ſinnlichen Welt ſymboliſch verkündigen die Harmonie moraliſcher Weſen, mit den Bedingungen friedlicher Exiſtenz, die dein Glaube an einen moraliſchen Weltgeiſt erwartet.

In dieſem Sinne iſt wahrlich die Natur der würdigſte Tempel Gottes, — der Himmel in ſeiner ruhigen Pracht, die herrlichſte Tempelwölbung, und die Erde in ihrer wechſelnden Blüthe der ſchönſte Opferaltar.

Die erhabnen Naturerſcheinungen, d. h. ſolche, die den wunderbaren Sieg im Bewußtſeyn, die das Gefühl des Erhabenen in uns erwecken, ſofern ſie's thun, — vermögen es, eben wie die Kunſtwerke, entweder als ruhige Symbole jenes Gefühls, wie etwa ein aus dem Chor niedriger Berge ſich über die Wolken erhebender Fels, wenn er ohne Gefahrbeſorgniß angeſchaut wird, oder als feindliche Ausforderungen zum Kampfe.

Bey den letzten, den grauſenhaften oder entſetzlichen Erſcheinungen der Schöpfung, iſt der Aufſchwung zum Erhabenen nicht denkbar, ohne einen hohen Grad moraliſcher Innewerdung, Kraft und Übung.

Dann aber werden auch die zerſtörenden Naturwirkungen, und ſelbſt die Greuel einer ungebändigten Willkühr den religiöſen Stolz

emporrufen zur Tapferkeit der Geduld oder des Gegenkampfs. Wie es nicht immer Misbrauch eines religiösen Aktus heißen darf, wenn ein Heeresanführer mit seinen Kriegesgenossen einen betenden Hymnus vor der Schlacht anstimmet; so kann auch ein gleicher Aktus unter Donner und Blitz, Sturm und Woge des wilden Meeres, sey es mitten in der besonnenen Rettungs-Arbeit der Schiffenden, oder wenn alle menschliche Hülfe verloren ist, eine wahrhaft erhabne und stolze Religionshuldigung seyn, nicht eine muthlose und abgöttische Erniedrigung.

Was ist's überhaupt, das den Menschen, mitten in der Umgebung von unbekannter Gefahr und drohender Übergewalt, nicht etwa blos mit Besonnenheit des Kopfs und Stumpfheit des Herzens, eben so wenig mit bedachtloser Kühnheit des Verzweiflens, sondern zugleich in Besonnenheit des Betrachtens, des Erwägens, und in Energie und Frischheit des Muthes standhaft und wirksam erhält, wenn es nicht jenes Wunder ist, wodurch die Sinn-

lichkeit ſich ins Geiſtige hinüberrettet, um die Harmonie, die ſich ſchlechterdings dieſem Greuel der Wirklichkeit nicht andichten, nicht anempfinden läßt, in jenem Gebiet der Geſtaltloſigkeit doch als Geſtalt, als Bild zu umarmen.

(Ich ringe mit dem Ausdruck, damit er ſage, was ich inne werde.)

Alle Tapferkeit, (die wahrhafte, die eben ſo wenig der dozirenden Kälte ähnlich iſt, womit man ein Kadaver zerlegt, als der raſenden Bedachtloſigkeit, als auch der ſtillen, gefühlloſen Tollheit,) — alle wahrhafte Tapferkeit, ſowohl der Geduld, als des Gegenkampfes, iſt lebendige Religion, zwar nicht in äſthetiſchem Frieden, ſondern im Aufſchwunge des Erhabenen. In dieſer Stimmung empfinden wir keine ſehnende Hofnung, ſondern eine ſchmachtende Zuverſicht.

Alle dieſe Belebungen der Religion durch ſchöne oder erhabne Natur, ſo wie durch Werke der höhern Künſte überhaupt, (mögen ſie dieſen oder einen andern Gegenſtand darſtellen,)

ſind nun zwar religiöſe Stimmungen, aber ſie paaren ſich darum nicht nothwendig mit beſtimmten religiöſen Gedanken. (Woher es auch kommen möchte, daß mancher Leſer dieſes Aufſatzes die Religioſität in jeder lebendigen Auffaſſung eines äſthetiſchen oder erhabnen Werks, oder einer ſolchen Natur-Erſcheinung bezweifeln wird.)

Hat hingegen ein Kunſtwerk oder eine Kunſthandlung ſelbſt eine religiöſe Idee, einen Religions-Gedanken, oder eine moraliſche Idee in religiöſer Tendenz, zum Gegenſtand ſeiner Ausführung, ſo iſt es ein innerlich vollendetes religiöſes Kunſtwerk, oder ein ſolcher Aktus. Beide laſſen ſich als rein äſthetiſch, als äſthetiſch und oratoriſch, und blos als oratoriſch denken.

Anordnungen dieſer Art ſind es, die wir religiöſe Feyerlichkeiten nennen, nachdem ſie den Sinn eines Gottesdienſtes mit Recht verlohren haben. Sie ſollen in verſtändiger Einung, in einem edlen und freyen Bunde äſthetiſche Er-

bauung und moraliſch-oratoriſche Erhebung wirken, und zwar nicht blos durch Ausſprechung beider Stimmungen, (ohne religiöſe Wahl des Gegenſtandes, ſondern zugleich durch Mitausſprechung religiöſer Ideen, kurz ſie ſollen eine äſthetiſch-oratoriſche Glaubens-Huldigung werden. —

Ob wohl das Ganze eine abſichtliche Veranſtaltung, und alſo Kunſt iſt, ſo unterſcheiden ſich doch die ächten Genoſſen der Anſtalt von jedem Kunſtbeſchauer, denn ſie ſind Mitwirker, und bilden den Aktus. — Hiezu aber macht ſie innerlich nur der höhere Ernſt, der aus dem moraliſch-religiöſen Gegenſtande ihren Geiſt mit feſten Blicken anſchaut, und einen gleichen Blick erwartet.

Eben durch dieſen Ernſt muß die Abſichtlichkeit der Kunſt jedem verſchwinden, ſonſt iſt er nicht ächter Genoſſe, ſondern Beſchauer, und gehört in den Vorhof des Heiligthums, wie der Gemäldebetrachter ſich auſſerhalb des Gemäldes befindet.

Ich nenne Ernſt der Religioſität die ruhige Überzeugung: unſerm Sehnen und Hoffen, unſerm friedlichen Vorgefühl oder erhabnen Voranſchaun der geglaubten Harmonie werde eine Realität entſprechen, die wir jetzt nur erwarten, und nur zum Theil durch eigne Kraft herbeyführen können.

Dieſe Überzeugung aber hat ihren tiefern Grund im Bewußtſeyn der höhern Beſtimmung des Menſchen, als einer Aufgabe an ihn ſelbſt, wornach er wollen und ſtreben ſoll in einer Linie, auf einem Wege, (des an ſich Guten) der ihn über die Befangenheit, die Gebrechlichkeit, die Ohnmacht, den Schmerz und Jammer des irdiſchen Lebens ſchlechterdings hinwegführt, hinwegweiſt, kurz, im Innewerden der moraliſchen Beſtimmung.

Dann erſt iſt Vernunft-Religion möglich, als begründeter Gedanke: jene Befangenheit, die uns drückt, mit der wir kämpfen, ſey nur ein Übungs- und Bildungs-Stand, und werde ſich dadurch auflöſen, (gleichſam recht-

fertigen,) daß wir als wirklich geübt und gebildet aus ihr hervorgehn in freyere Verhältniſſe der Exiſtenz. Und erſt durch dieſen Gedanken iſt der Boden, iſt das Feld geſichert gegen Angriffe des Zweifels, der Boden, das Feld, worauf die Religioſität, als ein ſinnlich-geiſtiges Glauben, ihre erbauenden und erhebenden Verſuche des ſtillen Vorgefühls und des kühnen Vorerblickens jener Auflöſung in unendlicher Mannichfaltigkeit von Bildern anſtellen kann und darf. Iſt der Boden nicht geſichert, iſt er vom Zweifel durchwühlt, ſo ſchweben alle dieſe Verſuche gleichſam in der Luft, der Ernſt der Religioſität iſt hin, ſie wird ein Spiel mit uns ſelbſt, zwar ein ſchönes und erhabnes, ein wichtiges, ja, ein dem ſinnlich-geiſtigen Leben nothwendiges Spiel. Auch dann noch iſt ſie zwar die Seele der höhern Kunſtwerke, und wir werden ſie darin mit Lieb und Achtung beſchauen. Aber ein religiöſer Geſellſchafts-Akrus muß aufhören, weil es darin gar zu klar würde, daß wir mit uns ſelbſt und für uns ſelbſt ſpielen, daß wir Theater und Parterre zugleich ſind.

Zu den Zeiten unſrer Väter, da das Secir-Meſſer der Spekulation noch nicht durch ſo viele Seelen geſchnitten, und ſie in ſich ſelbſt zertheilt hatte, war jener Ernſt ſchon dadurch (auf eine negative Weiſe) geſichert, daß die Zweifel des kalten, iſolirten Raiſonnements nicht bekannt waren. Je mehr dieſe in unſern Tagen zunehmen, deſto mehr Gemüther wird es geben, welche den Ernſt der Religioſität nie erfahren haben. Dann aber ſteht nicht weiter an, eure Kirchen in Schulen, oder in Kunſttheater, in Konzertſäle, in Schauſpielhäuſer zu verwandeln.

Der Titel dieſes Aufſatzes hat bloß Andeutungen verſprochen. Eine vollſtändige Würdigung unſrer kirchlichen Feyerlichkeiten wird daher niemand erwarten, und eben ſo wenig die Zeichnung eines Ideals geſellſchaftlicher Religionshuldigungen. Nur ein Paar Saamkörner will ich auswerfen mit freyer Hand. Sind einige gut, und können Früchte

bringen, ſo werden ſie's, wenn ſie in guten Boden fallen.

Schon das Bild einer Gemeine, deren ſämmtliche Glieder ſich zum lauten Ausſprechen ihres moraliſchen Glaubens, zum Bekenntniß der Verehrung ihrer Pflichten, als Geſetze des heiligen Weltgeiſtes, zum Bekenntniß der Hofnungen und Ausſichten über das Grab hin, verſammelt haben, wirkt eine moraliſch-oratoriſche Erhebung. Alle irdiſchen Verhältniſſe, alle irdiſchen Begrenzungen und Zertrennungen des Menſchen, alle ſeine politiſchen Sorgen und Geſchäfte ſind zurück geſtellt. Wir ordnen uns in dem, was hier geſchehn ſoll, auf eine ſinnliche Weiſe zu einer überſinnlichen Welt, denn wir ſind beyſammen, um feyerlich zu verkünden, daß wir zu ihr gehören. Und werfen wir von dieſer verſinnlichten Höhe unſers Geiſtes einen Blick auf das alltägliche Leben, ſeine Gefahren und Mühen, ſeine Leiden und Freuden, ſo ſcheinen ſie ſelbſt unſerm Gefühl, was ſie ſonſt nur unſern Gedanken ſind,

klein, gering, leicht zu überwinden, leicht zu tragen, leicht zu entbehren.

Eine ſolche Gemeine, die als Ebenbild einer moraliſchen Welt anzuſehen iſt, bedarf aber zuvörderſt einer würdigen Umfaſſung. Sie muß als ein ausgebreitetes Ganze ſinnlich erſcheinen können, und die Geſtalten und Raumverhältniſſe, unter denen ſie erſcheint, müſſen dem Karakter der Hoheit deſſen entſprechen, was hier geſchehen ſoll, wenigſtens müſſen es edle Ornamente ſeyn, wenn es ſchon keine mit- und ſelbſt-begeiſternde Kunſtwerke ſeyn können.

Was in Betracht dieſer beyden Dinge bey unſern kirchlichen Gottesverehrungen zu wünſchen ſeyn möchte, iſt viel. Wir bemerken nur: daß kein Mitglied der Gemeine den Schein geben dürfte, als hab es für den Geiſt dieſer Verſammlung keinen Sinn, als wolle oder könne es die Wichtigkeit eines äſthetiſch-religiöſen Aktus nicht erwägen und beherzigen. Wer dieſen Schein giebt, zerreißt die Gemeine, und macht ſie zu einem bloßen Volkshaufen.

Unſre meiſten Kirchen ſind hohe und dunkle Kerker, ſind weite Todtengewölber über der Erde! aber auch leichtfertig gezierte, elegante Weltſale ſollen ſie nicht werden! —

Die religiöſen Aktus ſelbſt, durch welche der Troſt und die Erhebung der Religion auf Herz und Phantaſie wirken ſollen, laſſen ſich in lyriſche und allegoriſche ſcheiden.

Die allegoriſchen an ſich, ohne daß ſie mit lyriſchen verbunden werden, ſind die ſchwächſten, und dürften, da ſie ſo vielen Deutungen und Verdeutungen, ja einer abergläubiſchen Verwechſelung des ſinnlichen Zeichens mit dem überſinnlichen Gegenſtande ausgeſetzt ſind, nach und nach beſſer mit lyriſchen Handlungen vertauſcht werden.

Die lyriſchen Aktus wirken, als Ausdruck religiöſer Gefühle, ſympathetiſch; ſie haben volle Kraft, und enthalten in ſich keinen Keim zur Verfälſchung. Geſprochnes Gebet, geſprochne Glaubenshuldigung, Geſang, bedeutender Wechſel zwiſchen beiden, feyerliches Aufſtehen, ehr-

furchtsvolles Niederknieen, oder triumphirender Umgang ſind die Formen, in welchen die Gemeine, (entweder in harmoniſchem Verein, oder durch ihre Repräſentanten,) ihren Religionsglauben, als in ein lebendiges Gefäß ſchon übergegangen ausdrückt, eben um dieſes Gefühl zu erwecken, zu nähren, zu erhöhen, zu verbreiten, oder zu befeſtigen.

Es muß daher vor allen Dingen wirklich ein lebendiges Gefühl und ein lyriſcher Geiſt in ihnen herrſchen, nicht dürfen ſie eine kalte Betrachtung, einen bloßen Lehrgedanken in zweckloſer lyriſcher Form ausſagen.

Demnächſt müſſen die Ab- und Aufſtufungen der Rührung und Begeiſterung, in Verbindung der verſchiednen Formen und Form-Arten, Natur und Wahrheit behaupten. Es muß möglich ſeyn, die Rührung und Begeiſterung innerlich ſo fortzuſetzen, als es äuſſerlich angedeutet wird.

Dann aber ſey auch die Weiſe des Ausdrucks dem Gemüthe intereſſant. Die Formen an ſich müſſen Mannigfaltigkeit und Le-

den haben, und doch ein edles, harmoniſches Ganzes bilden. Das ausgeſprochene, verkündete Religionsgefühl muß nicht geziert mit einzelnen, unordentlich verbundenen Blumen, ſondern in einem vollen blühenden Kranze der Kunſt erſcheinen.

Es iſt zu wünſchen, daß der fortſchreitende, oder vielmehr wieder aufſtehende höhere Kunſtgeiſt unſern Kirchen-Feyerlichkeiten hold werden möge.

Ein früherer Verſuch, den Geiſt öffentlicher Religionsfeyerlichkeiten anzudeuten, mag hier eine Stelle finden.

„O du, der nicht im Tempel wohnt, erbaut von Menſchenhänden, dem wir dort nicht dienen, (denn der wahre Gottesdienſt lebt in der ofnen Welt, und wandelt im Alltags-Kleide,) — — laß in Tempeln deines Namens alle Künſte ſich ihre Kräfte leihn, und ihre Allgegenwart vereinen, um den Men-

» ſchen Würd' und Hofnung und ſeine künft'-
» ge Seligkeit zu feyern!

» — — — — — — — — Hoch empor
» getragen vom Fittig des Gebetes, ſchwed'
» hinauf die frohe Seele jenſeit aller Sterne,
» zur freien Wohnung der Gerechten! Hier
» eröfne ſich ein Himmel, auferbaut vom fein-
» ſten Sinnlichen, das je die Phantaſie gerei-
» nigt hat zu körperlichem Geiſt! Ein Tropfen
» aus dem Strom der Seligkeit erquike das mat-
» te Herz! — Schnell wie elektriſch Feuer durch-
» ſtröme das Gefühl der neuen Jugendkraft,
» der Unvergänglichkeit, durchſtröme jede Ner-
» ve des wonnevollen Buſens, und verklär
» den trübſten Blick. Gerettet iſt die Würde
» der Menſchheit. Sieh, entlaſtet jetzt von Kron
» und Zepter, und von ſeinen Sklavenketten,
» bekleidet mit der hohen Urgeſtalt des Vaters,
» umarmet ſich ein brüderliches Volk, und fei-
» ne Kinder findet Adam wieder im neuen Pa-
» radies. Ein Cherub führt die Märtyrer
» der Tugend, die gehaßten Söhne der Wahr-
» heit, näher hin zum Thron.

„Wir fühlen, wir fühlen ſchon an unſrer „Stirne wehn den lang verheißnen Kranz, wir „heben in die Palmen des ganzen Himmels „jauchzend mit empor die ewig grünen Zweige. „Horch, jetzt rauſchet hernieder, aus der ſon„nenhellen Wölbung des Tempels rauſcht ein „Meer von Harmonie auf unſer Haupt: es „iſt der Chorgeſang, der jubelvolle Chorgeſang „der Sphären, denn ſie begehen unſern Sie„geſtag!“

„Doch bald, nach kurzen Augenblicken, „(daß der Rauſch ſich nicht in blinde Trun„kenheit verwandle,) verlaß die nie zu ſtolze „Kunſt den Himmel, und ſchwebe ſanft zurück „auf dieſe Welt. Mit neuem Muth zu neuem „Kampf bewafnet, zu neuen Tugenden ge„ſtärkt, — die Phantaſie geläutert, rein ge„waſchen von den Bildern unedler Lüſte, rein „geſtimmt die Sinne zur Harmonie, nur mit „dem beſſern Freuden, empfang' uns wieder „dieſes Land der Bildung und die Gemeinſchaft „aller Hoffenden!“ —

Keine edlere Vereinung der Künſte läßt ſich denken, um die Würde der Menſchheit in ihren edelſten Anſprüchen und Hofnungen zu feyern, als die vor den Altären der Religion.

Es kommen Momente genug, wo ſich der in politiſcher Thätigkeit zertheilte Menſch ſammelt, und ſammeln muß, um das Leben im Ganzen zu beſchaun, und ſich ernſtlich zu fragen: wohin es denn mit ihm ſolle und könne? Wenn hier die Vernunft ihre eignen Zweifel beruhigt, und wenn der ehrliche Mann ſich zuſprechen darf: du haſt ernſtlich zu leben getrachtet, wie es die Stimme deines höhern Weſens gebot! Du haſt bey den kleinlichen Zweken der Welt, zu deren Beförderung du angeſetzt wareſt, den Zweck jenes höhern Weſens nie verleugnet, und wo du konnteſt, wirkteſt du Gutes, auch ohne Hofnung ſeines Gedeihens für dieſe Erde. Erwarte ruhig die Verwandlung deines irdiſchen Daſeyns, und die Bedingungen der neuen Exiſtenz; dieſe Bedingungen

werden nicht ungerecht ſeyn: — ſo entſteht in ihm der Wunſch, dieſe Gedanken, (Gedanken-Ausſichten und Gedanken-Hofnungen,) recht lebendig und voll erquickend auf das ganze Syſtem ſeiner Empfindungen wirken, ſein ganzes Innere den Troſt und die Erhebung der Religion mit vollen Zügen trinken zu laſſen! Er ſehnt ſich nach einer lebendigen, religiöſen Erbauung! Er hat den Muth der Religion, er will auch ihre Freudigkeit haben!

Warum ſoll es nicht beſtimmte Stunden geben, wo eine ſolche Erquickung allgemein, (und eben erſt dadurch in ihrer ganzen Kraft,) genoſſen werden kann? Hat man doch beſtimmte Zeiten für den Kunſtgenuß in andrer Art!

Und iſt denn die Veranſtaltung der kirchlichen Glaubenshuldigungen nicht die einzige bey uns, wo auch der größere Theil des Volks ſein Gemüth äſthetiſch reinigen und erheben, wo auch für ihn die humanſte Wirkung der Kunſt wohlthätig ſeyn könnte? — Die einzige, wo auch ſeiner beengten Seele Flügel gegeben werden dürften, ſich über das Kleinliche und Ban-

ge ſeines täglichen Lebens empor zu ſchwingen, um mit freudigen, hofnungsvollen Muthe zu ihnen zurückzukehren, und auch dort, wenn Natur und Schickſal ihn niederdrücken, und wenn ihm die Beharrlichkeit in der Pflicht, bey ſo vielen durch Kontraſt und Vergleich gar tief ſchmerzenden Opfern, hart und ſchwer ankömmt, ſein Herz leichter in jene ſtille, friedliche Begeiſterung zu verſetzen, in der Unglück und Noth ihre Lebenzerrüttende Gewalt verlieren, ohne daß erſt eine dumpfe Fühlloſigkeit uns gegen ſie waſnen muß?

Dieſe und ähnliche Betrachtungen ſind es, welche den Wunſch erregen: daß wir liturgiſche Propyläen erhalten möchten! — und daß ein Künſtler wie der, welcher den Saal der Vergangenheit und die Exequien Mignons dichtete, für die edeln, rein menſchlichen Zwecke eines moraliſch-religiöſen Kultus werkthätig ſeyn könnte und wollte.

Wir haben in unſern Kirchen Lehrvorträge mit äſthetiſchen Religionsübungen verbunden.

Ob und in wie fern beide ein harmoniſches, ſich gegenſeitig unterſtützendes Ganzes bilden können, iſt eine Sache, die noch wenig zur Sprache gekommen. Es ſcheint, daß, (wenn die Verbindung bleiben ſoll,) alles Lehrende, alles kalt Betrachtende dem Rührenden vorangehen müſſe, es wäre denn, daß der Anfang mit einem allgemeinen Glaubensbekenntniß gemacht würde, als Darlegung deſſen, wodurch die Verſammlung eine moraliſch-religiöſe Gemeine wird. Die wunderliche Abwechſelung zwiſchen Poeſie und Proſa, (nicht etwa zwiſchen Geſang und Rede,) ſcheint nicht auf einen harmoniſchen Total-Eindruck berechnet zu ſeyn, (wenn ſie als abſichtliche Kunſt betrachtet wird,) und hat keine lebendige Wahrheit, (wenn man ſie als freye Anordnung der ſelbſtgefühlten Begeiſtrung anſieht.) Die Belehrung läßt die Rührung nicht austönen, ſondern fällt dem Herzen gleichſam in's Wort, und oft nach einem ſcharf abgeſchnittnen, dozirenden Vortrage beginnt die Gemeine einen lyriſchen Geſang, der ein Ausſtrömen von Fülle hoher Empfindungen ſeyn ſoll! —

Predigten, die den Sinn und Geiſt eines Liedes, eines Gebets im Voraus mit wenigen, aber großen Zügen charakeriſirten und ins Licht ſtellten, um alle Hinderniſſe, die dem Verſtehn und Faſſen im Wege ſeyn möchten, wegzuräumen, auf den Geiſt des Ganzen vorzubereiten, und die Gemüther zu ſtimmen, — ſolche Predigten giebt es, ſo viel mir bekannt iſt, gar nicht!

Unſre Kirchen ſchwanken zwiſchen Tempeln (Veranſtaltungen zu äſthetiſch-religiöſer Erbauung) und moraliſchen Volksſchulen für die Erwachſenen hin und her. Darum können ſie nur einen verwirrten Unterricht und eine ſeichte Erbauung zu Stande bringen. Wirklicher Unterricht, wenn auch einzig über moraliſche Dinge, verlangt eine andre Form, einen andern Gang, als den einer Rede. Von der andern Seite dozirt man jetzt in dieſer unſchicklichen Form zu viel, indem man den Gegenſtand doch, wegen Kürze der Zeit, auf dieſe Art nicht erſchöpfen kann. In eigentlichen Erbauungs-Reden iſt der Prediger kein Kirchenlehrer, ſondern ein freyer Repräſentant der

Gemeine. Er ſtelle ſein moraliſch-religiös-bewegtes Innre als wortführendes Mitglied dar.

Die Sakramente, die allegoriſchen Kirchen-Handlungen, ſind ans Ende verlegt, und haben den Schein, daß ſie zum Ganzen eigentlich nicht mehr gehören, obwohl ſie ihrem Sinne nach mitten in die verſammelte Gemeine geſtellt werden, und wegen ihres an ſich ſchwächern Eindrucks mit andern und höhern Rührungen umgeben und verbunden ſeyn, oder ihnen wenigſtens vorangehen müßten.

Die Verbindung religiöſer Feyerlichkeiten mit Eheverbindungen und Begräbniſſen hat einen edeln Sinn, (abgeſehen von den polizeylichen und ſtatiſtiſchen Neben-Zwecken, die bey der kirchlichen Beſorgung beider Dinge, ſo wie bey der Kindertaufe erreicht werden.) — Aber wie viel edler und wirkſamer, als in der gewöhnlichen Form geſchieht, ließe ſich derſelbe darſtellen.

Der Eheſtand ſoll als etwas Heiliges auch äuſſerlich deſſignirt werden, und dieſes geſchehe dadurch, daß man ihn mit einer religiöſen Feyerlichkeit anhebe! — Vor dem Angeſicht einer moraliſchen Gemeine ſchließen zwey Mitglieder derſelben einen Bund, der zwar durch weltliche Geſetze äuſſerlich geſichert iſt, der aber, wenn er der Menſchheit für ihre höhern Zwecke heilſam werden ſoll, eine frohe und friedliche Erfüllung ſo vieler neuen, mühevollen Pflichten, und eine moraliſche Harmonie beider Genoſſen verlangt. Nicht von den verbundnen Händen, (denn dieſe geben nur Volk,) ſondern von den verbundnen Herzen erwartet die moraliſche Welt neue würdige Bürger! Die Trauung, als Privatfeyerlichkeit behandelt, verliert die bedeutende äſthetiſche Kraft, dies auszuſagen. Eine Gemeine nehme daran Theil. Sie ſey aufgerufen zum Zeugniß für und gegen die Erfüllung!

„Dieſe fremden und bekannten Augen, die „euch jetzt umgeben, werden euch im Leben wie„der begegnen und beobachten. Aber es ſind „nicht blos dieſe leiblichen Augen, — es ſieht

„ein richtender Geiſt aus ihnen, und ihr ſelbſt „habt ihn gefordert. Euer Wandel iſt eine „Sache, die auch ihn aus höhern Gründen an„geht. Erfüllt die groſſe Abſicht der Natur! „aber vergeßt nie, daß ihre höchſten Abſichten „nur Mittel ſind zu noch höhern und heiligern „Zwecken. Was die Natur durch euch nur „der Erde, nur dem Spiel des vergänglichen „Lebens als neuen Genuß hinzugeben ſcheint, „das ſollt ihr ſelbſt durch Liebe und Treue für „den Himmel erziehen, und es der Würdigkeit „des unſterblichen Lebens darbringen. In „dieſer Hofnung folgt euch der Segen und die „Liebe aller Gläubigen!“ —

Zwar iſt die höchſte Pflichtenharmonie, auch wenn ſie heldenmüthig begeiſtert wäre, nicht das ſchöne Leben des Eheſtandes, welches nur dann erhalten bleibt, wenn die Genoſſen auch mit keinem Bilde, mit keinem unwillkührlichen Wunſche lockender Veränderung innerlich kämpfen müſſen. Aber eine Stimmung des Herzens und der Phantaſie, welche durch Erinnerung und Anſchauung ähnlicher Scenen genährt und erhalten bleibt, iſt ſelbſt ein Mittel

zur Reinerhaltung der Phantaſie und des Herzens. Und muß denn doch gekämpft werden; ſo unterſtützen ſie den beſſern Willen! — Es iſt eher Friede in ſolchen Gemüthern. —

Was religiöſe Todten- oder Begräbnis-Feyerlichkeiten anbetrift; ſo wird man inne werden, was ſie ausſprechen und wirken könnten, wenn man das Weſentliche der ſchon oben in Anregung gebrachten Exequien als Ideal derſelben, (obwohl unter individuellen Beſtimmungen,) aufſtellt.

„Schreitet, ſchreitet in's Leben zurück! nehmet den heiligen Ernſt mit euch: denn der „Ernſt, der Heilige, macht allein das Leben „zur Ewigkeit!“

Die Ausführbarkeit dieſer Ideen verlangte nach Zeit und Ort mancherley nähere Beſtimmungen. Nicht unzweckmäßig, auch wohl leicht realiſirbar wären zuſammenfaſſende Jahresfeſte, ſowohl für dieſe Ereigniſſe, (Eheverbindungen und Begräbniſſe,) als auch manche andre dem Menſchen-Leben wichtige Vorfälle und Veränderungen, inſofern ſie einen religiö-

ſen Berührpunkt haben, und einer religiöſen Beziehung würdig ſind, — ſo daß hiedurch gleichſam die Gemeinde eine kirchliche Familie bildete, z. B. Feſt der Bewillkommnung aller Gebornen, als neu erſcheinender Mitglieder einer moraliſchen Welt und Mitgenoſſen des Leides und der Freude, der Sehnſucht und Hofnung in dieſem Übungs- und Hofnungs-Zuſtande, — Feſte des Abſchieds, u. ſ. f. — — —

Das alienum quid, das die Herzen der einzelnen Menſchen zu Johumanität und endlich zum unverholnen Egoismus führt, würde auch hierdurch vermindert, und im Gefühl ſelbſt auf dasjenige zurückgeführt werden, was, ganz unbeſchadet der gemeinſchaftlichen moraliſchen Kultur des Menſchen, ein wirkliches alienum iſt und bleiben muß!

Dies Alles und die damit verwandten Dinge würden Gegenſtände ſeyn zu gründlichern Diskuſſionen in lyturgiſchen Propyläen.

Zu gegenwärtigen Blättern aber gab zuerſt der Wunſch Veranlaſſung:

Eine Bibel religiöſer Geſänge und Redeakeus zu ſammeln.

Bey Veranſtaltung unſrer neuen Kirchen-Geſangbücher, die gröſtentheils für einzelne Gemeinen beſtimmt wurden, fanden noch immer ſo viele kleinliche Rückſichten Statt, daß ſich eine bedeutende Annäherung zur Vollkommenheit nicht erwarten ließ. — Auch wird Niemand leugnen, daß die beſten dieſer Sammlungen mehr moraliſch-religiöſe Leſebücher in Reimen, als Geſangbücher heißen ſollten. Der lebendige und kräftige Geiſt, der in einigen Liedern von Luther, Dach, Riſt, Paul Gerhard u. a. älteren Kirchendichtern weht, iſt verbannt aus dieſen gereimten Moralien und dogmatiſchen Sprüchen. Man redet oder ſingt vom Vertrauen auf Gott, aber ohne den Muth des Vertrauens! Man ſagt, daß man die Gottheit loben müſſe und wolle, weil ſie ſo lobenswürdig ſey, aber es kömmt zu keinem freudigen, herzlichen Lobe! — u. ſ. f.

Unſere neuſten Poeten in Religionsliedern ſind eigentlich Gebet- und Verſe-Macher, die aus einem gewiſſen Esprit de profession die neuen Geſangbücher unterſtützen, und die alten ſo reinigen, daß die edelſten Geſänge der letzten darüber das Leben verlieren. Sie wollten dieſen jedoch nur das Myſtiſche nehmen, und ſie nach Regeln einer, wie ſie glaubten, ſchon geſchloſſenen Grammatik und Styliſtik mit korrekter Sprache zieren. Die Popularität, die ſie hiemit beabſichteten, iſt größtentheils verfehlt; unſer Periodenſtyl iſt gewiß nicht volksmäſſig! Auch ſteht lebendige Poeſie über allgemein wichtige religiöſe und moraliſche Ideen mit der Popularität des Ausdrucks in keinem Streite, und ohne Myſtik giebt es ſo wenig eine Religion, als eine Poeſie.

Als Probe einer Umbildung älterer Lieder, welche der Aufnahme in eine Bibel religiöſer Geſänge nicht unwürdig ſeyn möchten, geb' ich hier eine Gloria von Klopſtock und Luthers religiöſes Heldenlied! —

I.

Gloria.

Preis Ihm! Er ſchuf und Er erhält
Seine wundervolle Welt.
Du riefſt, da wurden, Herr, auch wir!
In deinem Oden leben wir
Und ſterben dir!
Halleluja! —

Preis Ihm! — Von ſeinem Licht ein Strahl
Klärt uns auf das Körper-All.
Und Ordnung, Weisheit, Schönheit, Pracht
Sind vor dem Menſchengeiſt erwacht
Aus todter Nacht.
Halleluja!

Preis Ihm! — Von einer höhern Welt
Iſt ein Bild uns aufgeſtellt.
Du Heiliger, zur Heiligkeit,
Du Seligſter, zur Seligkeit
Sind wir geweiht.
Halleluja!

II.

Vertraun auf Gott.

Eine feſte Burg iſt unſer Gott!
Laß brechen Wehr und Waffen!
Wir ſtehn durch ihn in Gefahr und Noth,
Er wird uns Rettung ſchaffen.
Wenn auch ein trotziger Feind
Es noch ſo ernſtlich meynt,
Wenn große Gewalt, viel Liſt
Ihm Schwert und Panzer iſt,
Und keine Macht ihn hemmet.

Mit unſrer Macht ſey nichts gethan,
Unſre Klugheit ſey verloren,
Doch bleibe das Herz ein muthiger Mann,
Wir ſind zum Kämpfen geboren.
Wohin der Pflicht Panier
Uns winket, ſchreiten wir.
Wer dieſen Muth gewann,
Dem ſchwingt ſich der Glaube voran:
Das Gute wird Feld behalten.

Und tobte das Böſe, ein fürchterlich Meer,
Den Boden uns zu verſchlingen,

Zerſtörend die Werke der Tugend umher;
In die Seele mag es nicht dringen.
Und wär' es König der Welt,
Hier ſind ihm Grenzen geſtellt!
Iſt's um die Erde gethan,
Schwinget ſich Himmelan
Das Gute im Geiſte der Guten.

Hoch über dem Himmel thront ein Gott,
Der führet die heilige Sache
Aus der Vergänglichkeit Hohn und Spott,
Daß er ſie herrlich mache.
Und nähmen ſie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Es fahre das Zeitliche hin,
Ein kurzer unſichrer Gewinn;
Reich Gottes, du wirſt uns bleiben.

In einer Bibel religiöſer Geſänge und Reden, wie ich ſolche in der Idee mir vorbilde, müßte ſich der mannichfaltige Abdruck einer religiöſen Gemeine in dem, was mehrere Glieder derſelben ausſprechen und verkünden, nicht vollſtändig, aber in einem Reichthum darſtel-

len, der die Unendlichkeit der religiöſen Auffaſſungen ahnen ließe. Das Ganze müßte Symbol ſeyn einer idealiſchen Kirche, einer Geſellſchaft, die ſich mit Ernſt und Heiligkeit zu freyer Glaubenshuldigung verbunden hat. — Einen Boden, wo ihr Fuß ruhen könnte, wird dieſe ſchwebende Kirche, bey der politiſchen Sündflut der Zeiten, noch ſo bald nicht finden. Es wäre aber doch eine der Arten vorgeſchlagen, wie ſie (vor der Hand durch Schrift) zu erſcheinen anfangen darf.

So verſchieden auch die Religions-Meinungen, als Sache des Kopfs, ſeyn mögen; in demjenigen, was Religion zu einem hohen und erhebenden, zu einem moraliſch-würdigen Gedichte der Menſchheit macht, werden ſich die Herzen begegnen.

VI.

Über allgemeine Harmonie,

als Glaubens-Gegenſtand.

Nach Leſung der vorſtehenden Verſuche über Kunſt und Religion in einer Geſellſchaft von Freunden, warf man unter andern folgende Fragen auf, die ſich in geſprächlicher Verhandlung nicht vollſtändig genug beantworten lieſſen.

1.) Ob eine vollſtändige Harmonie des Lebens nicht allem Leben ein Ende mache? ob ſie nicht ein Aufhören aller Thätigkeit ſeyn müſſe, indem ſie Endung alles Kampfes ſeyn ſoll?

2.) Wie ſich bey Ausführung dieſer Harmonie, beſonders das Kämpfen der Tugend und die hierauf gegründete moraliſche Würde des Menſchen denken laſſe? ob beide dann nicht annullirt wären?

Ich hatte dieſe Zweifel geahnet, wie einzelne Neben-Erklärungen in den Aufſätzen ſelbſt

bezeugen können; jetzt aber ward mir eine ausführliche Erklärung wichtig.

Ich will versuchen, mich über das Innewerden dessen, was ich hierüber gemeint habe, so verständlich zu machen, als es mir etwa glücken kann.

Bey aller Harmonie muß zwar eine Vereinung gedacht werden, aber durchaus keine solche, wodurch das Vereinte gänzlich, d. h., in aller mitgefaßten Rücksicht, aufhört, etwas Verschiednes zu seyn. Es muß also etwas geben, wodurch das Verschiedne als unverschieden, und etwas anders, wodurch es als verschieden gefaßt werden kann, und nur die wunderbare Zusammenfassung beider Relationen in Ein Bild des Gemüthes, ist die Grundbedingung alles dessen, was wir Harmonie nennen.

Betrachtet man eine von diesen Relationen allein, so hat man im ersten Fall, bey der bloßen Vereinungs-Idee, ein Unleben, dann aber auch keine Vereinung, sondern ein Eins; im zweiten Falle hingegen, wenn blos die Re-

lation des Verſchiedenſeyns gefaſſt wird, ſo hat man blos Streit und Disharmonie.

Jenes Bild, wie es oben beſtimmt wurde, iſt jedoch ſelbſt nur eine bloße unlebendige Zeichnung, in Bezug auf das lebendige Innewerden der Harmonie, dennoch bleibt es an ſich ſchon unbegreiflich. Wer will begreifen, wie jene dem Buchſtaben nach widerſprechenden Faſſungen ſich verknüpfen laſſen? Es erklärt nicht, wenn wir ſagen, die eine Relation wird zuerſt, die andre hernach beſchaut, denn dieſes Nacheinanderfaſſen, als ein ſolches, könnte vielleicht wohl zur Doppelfaſſung der Harmonie führen, (obwohl wir nur wiſſen, daß ſich die letzte ſo auflöſen laſſe, und zwar in widerſprechende Begriffe,) iſt aber von dieſer (Doppelfaſſung) dadurch unterſchieden, daß hierin Vereinung und Geſchiedenheit zugleich erſcheinen ſoll.

Wir nannten jenes Bild eine lebendige Zeichnung. Im lebendigen Innewerden der Harmonie liegt ein Leben, welches ich nicht beſſer anzudeuten vermag, als daß ich ſage: die Verſchiedenheiten des Aufgefaßten ſind gereimt im

namenloſen Punkte unſers lebendigen Seyns, und dieſe Einigung iſt Wohlſeyn. Ich wag' ein kühnes und doch unvollſtändiges Bild, wenn ich ſpreche: indem das geiſtige Auge die Verſchiedenheit der Radien umfaßt, die aus dem Mittelpunkte des Lebens hinausſtrömen, wird zugleich in dieſem Mittelpunkte des lebendigen Seyns ein Wohlſeyn gefühlt, in der unbehinderten Ausſtrömung der Radien. Bey beſtimmten Gegenſtänden der Faſſung, kömmt es auf die Faſſungsweiſe ſelbſt an, ob ſie uns als Einerleyheit, oder als Disharmonie, oder als Harmonie erſcheinen.

Wir haben Stimmungen, in denen uns das ganze Leben als ein greuliches Uniſono, oder als ein Geſtorbenſeyn vorkömmt, andre, worin es uns ein raſendes Schlachtgeſchrey oder ein gewaltſamer Sterbekampf deucht, und noch andre, worin wir allem verſchiedenen und wahrhaft feindlichen Streben eine gemeinſame Tendenz gleichſam anempfinden, nämlich die idealiſche Tendenz, ſich gegenſeitig in demjenigen zu bekämpfen, was die in ſich fortſchreitende Ausbildung des Andern beengt und verhindert, um

eben auf dieſem Wege ein Verhältniß zu finden, in dem die innre Ausbildung jedes Einzelnen, ohne Störung des Andern, ins Unendliche möglich ſeyn wird.

Ein dunkler, einfarbiger Gemüthszuſtand, eine Wüſtheit der Seele iſt der Grund der erſten Faſſung. Ein Gemüth hingegen, durch eignen, innern Zwiſt empört, ſieht in der ganzen Welt zweckloſe Empörung. Nur das in ſich harmoniſche Gemüth, das in der Mannigfaltigkeit ſeiner eignen Kräfte ein kämpfendes und ſchmerzhaftes Streben zum Verhältniß einer friedlichen Ausbildung jeder einzelnen Kraft gewahr wird, vermag es, auch dem Mannigfaltigen der Welt, das noch im feindlichen Streben begriffen iſt, eine gleiche Tendenz anzuempfinden.

So lange wir in uns ſelbſt keine Strebungen unſrer Kräfte unterſcheiden, ſind wir für uns ſelbſt ein Uniſono; unterſcheiden wir ſie, und werden inne, daß die verſchiednen Strebungen einander beengen, ſo daß uns hiedurch in unſerm ganzen menſchlichen Weſen ein Unwohlſeyn entſteht; ſo ſind wir uns ſelbſt ein

feindlicher Kampf, eine Disharmonie. Wenn und in ſo fern wir aber verſchiedne Kräfte, jede in ihrer Art, fortſchreitend inne werden, ſo daß ſich ihre Begrenztheit nur durch dies ununterbrochene Fortſchreiten in's Unbegrenzte darthut, indeß ſie alle, trotz der verſchiednen Strebungen, doch eine gemeinſame Zufriedenheit im Anſchaun der Geſammt-Fortſchreitung unſers Weſens bewirken; ſo ſchaun wir uns als Harmonie an, oder als einen lebendigen Frieden.

Die Mannigfaltigkeit der Kräfte und Thätigkeiten hört darum nicht auf, weil die Befehdung der Kräfte aufgehört hat. Jede Kraft hat erſt ihre Schranken gefunden, über welche ſie nicht darf, wenn ſie nicht im Gebiet einer andern Thätigkeit zerſtörend werden ſoll. Deshalb eben wurde gekämpft. Aus ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt bleibt ihr jetzt ihre Bildung frey, und ſo mag z. B. der Verſtand immer tiefer ins Weſen der Dinge zu forſchen trachten, das Herz mag ſtreben, ſich immer mehr zu erweitern, immer mehr und immer neues zu umfaſſen und zu durchdringen mit Liebe. Eben

weil wir endliche Weſen bleiben, müſſen wir ein unendliches Streben behalten; aber das macht uns nicht bange, ſey nur kein Streben gegen das andre gerichtet!

Wenn wir nun in dem Gefühl, ja nur in der Ahnung, daß unſre verſchiedenartigen innern Kräfte ihr Weſentliches nicht verlieren, und nicht aufhören, verſchieden zu ſeyn, obwohl ſie in ihrer fortſchreitenden Bildung, und ihrem fortſchreitenden Genuß unſerm ganzen menſchlichen Weſen, im Punkt des lebendigen Seyns (das nicht bloß Vernunft, und nicht bloß Sinnlichkeit iſt) freundlich zuſagen, und eben hiedurch vereint ſind, wenn wir, ſag ich, in dieſem Gefühl, in dieſer Ahnung eine gleiche Zuſagung der äußern Bedingungen unſrer Exiſtenz, zu jenem Punkt unſers lebendigen Seyns ſehnend und gläubig erwarten; ſo ſehnen wir uns gläubig nach einer allgemeinen Harmonie, die durchaus kein Zuſammenfließen alles Mannichfaltigen in eine todte Einheit ſeyn ſoll. — Um ein ganz geringes Beyſpiel zu geben: man denke ſich die Zuſammen-Erſcheinung einer

blühenden Frühlings-Gegend im Sinn des Geſichts, des würzigen Duftes der friſchen Blumen im Sinn des Geruchs, des lieblich-jubelnden Geſanges der Vögel im Sinn des Gehörs, und des erquickenden Anhauchs einer milden Luft im Sinn des Gefühls. Bewirkt ſie darum eine todte Einerleyheit, weil ſie uns geſtattet, durch alle verſchiednen Sinne den Stof eines gemeinſamen Wohlſeyns zuſammen zu leiten? Dieſes Wohlſeyn nennen wir ein harmoniſches, wodurch auch die Erſcheinung, als bloßes Bild gefaßt, eine harmoniſche heißen kann.

Man bleibe beym Innewerden ſtehn, und frage nicht, wie ſind Kräfte und Thätigkeitsrichtungen auſſerhalb unſers Innewerdens verſchieden? Was wir als verſchieden inne werden, das iſt hiernach verſchieden, auch wenn wir die Merkmale nicht in Sprache aufzählen können.

Auch frage man nicht, wie es möglich ſey, die Einigung dieſer Verſchiedenheiten inne zu werden, wenn doch zugleich das Verſchiedenſeyn mit aufgefaßt wird? Die Möglichkeit

iſt durch die Wirklichkeit hinlänglich dargethan. Und wer möchte wiſſen wollen: wie Sinnlichkeit und Geiſtigkeit als Bindung zu Einem menſchlichen Weſen, ja wie auch nur Sinnlichkeit und Geiſtigkeit an ſich möglich ſeyn?

Jene Frage geht auf den innern Lebenspunkt des Menſchen, und von dorther iſt keine Antwort in Sprache zu erwarten, denn alle Sprache ſcheidet und trennet bloß.

Überhaupt frage man nicht unbedingt die Schule, die gewohnt iſt, Scheidungen mit Scheidungen umzuſetzen, die mit Fragmenten des Lebens ein ſonderbares Spiel des Zuſammenſetzens und Abziehens treibt, als ließe ſich das Lebendige in Begriffen experimentiren, ſondern man frage ſein Innres, was für ein Bild es ſey, das unſerm überirdiſchen Sehnen zuſagt? — Nimmermehr das öde Dunkel der Streb- und That-loſigkeit, aber auch eben ſo wenig das Bild eines fortgeſetzten ſchmerzenden Kampfs, wie wir ihn hier ſchon kämpfen im irdiſchen Leben. Sprecht das aus, was zwiſchen dieſen beyden Extremen ſchwebt, und

ihr sprecht aus, wornach wir uns sehnen, in's Überirdische. Ich habe dies Harmonie des Strebens, oder lebendigen Frieden genannt.

Wenn wir uns aber einen lebendigen Frieden im Menschen (noch abgesehen von den Bedingungen seiner Existenz, in so fern er durch alles sein Wollen und Thun nichts über die lastende Ohnmacht der Natur und die Gewalt des Schicksals vermag, und doch von beiden abhängt,) wenn wir uns jenen Frieden, im Innern des Menschen geschlossen, denken, muß dann nicht die Tugend, als Kampf für die Pflicht, nebst der moralischen Würde, als Sieg dieses Kampfs hinweg gedacht werden? — Dies war die zweite Frage.

Als Kampf allerdings; — aber nicht als ewiger Sieg ohne Kampf.

Wenn die Pflicht, als die höhere Aufforderung unsers geistigen Wesens geachtet bleibt, so werden in jener Harmonie alle andern Aufforderungen eben dadurch harmonisch mit der Pflicht seyn, daß sie diese nicht befeinden, und

daher auch von ihr nicht befeindet werden. — Es ſoll uns wohlſeyn in unſerm ganzen Innern, wenn wir ihr huldigen, und auch ſie ſoll nicht erſchüttert werden, wenn wir mit Freudigkeit und Liebe die andern untergeordneten Strebungen unſers Weſens fortführen; denn, würde ſie zugleich als das Höchſte geachtet, und doch erſchüttert, ſo kann uns eben auch nicht wohlſeyn in unſerm ganzen Innern. Es ſteht allein in unſrer Macht, und den Haupt-Akkord dieſer Harmonie ſelbſt zu geben durch Freiheit des Willens. Wir wollen die Pflicht; was wir als Höchſtes inne geworden, es wird als Erſtes und Höchſtes ausgeführt im ernſtlichen Entſchluß der Ausführung, mögen wir dabey auch alle übrigen Strebungen unſers Weſens durchſchneiden und lähmen. Das Höhere darf nicht nachgeben; aber das Niedrigere ſoll es. Es iſt Weisheit und Kunſt, das ſchmerzende Überwundenſeyn mehr und mehr in einen kindlich frohen Gehorſam zu verwandeln. Wir trachten und ringen nach einem Verhältniß unſrer geſammten Strebungen, worin das Höhere nur dadurch aufhört, als

ein Höheres empfunden zu werden, daß ſich alle unſre Neigungen und Triebe ihm freundlich anſchmiegen, damit dem ganzen Innern des Menſchen wohl ſey. Zu dieſer weitern Ausführung jenes an ſich bloß moraliſchen Akkordes in eine Harmonie des ganzen Innern bedürfen wir aber, eben weil es ein Kunſtgeſchäft iſt, noch vieles, was vom Glück abhängt, nicht bloß vom Ernſt des eignen Wollens. — Die nothwendige Hofnung (wenn wir nämlich nicht an uns ſelbſt irre werden, und über unſre eigne Verſtümmelung verzweifeln wollen) die nothwendige Hofnung, daß es dieſer Kunſt in der That gelingen müſſe, unterſtüzt von glücklichen Vorempfindungen jener Harmonie in ſeligen Stunden des heitern und doch ernſten Weltbeſchauens, wird Glaube, ſobald wir zugleich ihre Nothwendigkeit inne werden.

So lange die Tugend dem Menſchen ein Kampf iſt, ſo lange iſt der Menſch verſtümmelt, er triumphirt nur auf ſeinen eignen Trümmern.

Wer kann es aushalten, dieſes Verſtümmeln, in's Unendliche fortgeſezt, ſich als Be-

ſtimmung des Menſchen zu denken. Wer es nicht aushalten kann, der iſt mit mir einerley Glaubens, der glaubt eine Harmonie, die ihm letzter Zweck alles Kampfes iſt, aber darum keine Letargie der Kräfte. Und ſoll unter dem Worte: Tugend, ſchlechthin ein feindliches Kämpfen, dann auch unter dem Worte: moraliſche Würde, ſchlechthin ein gewaltſames Triumphiren der Pflicht verſtanden werden; ſo glaubt er, daß dieſe Tugend und dieſe Würde nur Mittel ſeyn, das Innre des Menſchen zur ewigen Schönheit zu führen, wo alsdann jene Tugend und jene Würde nicht mehr ſeyn werden.

Dem unbeſchadet bleibt eben die moraliſche Würde, in ſo fern ſie nur durch Kampf möglich iſt, der tiefere Grund alles ernſtlichen Glaubens an eine ewige Harmonie, eben weil ſie, als das Höchſte in den Aufforderungen unſers Weſens, unſerm ganzen Weſen dennoch nicht genügen kann, wenn wir ſie nicht als Mittel zum Zweck (der uns nicht in unmittelbarer Aufforderung zum Selbſtthun (in der

Moral,) ſondern als dunkles Bild einer unbezwingbaren Sehnſucht (in der Religion) gegeben iſt,) kurz, wenn wir ſie nicht als die kühnſte Diſſonanz denken, die einer harmoniſchen Auflöſung entgegen eilt, und ihr dies anempfinden. Sie iſt eine Diſſonanz für unſer übriges Weſen, und zwar um ſo kühner, als ſie für ſich ein Akkord iſt.

VII.

Glaubenshuldigungen.

(Geſchrieben 1800.)

Glaubenshuldigungen.

I.

Vereinigt eure Herzen, eure Geiſter,
Laßt uns verkündigen, ernſt und neu erwägend,
Das hohe Bewußtſeyn, das uns hier verſammelt,
Warum wir uns nennen: eine Glaubens-Gemeine.

Wem das Bekenntniß nicht im Innern zuſagt,
Der höre doch mit ſtillem Gemüth, und denke,
Daß wir erwogen haben unſers Glaubens Grund.

Wir ſandten umher den Blick des regen Geiſtes,
Als wir aufwachten aus der Kindheit Schlummer,

Und ſchauten, daß wir geſtellt ſind
In ein vergängliches Leben.
Und was wir auch immer durch Klugheit oder Macht
Den ſterblichen Dingen abgewinnen mögen,
Es dauert kurze Zeit, und geht davon.
Verlohren in täglicher Unruh, Sorg und Mühe,
Altes zu ſichern, Neues zu erwerben,
Nahrung zu ſchaffen, zur Nahrung Bequemlichkeit,
Zur Bequemlichkeit lieblichen Schimmer oder ſtolzen Glanz,
Ließen wir oft des Geiſtes Fittig ſinken,
Wurden nicht inne des Sehnens in die Unendlichkeit,
Vergaßen des Kämpfens und Ringens
Nach dem Bilde unſterblicher Vollendung,
Und umarmten das Endliche
Als unſers Geiſtes mitgebornen Bruder
Und ewigen Freund.

Aber nicht lange konnte die Täuſchung dauern,
Es kamen ernſte Stunden, ernſte Erſcheinungen,

Die uns anſchauten und fragten: wohin gedenkſt du?
Iſt das Vergängliche dein Loos und dein Beruf,
Und gnügt es dir, auf ſeinem Boden
Blüthen und Früchte zu tragen, — und Staub zu werden?? —
Da ſandten wir tiefer des Geiſtes Blick umher,
Und fanden uns in einem fremden Lande!
Da ſtrebten wir, über die Berge hinauszuſchaun,
Und wünſchten den Weg zu finden, der hinausführt.

Zwar mit dieſen Augen werden wir nie erblicken
Unſre Heimat, die Welt des Unvergänglichen,
Die Welt des lebendigen, ewigen Friedens.
Aber was in uns rufet: du biſt der Fremde,
Das ſaget uns auch: wir haben ein Vaterland!!

Ja, du ſageſt noch mehr, du heilige Stimme,
Dein Wort iſt laut genug, (ob es auch Räthſel ſpricht,)
Dem, welcher hören mag in ſeine Seele!

„Lebe getroſt in der Vergänglichkeit,
„Unvergängliches Weſen,
„Bilde ſie aus zu deinem Spiegel, deinem Bildniß,
„Und ob der Spiegel zerbräche, und das Bildniß,
„Der Geiſt, der drin ſich ſchaute, ſeine Kräfte
„Inne ward in Thaten, er wendet ſein Antlitz
„Ruhig und heiter nach andern Sphären.
„Lebe getroſt in der Vergänglichkeit,
„Aber auch muthig, und verſchmähe die Gaben,
„Welche ſie anbeut deinem irdiſchen Sinne,
„Daß du ihr Sklave werdeſt an Herz und Geiſt.
„Siehe, die Stimme, die jetzo zu dir redet,
„Sie iſt dir mitgegeben in's Land der Fremde,
„Als ein ewig Geſetz des Vaterlandes,
„Daß würdig du vollendeſt die Pilgerſchaft,
„Eingedenk deiner unſterblichen Abkunft.“

Und dieſe Stimme achten wir im Leben,
Und glauben treu an ihre hohe Wahrheit.
Und dieſe Achtung bildet die Gemeine,

Die hier verſammelt iſt, in Glaubens-Einheit,
Manch räthſelhaftes Wort aus eigenem Innern
Gemeinſam zu vernehmen, zu betrachten,
Und, von des Lebens Unruh', Sorg' und Mühe
Empor gerichtet mit der freyen Seele,
Den Geiſt zu ſtärken, zu reinigen Herz und Sinn!

II.

Heilige Weisheit und allweiſe Güte,
Die wir glauben über'm Welten-Chor!
Zu dir hebt der Blick ſich im Gemüthe,
Und das Auge ſchaut mit ihm empor!
Es verblühet alles, was hier blühte,
Leben geht zum Sterben nur hervor.
Unter Gräbern werden wir geboren,
In die Gruft geht die Geſtalt verloren!

Dennoch nimmer kann uns dieß entwöhnen,
Über Tod und Grab hinauszuſchaun;
Unbezwingbar iſt ein kühnes Sehnen,
Und als Wahrheit ſoll der Geiſt ihm traun!

Zwar Erinnrung weinet heiße Thränen,
Wo wir Gräber den Geliebten baun;
Aber iſt der Wehmuth Thau vorüber,
Ruft die Hofnung: Streuet Blumen drüber!

Heller ſind und ſchöner wir umfangen
Von den Hofnungen der Ewigkeit,
Wenn wir hier ein Seelenglück erlangen,
Wenn ein Herz ſich unſerm Herzen weiht,
Lieb' und Freundſchaft wird ein heilig Bangen
Nach dem Freyſinn der Unſterblichkeit!
Erd' und Himmel ſind im frohſten Glanze
Wege nur zum Allvereinungs-Kranze! —

Höher noch wird dann der Flug gewaget,
Wenn der Geiſt den Geiſt zum Kampfe ruft;
Wenn der Wunſch des Erdenlebens zaget,
Wenn die Sinnlichkeit nach Schonung ruft.
Ob ſie bittet, ob ſie flehend klaget
An des muntern Triebes früher Gruft:
O, ein Wink aus reinem Geiſter-Leben;
Und das Sinnen-Glück wird hingegeben!

Heil'ge Weisheit und allweiſe Güte,
Die wir glauben über'm Welten-Chor!
Zu dir hebt der Blick ſich im Gemüthe,
Und das Auge ſchaut mit ihm empor.
Laß verblühen, was hier ſterblich blühte,
Nur den Geiſt des Kämpfens rett' empor!
Sehnſucht laß und hohes Selbſtbezwingen
Einſt des ew'gen Friedens Palm' erringen! —

VIII.

St. Johannes, der Täufer,

und

St. Johannes, der Evangeliſt.

(Geſchrieben 1800 und 1801.)

I.

Sankt Johannes der Täufer.

(Vorleſung am Johannistage 1800.)

Johannes der Täufer, von Gott geſandt,
Vorläufer zu werden Jeſu, dem Chriſt,
Geboren in prieſterlichem Stand,
Verläßt den Zeremonien-Tand
Im Tempel, der längſt entheiligt iſt.
In einer Wüſte Einſamkeit
Sammelt er ſeine innren Kräfte,
Die ſich im Leben oft entzweyt,
In Frieden zu einem großen Geſchäfte.
In dieſer Geiſtes-Einigkeit
Betrachtet er mit ernſten Sinnen
Der Menſchen wunderlich Beginnen,
Die Friede ſuchen in Zank und Streit.
Da empört ihn die weltliche Eitelkeit,

Abſonderlich die Heucheley;
Das Glauben-Plappern ohn' Glaubens-Treu,
Das Frömmeln in leeren Worten und Blicken,
Das ſelbſt den Himmel will berücken.
Das heilloſe Leben in Haß und Neid,
Vorgebend, es wäre Gerechtigkeit,
Die Ottern- und Schlangen-Politik
Mit gar unſchuldigem Taubenblick.

Der Funke von Wismuth über die Welt
Ward in der ſtillen Wüſte
Zur heilgen Zornesflamm' erhellt.
Da gab ihm der Geiſt des Herren ein,
Den alten Propheten ähnlich zu ſeyn.

So kam er endlich nach mancher einſamen
Reiſe,
Eingehüllt in Eremiten-Gewand,
Zurück in das tiefgebeugte Vaterland,
In die Wälder an den Jordan-Strand,
Und predigte nach Propheten-Weiſe,
In glühem Zorn für Heiliges entbrannt.

Doch ging er nicht wieder hinein ins Welt-
Gedränge,
Rief nicht zuſammen des Volkes Menge

In groſsen Städten, auf Märkten und Landes-
wegen,
Wie ſonſt wohl die Propheten pflegen,
Wie nachmals auch mit göttlicher Wunder-
Kraft
Chriſtus gethan auf ſeiner Pilgerſchaft.
Johannes muſst' ein Nordlicht ſeyn
In finſtrer Nacht, die Blick' empor zu bringen,
Die träg' am dunſtigen Boden giengen; —
Er muſste ſich zum Vorbereiter weihn,
Die Augen der Zeit empor zu ſchrecken,
Die Schläfer im Pfuhl der Läſte aufzuwecken:
Darauf ſollte kommen der neue Sonnenſchein,
Milde zu leuchten in alle Welt hinein.

Er ging zu niemand; ſie muſsten kommen,
Wollten ſie werden aufgenommen
Zum Johannis-Bund in der Wüſteney.
Entkleiden that er zuerſt die Seelen,
Riſs weg den Prunk der Pfaffen-Gleisnerey,
Dem Hochmuth das Gold-Diadem entzwey,
Und zeigte das Innre mit ſeinen Fehlen!
Er ſprach die Wahrheit kräftig und frey;
Sie heilte manchen Herzens-Kranken.

Dann gab er die bildliche Reinigungs-Weih
Dem Körper auch, der entkleidet war,
Und taufte ihn seiner Flecken baar.
Von Donner-Red' und Blitz-Gedanken
Zerriß die Nacht im trägen Sinn.
So gingen sie wieder ins Leben hin,
Und ahneten aus dem Strahl im Dunkeln,
Daß bald des vollen Tages Licht
Am Himmel des Geistes solle funkeln.

Dies war sein Thun und Wirken. Darum hat
In alter dunkler Zeit ein kräftger Orden,
Der Licht auch brachte in die Dunkelheit,
Johann den Täufer und Vorgänger Christi,
Den Feuer-Redner und gewaltigen
Wahrheits-Propheten in der Wüsteney,
Zum Schutz-Patron und Vorbild sich gewählt.

Auch von der Welt geschieden, will der Orden
Sie desto freyer in das Auge fassen,
Und richtig schätzen, was am Menschenleben
Der eitle Prunk nur ist, die blanke Schale.

Die Heuchel-Tugend, das geſchminkte Laſter,
Soll ſich dem Jordan dieſes Bundes nicht
Mit frecher Stirne nahn. Johannes Jünger ſuchen
So wenig, als ihr heiliger Patron,
Sich neue Jünger; aber wer da kömmt,
Die Wahrheit anzuhören, wird ſie fühlen.
Die Seele ſoll die bunte Täuſchungshülle
Abwerfen, Gold- und Silber-Putz, wie Meſſing.
Getauft ſoll werden mit der Bruder-Weihe
Nicht Hand und Bruſt, und Lippe nur allein,
Nein, Herz und Seele ſoll getaufet ſeyn.

Auch wir ſind nur Vorläufer eines Tages,
Der kommen ſoll. Das Licht in unſerm Innern
Leucht' in den Kreis der heilgen Brüderſchaft.
Es geh in reinen Feuerſtrahlen aus
Von jeder Stirn und jedem Bruderherzen,
Und bild uns einen geiſtgen Strahlenkranz
Hier in des Tempels Halle, wie am Himmel,
Wenn ſich das Nachtgewölk in tiefen Lücken trennt,

Im dunkelblauen Äther wenig Sterne
Zum Licht zuſammen ſcheinen. Jede Seele
Ein Stern für ſich, und Strahl im Kranz von Strahlen.
Einſt ſoll der ganzen Menſchheit Himmelsbogen
Ein Kranz von Sternen ſeyn. Das Nachtgewölk ſinkt nieder,
Zuſammenſtrahlen alle Menſchengeiſter,
Und durch den Allverein des Sternenlichtes
Wird dann ein Sonnenſchein, ein milder Frühlingstag,
Und Alles, was gedeihen ſoll, gedeiht.

Doch auf Johannes wiederum zu kommen!
Die Wahrheit gab dem heldenmüth'gen Prieſter
Den heil'gen Lorbeer, in die Dornen-Krone
Des Marterthums geflochten, drückt' ſie beide
Aufs kühne Haupt, und Blut rann aus dem Schmuck! —

Der üppige und müſſige Herodes
Vernimmt die neue Mähr von dem Propheten
Am Jordanſtrom. Die Höfler in den weichen
Kleidern

Beſpötteln luſtig bey dem Wein-Pokal
Den härnen Rock, die nüchterne Waſſertaufe,
Und tolle Neugier, einen Narr'n zu ſehn,
(Ein reiches Thema für den armen Witz
Der Narren blos,) treibt jezt den ganzen Hof,
Herodes in der Mitte, hin zum Jordan.

Da ſehn ſie eine Menge Volks, zu dem Johannes predigt:

„Kömmt einer zu mir mit freundlichem Angeſicht,
„Und wenn er auch fromme Worte ſpricht,
„Sein Herz iſt aber voll Liſt und Tücke,
„Voll Gift und Gall'; ich kenn' ihn am Blicke! —
„Und will er die Wahrheit in's Angeſicht;
„Alsdann der Geiſt im Innern zu mir ſpricht,
„Sag's ihm heraus: er iſt ein Ottern-Gezücht!
„Was thut ihr ſtolz, ihr feigen Miſſethäter,
„Auf die Verdienſte eurer großen Väter?
„Das Ehren-Denkmal ihrer Heiligkeit

„Wird euch ein Schandpfahl eurer Schlechtigkeit!
„Durchstrichen ist vor Gott eu'r Stammregister
„Von Abraham und Jakob; das Register
„Der eignen Sünden zwischen durchgeschrieben.
„Gott will den eignen Geist im Menschen lieben,
„Nicht jene Kraft, die ihm das ird'sche Leben
„Und diesen Leib zur Hülle blos gegeben.
„Aus diesen Steinen, wenn sein Wort es heißt,
„Gehn Abramiten vor an Herz und Geist.

„Schon ist das Beil dem Aste angelegt,
„Der, halb verdorrt, nicht gute Früchte trägt.
„Der Ofen glüht, das dürre Holz verbrennet,
„Und in der Asche niemand mehr erkennet,
„Von welchem Baum der Ast gewesen sey.
„Der Kern ist hin, den Lüften bleibt die Spreu!“ —

Herodes mit ſeinem Hofe hört von Weiten
Ihn alſo predigen, den kühnen Mann,
Und ſonderbar wird ihm dabey zu Muth.
Da ſprechen die Höflinge mit ungewiſſem Lachen:
Es ſollte ſich Einer von uns an den wilden Propheten machen,
Verſtändig mit ihm zu reden, da gäb' es noch mehr zu lachen! —

Herodes hört's, und faßt ſich ſelbſt zuſammen,
Giebt ſich den Blick der affektirten Gnade,
Der Weisheit, die zum Thoren ſich herabläßt,
Gleich einem Arzt zur Phantaſie des Kranken.

Die Höfler machen Platz, und hoffen auf Triumph
Der äuſſern Würde über Wahrheitsliebe,
Sehn ſchon den Feuergeiſt des ärmlichen Propheten
Sich wandeln in beſcheidne Opfer-Flämmchen
Der knecht'ſchen Huldigung und Schmeicheley.

Herodes ſpricht:

„Du junger Prophet im alten Gewande,
„Giebſt Lehren allem Volk und Stande,

» Mich freuet deine Beredsamkeit,
» Der heiligen Religion geweiht,
» Dein Redner-Talent hat seltne Stärke,
» Doch sind auch Reden nur deine Werke!
» Du mußt das rauhe Wesen lassen,
» Mußt dich etwas gebildeter fassen,
» Möchtest werden ein rühmlicher Mann,
» Der etwas Rühmliches wirken kann!
» Jetzt achtet dich der Pöbel allein;
» Dann nähm' ich dich wohl in meinen Hof-
Sonnenschein.
» Da würden die Klugen auf deine Klugheit
merken;
» Du hättest Lob von denen, die's verstehn,
» Die nicht erst in die Schule gehn, —
» Die in der Weisheit sich nur erstärken. «

Der Gott-gesandte, heilige Mann
Schauet mit ruhig ofnem Blick
Den kläglichen Vier-Fürsten an.
Darauf spricht er mit fester Stimm' und Geberde:

» Was nennst du des Hofes Sonnenschein?
» Im heiligen mag nicht Blume, nicht Frucht
gedeihn!

„Verwelkt iſt lang' in Schwüle der Lüſtig-
keit
„Der Sinn für's Wahre, für's Gut' und
Rechte
„In dir und jedem deiner Knechte!
„Doch wäre dir dein arges Leben leid,
„Und fühlteſt du Kraft, die Ungerechtigkeit
„Nebſt allen Lüſten weg von dir zu bannen;
„So höre die Stimme
„Des Eremiten,
„So rauh ſie klingt!
„Sie ſpricht in deines Gewiſſens Namen,
„Das ſelber ein Eremiten-Leben
„In den Wüſten
„Deines Innern führt,
„Und, kehrt es wieder,
„Dich nicht mit Waſſer,
„Mit Höllen-Glut dein Weſen taufen wird:
„Du haſt dem Bruder das Weib ent-
wandt,
„Ihr Herz durch Wolluſt, durch Gewalt
die Hand,
„Dein Verbrechen geht mit dir zu Bette,

„Es ſchläft mit dir an Einer Stätte,
„Allnächtlich haſt du die Sünd' an der Bruſt,
„Die blutige Sünde, die gräuliche Luſt!
„Das machet bey Gott und Menſchen dich zu Schanden.
„Geh hin, und eh' du wiederkehrſt,
„Und ferner ein Wort von meinen Lippen hörſt,
„Befrey dich, Fürſt, von jenen ſchändlichen Banden!“

Eben weil es das Volk vernahm,
Sprach Johannes ſo ſtreng und dreiſt.
Hätt' ihn Herodes allein gefragt,
Mit reuigem Sinn und gutem Willen,
Er hätt' ihm wohl linder die Wahrheit geſagt.
Wer öffentlich will das Gute ſtören,
Muß öffentlich ſeine Schande hören! —

Es wich der Fürſt mit böſem Spott und Lachen,
Und ſein Gefolge lachte laut und frech! —
Am nächſten Tage
Ging eine bange Klage:

„Der Meiſter iſt verſchwunden,
„Der heilige Prophet wird nicht gefunden!“

In dunkler Nacht
War er gebunden
In's Gefängniß gebracht.

Doch einige Monden giengen hin,
Da bewegte Herodes in bangem Sinn
Die Worte Johannis; doch furcht' er ſich,
Bis nicht des Volkes bewegte Herzen
Schon ausgetobt des Verluſtes Schmerzen,
Eher zu tödten
Den göttlichen Propheten!

Drauf aber gab er ein fürſtlich Mahl
An ſeinem Jahrestag. Im ſchäumenden Pokal
Ertrank die leiſe Herzens-Bangigkeit.
Es brennt' in alter Glut die alte Lüſternheit,
Eine üppige Dirne tanzt, ein freches Weib begehrt,
Und Sankt Johannis Haupt ſinkt unter'm Schwert. —

Das Haupt des Meiſters iſt geſunken,
Der Jünger Häupter leben noch,

Nicht Blut erlöſcht den Wahrheits-Funken;
Blut iſt ihm Öl, er flammet hoch.

Von dieſem heil'gen Blut genähret,
Brennt der Altäre ſtilles Licht,
Das unſere Tempel ſanft verkläret.
Es leuchtet, — und verzehrt ſich nicht!

Heiliger Johannes, bey einem feſtlichen Mahl ward Dir das Todes-Urtheil geſprochen, und ſiehe, mit einem feſtlichen Mahl feyern deine ſpäten Jünger das ewig friſche Leben deines Geiſtes unter ihnen. Alſo ſpottet mit friedlichem Spotte die Weisheit über das feindliche und boshafte Beginnen der Thorheit, und aus dem Kelche, worin man ihr Gift und Tod reichte, wird ein Becher des Weins, des Lebens und der Freude.

Dein Andenken grünet und blüht, wie jetzt im Frühſommer die Erde, und ſtrahlt hoch in unſerm Gemüth, wie das Licht des Tages auf ſeiner höchſten Bahn.

Wir folgen dir nach in kühner Wahrheit, in heiligem Muth! Auch unſer Gedächtniß im Bruderbunde ſoll würdig ſeyn, gefeyert zu

werden in den Tagen der reifenden Früchte und der höchſten Sonne!

Du Tag des Martyres mit grünem Laub bekränzet,
Von höchſter Sonne ſtrahlend überglänzet,
An dem wir höchſte Jubellieder ſingen,
Und feſtlicher die Bundesbecher klingen,
So fröhlich mögen wir den eignen Tod begehn!

Gewöhnt an Wahrheitslicht auf Erden,
Soll uns die volle Klarheit werden,
Und in dem Chor der ſel'gen Brüder
Iſt Sankt Johannes wieder
Mit ſeinem kühnen Haupt verklärt zu ſehn.

2.

Sankt Johannes der Evangeliſt.

(Vorleſung am Johannistage 1801.)

Von Sankt Johann dem Täufer, lieben Brüder,
Sprach ich am vorgen Sankt-Johannis-Feſt.
Vorläufer eines Tags, der kommen ſollte,
War doch ſein Geiſt dem Morgenroth nicht ähnlich,
Vielmehr dem Nordlicht, furchtbar anzuſehn.
Ob er mit Waſſer taufte, goß er Feuer
Ins Herz des Volkes, das ihn bebend hörte.
In kräftger Rauhheit ſtand die Wahrheit da,
Und zog ihr Schwert, die abgeſtorbnen Herzen
Durch Schlag und Schmerz und Wunden zu erwecken;
Doch Heilung gab ſie nicht, es mußte bluten.
Als Menſchenfeindſchaft war ſie angethan,

Die Menſchheit rächend am Geſchlecht der Menſchen,
Und muthig trotzend auf ihr göttlich Recht,
Verachtet' ſie die Schonung und die Milde,
Die Seelen zu gewinnen, — ſie erobert
Mit Sturm, und bricht, was ſich nicht beugen will.

So ward denn auch das kühne Haupt gebrochen
Des mächtigen Propheten, und er ſtarb
Den Tod des Märtyrers auf harten Block.

Am heutgen Sankt Johannestage ſoll
Ein andres Bild vor eure Seele treten.
Es führt den gleichen Namen: Sankt Johannes,
Doch jenes trug ein Schwerdt, dies eine Palme.
Der Friedensbothe, der Evangeliſt,
Der mildeſte Apoſtel iſt gemeynt.

Wir haben all' in jener dunkeln Stunde,
Als noch die Binde nicht gelöſet war,
Mit unſrer rechten Hand das milde Wort
Zu heiliger Betheurung angerührt.

Das Schwerdt lag oben, und auf Wort und Schwerdt,
Auf Friedensbothſchaft und auf Kriegs-Symbol
Ward abgelegt der feyerliche Eid:
So haben wir gelobt dem Feuergeiſt
Johann des Täufers, in Vereinung mit
Dem milden Geiſte des Evangeliſten,
Gelobt: der Wahrheit brüderlich zu leben:
Und beide ſollen uns ein Muſter ſeyn,
Patrone unſers Herzens, wie des Ordens.

Johannes der Apoſtel war ein Fiſcher;
Und eines Fiſchers Sohn. Der hohe Nazarener
Zog, wie ihr wißt, umher in den Provinzen;
Und predigte die hohe geiſtige Lehre
Vom Reiche Gottes im Gemüth des Menſchen,
Von Gottes-Ähnlichkeit der Menſchen-Seele,
Von reger Bildung zur Vollkommenheit.
Er predigt ſie dem gar gemeinen Volk
In Städten, Dörfern und auf Landeswegen;

Der feigen Klugheit blöden Spruch verachtend:

„Es ſey der Menſch im Pöbel nicht geſchickt,
„Den Geiſt der tiefen Bildung zu empfangen,
„Er müſſe alle Wahrheit falſch verſtehn,
„Und alle Fackeln zur Verheerung ſchwingen.“

Drum waren auch des Nazareners Jünger
Aus niederm Stand, Profeſſioniſten, Pförtner,
Und ſein Vertrauteſter, ſein Liebling war
Johann der Fiſcher, eines Fiſchers Sohn,
Auf deſſen Evangelium wir jetzt,
Wenn wir zum Orden eingehn, heilig ſchwören,
Wir mögen Fürſten oder Diener ſeyn.

Johannes war ein Jüngling, ſanft und klar
Von Herz und Blick; — in armer Fiſcherhütte
Und auf dem ſchwanken Meer erzogen zwar,
Doch ſtiller Reichthum nährt ſein tief Gemüthe.

Ihm alönte der Himmel traulich-wunderbar,
Trat er in heitrer Nacht aus seiner Hütte;
Die Wellen voller Sterne um den Kahn
Sie tönen ihn wie Geisterstimmen an.

Ein heilig Sehnen hebt die junge Brust,
Wie Welt' und Himmel sich so traut vermählen.
Es tönt und strahlt die Welt in Liebeslust,
Ein neues Leben will ihn neu beseelen.
Es regt sich dunkel in der weiten Brust,
Dem Räthsel noch die Lösesworte fehlen.
Prophetenbilder durch den Geist ihm gehn,
Wann Erd' und Himmel göttlicher erstehn.

Da ward der Ruf verbreitet von dem neuen
Gesandten Gottes, und Johannes hört
Mit Staunen, was die Alten prophezeihen,
Durch nahe Botschaft himmlischer gelehrt.
Die Ahnung soll zu Klarheit sich befreyen,
Er fühlt in Demuth sich der Lösung werth.
Er hört das Wort, kann ihm ins Auge sehen,
Das Lösungswort — es heißt ihn mit sich gehen.

Drum ſpricht Johannes von dem heilgen Wort,
Das in die Finſterniß ſo hold geſchienen.
Erhellet ward der Seelen tiefſter Ort;
Doch Viele mochten nicht dem Lichte dienen,
Vor Dunſt der Bosheit mich der Strahl hinfort,
Sie wollte nicht, ſich zu beſchaun, erkühnen.
Doch Alle, die des Wortes Strahl empfangen,
Sind ſtill beſeligt, ohne Zorn und Bangen.

Und dieſes iſt des Wortes heilger Strahl:
„Ihr ſollt Euch lieben, Gott hat Euch geliebt,
„Ihr ſollt als Brüder leben allzumal.
„Was auch für Kraft der Ein' und Andre übt.
„Der Geiſt des Herren webet überall,
„Wer ihn erathmet, liebt und wird geliebt.
„Was ſonſt gebrechlich iſt und ſündenvoll,
„Durch Lieb und Treue ſich erlöſen ſoll.

„Für dieſe Liebe unſer Meiſter ſtarb,
„In Freudigkeit zu Gott, erwürgt von Böſen,
„Die er im Leben liebend nicht erwarb,
„Von ihrer Finſterniß ſie zu erlöſen.
„Doch als er ſchmerzhaft an dem Kreuze ſtarb,
„Zum Vater rief er: laß ihr Herz geneſen
„Vom finſtern Grimm, denn was ſie jetzt gethan,
„Sie ſehn es für ein würdig Opfer an.“

Der Jünger, den wir meynen, lag im Leben
In ſeines Meiſters Arm, an ſeiner Bruſt,
Das innigſte Vertraun ward ihm gegeben,
Doch Stolz und Ruhmſucht blieb ihm unbewußt.
Des letzten Mahles Becher ſoll ſich heben,
Im Kreis der Freundſchaft ſchlägt Verrätherbruſt,
Man frägt Johannes; — in des Meiſters Sinn
Schweigt er, — der Kelch geht durch die Reihe hin.

Und als der Jünger Schaar ihn ſcheu verlaſſen,
Den Menſchenſohn, der jetzt am Kreuze ſchwebt,
Weiß ſich des ſtillen Freundes Herz zu faſſen,
Die zart'ſte Liebe fühlt ſich nicht erhöht.
Voll Glauben und Geduld ſieht er erblaſſen
Des Lebens Muſter, das ihn ſelbſt belebt.
Im Arm die Mutter des Gerichteten,
Bleibt er beym Schandpfahl himmliſch tröſtend ſtehn.

Da nun das Leben ſiegte über'n Tod;
Sah' er den Herrn in ſtillem Menſchenbild
Am See-Geſtad' im frühen Morgenroth; —
Sein Friedens-Glaub' iſt friedlich ihm erfüllt.
In ſeinem Herzen war der Herr nicht todt,
Drum ſchaut das Aug' ihn freundlich an und mild!
Der heft'ge Simon ſtürzt ſich raſch entgegen,
Johannes naht mit leiſen Herzens-Schlägen!

Die andern hatten ſchon den Herrn umſchloſſen,
Und Simons Helden-Wort war neu erwacht;
Doch auf Johannes war ein Blick gefloſſen,
Ein Blick des Gruſſes, voller Liebes-Macht.
Er folgt, von Lieb' und Demuth rings umfloſſen,
Und himmliſch ruhig bleibt die Himmels-Macht.
Als Simon frägt: was ſoll dein Liebling werden?
„Sterbt für den Himmel, — Liebe leb' auf Erden!“

So ward es auch! Die andern Jünger bluten
Am Kreuz und unter'm Schwert mit kühnem Muth,
Erleiden früher Geißel-Schlag und Ruthen,
Des neuen Lichtes Öl iſt Helden-Blut.
Johannes ſchwebt auf dieſen rothen Fluthen,
Wie einſt als Schiffer auf des Sees Fluth.
Zum tiefen Himmel iſt ſein Sinn gerichtet,
Und ſeinen Frieden keine Macht vernichtet.

Es bleibt ſein Herz der Menſchen-Welt gewogen,
Die Palme trägt er in der weiſſen Hand!
Die Wahrheit iſt im Sturm voran geflogen,
Sie riß in Furchen auf das öde Land!
Der Seemann kömmt, ſtreut in die blut'gen Wogen
Den linden Kern mit heilendem Verſtand.
Und Liebe keimt, beruhigend die Schmerzen,
Aus allen aufgeriſſnen Felſenherzen! —

Verbannt nach Patmos ſchon in Greiſesjahren,
Erwacht ihm kräftig noch der Jünglingsſinn.
Was er in milder Seele mild erfahren,
Stellt er begeiſtert jetzt in Bildern hin,
Es will der Geiſt ſich brennend offenbaren,
Schon brennt das Leben übers Leben hin.
Er zürnt, er ſtraft mit flammenden Gedichten,
„Gott wird die Babel und das Thier vernichten.“

„Der Götzendienſt der Finſterniß verſinke,
„Die Luſt des Irrthums, der die Welt entzücke,
„Daß ſie ein Herz-Verſtummen ſich ertrinke,
„Für's neue Leben taub und ungeſchickt.“

Und Babel ſtürzt dem unſichtbaren Winke,
Des heil'gen Lammes, das vom Throne blickt.
Die Finſterniß eilt in den Abgrund nieder,
Erneuet glänzen Erd' und Himmel wieder.

Ja, neu geſchaffen blüht die Friedens-Erde,
Und liebend hält der Himmel ſie umſchlungen,
Der Menſch erſcheint in engliſcher Geberde,
Die Liebe iſt durchs feiſche Herz gedrungen.
Ja, eine Gottesſtadt wird dieſe Erde.
Von hellen Lebens-Strömen ganz durchſchlungen:
Und was im Finſtern ſich verirrte, kehrt
Zum reinen Licht, des reinen Lichtes werth.

So klar und freundlich reden die Gebilde
Des heil'gen Greiſes, die im Zorn beginnen.
In allem Zürnen hauchet Glaubens-Milde,
Er ſtraft mit Troſt, die Herzen zu gewinnen.
Und Gluth und Kühlung wechſeln im Gebilde,
Doch ſchließend muß ein ſchöner Tag beginnen.
Des Greiſes Leben fühlt ſich ſelbſt erquickt,
Als er empor in dieſen Spiegel blickt.

Und ſo erquickt, legſt du das graue Haupt
An eines Tages Abend freundlich nieder.
Du ſiehſt im Traum, mit Lorbeer-Schmuck umlaubt,
Das traute Antlitz der verklärten Brüder.
Johann der Täufer naht mit jungem Haupt,
Die Narbe ſtrahlt wie Mondlicht um die Glieder,
Der Palmenkranz wird deiner Stirn gebracht,
Und eine Stimme ruft: Es iſt vollbracht!

Erhebet Euch, ihr Brüder, ſchwingt die Palme
Des heil'gen Angedenkes um die Leiche!
Das Märterthum Johann des Täufers ſey
Ein Anhauch hoher Flamme unſers Muths,
Will Recht und Wahrheit, daß wir bluten, ſterben!
So lang' wir leben ohne äuſſern Kampf,
Soll uns das Bild des ſtillen Friedensbothen,
Dein ſelig Bild, Johann Evangeliſt,
Der Bruderliebe göttlichſter Apoſtel,
Zu Sanftmuth, Lieb' und Treue ſtets erwärmen!

O, ſchau mit deinem klaren, ſanften Auge
In alle Herzen, die im Kreis hier ſchlagen,
Und bitte ſie mit deinem Freundes-Blick,
Den Bruder-Namen herzlich auszuſprechen,
Und ohne Wort auch brüderlich zu wandeln!
Wir bringen deinem Angedenken dar
Den frohen Einungsbecher: Lieb' und Glaube!
In Lieb' und Glaub' ſoll unſer Bündniß weben!
In allen Brüdern ſoll Johannes leben!

IX.

Zur Einweihung des neuen Tempels.

(Geſchrieben 1802.)

Zur Einweihung des neuen Tempels.

Warſchau, den 2. April 1802.

Es iſt ein neuer Tempel aufgeführt.
Von weiſſem Marmor Schwellen ſind gelegt,
Ein Säulenkreis, Saphier mit Gold geziert,
So leicht als feſt ſmaragdne Kuppel trägt,
Der Kuppel Höh' ein Silderbildniß führt,
Ein Zweig, worauf ein Schmetterling ſich regt.
Der ganze Bau erhebt ſich aus dem Schatten,
Den hohe Palmen zu einander gatten.

Jetzt aus dem Innern glänzt ein weiſſes Licht
Von blauem Altar, wie am Firmament
In Dämmrungszeit der Sterne Angeſicht,
Bis ſinkt der Tag, und Alles goldner brennt.

Und immer kräftiger wird das weiſſe Licht,
Das Auge tiefer dringt, und mehr erkennt:
In goldnen Zügen ſchimmert an den Seiten
Geſtaltenſprache, künſtlich auszudeuten.

Ihr Schwellen und ihr Pfeiler, ſaget mir,
Wo ich einer Gottheit werdet ihr geweiht?
Smaragdne Kuppel mit der Silberzier,
Die ſich des letzten Sonnenſtrahls erfreut,
Du Licht im Dunkeln, und Geſtalten ihr,
Die ihr ſchon heilig ward in alter Zeit,
Was für Geweihte ſollen hier erſcheinen?
Welch heiliges Geſchäft wird ſie vereinen?

Es rauſcht umher! die Palmen wehen leiſe.
Und ſieh, in weiſſen Kleidern ſchwebt ein Chor,
Mit ernſtem Schweigen, wie in Geiſter-Weiſe,
Von Oſt und Weſt aus Palmen-Schatten vor.
Tief in den Tempel geht die ſtille Reiſe,
Und hinter ihnen ſchlieſſet ſich das Thor.
Doch von Geſprächen und Geſang in Chören,
Kann ich bey ſtiller Luft die Worte hören.

„Auferbaut iſt das Heiligthum,
„In Schwellen und Pfeilern, mit Ernſt und Zier:
„Bringet das Heilige nun,
„Bringet den Gott in den Tempel.“

„Wir bringen, wir bringen das Heilige!
„In unſern Herzen und Stirnen lebt es.
„Unſichtbar iſt es, ein heiliges Drey.
„Durch dies heilige Drey
„Beten wir an den Unendlichen.“

„Nennt mit Namen das heilge Drey,
„Daß euch verſtehen die Jünger, wie die Meiſter,
„Daß ihr Kunde bewährt
„Von dem Sinne des eignen Worts.“

„Friedlichtreue Liebe,
„Grünend, wie drauſſen die Palmen,
„Feſt und gründend, wie die Marmorſchwellen.
„Streben der Kunſt und Wiſſenſchaft,
„Führend zur Höh in Stärk und Schmuk,
„Wie die Saphier-Säulen mit Gold geziert.

„Fröhliche Hofnung der Ewigkeit,
„Kühn, doch ſicher, wie ſich des Tempels Bogen
„In ſmaragdnem Glanz gegen den Himmel wölbt,
„Und die Silberſtaude mit dem Schmetterling
„Hoch in die Strahlen der Sonne hält.“

„Würdig ſeyd Ihr,
„Einzugehn in das Heiligthum,
„Bringet Ihr mit Euch
„Dieſen dreyfach heiligen Sinn,
„Iſt Euch des Tempels Geſtaltung
„Nur ein Spiegel der Seelen-Geſtalt.
„Dringet in's Innre,
„Selbſt der Seele Geſtalt
„Hat noch ein Innres!
„Sehet, wir ſtehn in einer dunkeln Halle,
„Und begrüßen ein ſtilles Licht im Finſtern,
„Ob auch draußen noch Strahlen des Tages leuchten.
„Tiefere Forſchung geht in's Dunkel der Seele,

„Steiget hinab in des Herzens heil'ge Tiefen,
„Wo sich das Licht der ersten Wahrheit,
„Wo sich das Gute, das Schöne und der Unsterblichkeit Glaube
„Langsam entzünden an des Bewußtseyns Funken,
„Unverhaucht von des Aussen-Lebens Stürmen.
„Gebt Euch die Hände, berührt Euch mit den Lippen,
„Thaten und Worte sollen uns verbinden
„Zu der vereinten Forschung des tiefen Innern. —
„Jene Symbole an dem Teppich reden
„Unsre Gedanken in Sprache der grauen Vorzeit;
„Haltet die Sprach' in Ehren, als ein Vermächtniß!“

„Der Tempel ist erbaut in Stärk' und Pracht,
„Wir bringen nun den Gott hinein.

„Das äußre Heiligthum iſt nur gemacht,
„Dem heiligen Geſchäfte ſich zu weihn.
„Die Herzen ſind vereint, die Geiſter ſtreben
„Nach Wahrheit in des tiefen Lebens Grenzen;
„Draus ſoll die Kunſt des Schönen ſie erheben,
„Religion ſoll ihre Stirn umglänzen.“

„In Lehres-Helle, in der Dichtung Glut
„Sprech' hier der Denker, ſinge der Prophet!
„Erkenntniß blühe, wachſe kräft'ger Muth
„Für Alles, was im Tode nicht vergeht.“

„Ihr Erden-Ziele bleibt hinausgeſtellet,
„Seyd hier vergeſſen mit dem Weltgetümmel!
„Es haben Geiſter irdiſch ſich geſellet,
„Doch ihres Bundes Seele ſtrebt zum Himmel!“

„Du, der uns verbunden,
„Höchster Geist, in dem wir Alle leben,
„Segne alle Friedens-Stunden,
„Drin wir freyer unsern Geist erheben. —
„Eher laß den äussern Tempel brechen,
„Eh' an unsrer Stelle
„Über seine Schwelle
„Sich Unheilige zu gehn erfrechen."

Die letzten Worte sang der volle Chor. —
Noch hört' ich Töne, — dumpf und unbekannt.
Die Sonne sank, es stieg der Mond empor,
Ein Balsam-Hauch ging übers grüne Land.
Da öfnet leise sich des Tempels Thor,
Und die Geweihten kommen Hand in Hand.
Sie setzten sich in Mond und Palme nieder,
Ein Mahl beginnt, es tönen frohe Lieder.

„Brod und Wein
„Soll des Leibes Stärkung seyn.
„Theilt das Brod, und laßt die Becher kreisen.

„Sind wir noch befangen
„In des Leibes irdiſchem Verlangen,
„Laßt uns fröhlich dankbar ſeyn,
„Daß die Gaben,
„Unſer Irdiſches zu laben,
„Von der reichen Erde wir empfangen haben. —
„Theilt das Brod, und laßt die Becher kreiſen!

„Brod und Wein
„Soll des Menſchen Herz erfreun.
„Darum ſingt, und laßt die Becher klingen!

„In des Geiſtes Streben
„Herz und Sinn in's Geiſtige zu heben,
„Matten Geiſt und Leib ſich ab.
„Weines-Flammen
„Schmelzt in friſche Kraft zuſammen
„Geiſt- und Körperleben, daß vereint ſie flammen! —
„Darum ſingt, und laßt die Becher klingen! —

Was weiter noch geſchah, iſt mir entſchwunden.
War alles Traum? war es ein Luftgeſicht?
Es war ein Traum, die Deutung iſt gefunden,
Und von der Wahrheit ſinget dies Gedicht.
Seyd uns gegrüßt in euren Weihe-Stunden,
Durch's heil'ge Drey und das verborgne Licht!
Bald wird der Kreis ſich um die Tafel ſchlingen,
Der Kelche Feu'r dem neuen Licht zu bringen!

X.

Über das Duell.

Einige Angaben zu einer mehrſeitigen Würdigung deſſelben.

(1800.)

Angaben zu unpartheyiſcher Würdigung des Duells.

Wir reden vom Zweykampf in regulirten Staaten, deren Geſetze den Zweykampf verbieten, und dieſem Privat-Kriege den friedlichen Gerichts-Prozeß ſubſtituiren.

Der Zweykampf iſt ein Krieg, ein gegenſeitig erklärter Kampf auf Lebens-Gefahr zu irgend einem vorausgeſetzten oder angenommenen Zweck. Der Zweck iſt verſchieden: die Rache will auf den Tod kämpfen; — die Überwindung ſoll mit Abtretung eines Beſitzes verbunden ſeyn; — der perſönliche Muth blos in der ergriffnen oder eingegangenen Lebensgefahr ſoll den guten Namen der Kämpfenden in der Meinung, (ſey ſie allgemein oder unallgemein,) welche den Partien aus irgend einem

Grunde von Wichtigkeit iſt, herſtellen, und dergleichen.

Es iſt bekannt, daß die modernen Zweykämpfe vorzüglich den letzten Zweck haben, (ſie ſind Ehren-Duelle.) Nach dem ſtändiſchen Übereinkommen des Adels, beſonders des militairiſchen, können gewiſſe Beleidigungen nicht anders, als durch die angebotene oder eingegangene Lebensgefahr des Zweykampfs annullirt werden.

Zu dieſen Beleidigungen gehören aber nicht blos Beſchimpfungen der Feigheit und Verzagtheit, ſondern auch Ausſagen oder Nachreden, die in ganz anderm Bezuge ehrenrührig ſind.

Gölte blos das Erſte, ſo würd' es wenigſtens ſcheinen, ſie wären rechte Mittel zum Zweck. Den Vorwurf der Zaghaftigkeit, könnte man ſagen, widerlegt am kräftigſten eine lebensgefährliche Probe des Muths. Doch ſollte man bedenken, daß erzwungner Muth, oder vielmehr ein Muth-ähnliches Wagniß, blos

weil es andre verlangen, und in so fern sie davon wissen, sich im Äussern nicht nothwendig vom wahren, ruhigen, besonnenen Muthe unterscheiden lasse, den die Pflicht auch da gebietet, wo auf das Urtheil anderer Menschen gar nicht zu rechnen ist. Es ist sehr wahrscheinlich, (wir werden den Punkt noch besonders anregen,) daß viele Duelle aus Mangel an Energie, ja aus Feigheit, eingegangen werden. Man muß sich schlagen, aus Furcht vor den unangenehmen Folgen, wenn man sich der Meinung des Standes widersetzen wollte; — man will sich also nicht schlagen aus eigner Forderung des Muthes, und man hat nicht das Herz, die Verachtung der Meinung zu verachten, und einen gesetzmässigen Ehren-Prozeß zu verlangen. —

In Anwendung aber auf das Letzte liegt jenem Übereinkommen ein theoretisches Vorurtheil offenbar zum Grunde, nämlich die Meinung: ein Bravo — könne kein schlechter Mensch seyn, oder Muth und Kuhnheit seyn Dokumente der Rechtschaffenheit. Es ist theoretisch unvernünftig, aufzugeben: man solle darthun:

daß man nicht A. ſey, dadurch, daß man dar. thut: man ſey nicht B., wenn doch A. und B. in keiner nothwendigen Wechſelbeziehung ſtehn.

Wenn wir alſo vom Grunde jenes ſtändiſchen Übereinkommens reden; ſo läßt ſich im Ganzen ſagen: es iſt ein Vorurtheil. Reden wir hingegen von ſeiner Wirkung auf Einzelne, die unter ihm ſtehn, ſo kann dies nichts verſchlagen. Es läßt ſich der Grund, warum ſich der Einzelne jenem Vorurtheil unterwirft, nicht unbedingt wieder ein Vorurtheil nennen.

Nachdem jenes Anverlangen der Meinung allgemein geworden, (und ſo lang' es dies bleibt,) gilt die Weigerung, ihm zu huldigen, nicht blos als ſtille Zugeſtehung jeder andern Beſchimpfung, worauf das Duell folgen ſollte,) ſondern zugleich als Zeichen der Feigheit. Für den Stand, den wir hier meinen, iſt das letzte eine Erklärung des Mangels derjenigen Energie, die ihm ſogar Amts-Pflicht iſt. Ging die Beſchimpfung nicht auf die Bravheit, ſo entſtehn bey der Weigerung des Duells zwey Be-

ſchimpfungen aus einer. Jene bleibt, (in der Meinung,) und die der Feigheit kömmt noch hinzu. Von innrer Ehre iſt hier nicht die Rede, es gilt die Rettung des guten Namens, und dieſer hängt von der Meinung ab, wenn ſolche auch an ſich unvernünftig wäre.

Wer gegen das Duell ſchreibt, kann alſo, wenn von der Unvernunft deſſelben die Rede iſt, nicht die Duelle als Handlungen der Einzelnen im Sinne haben, ſondern hat die Vorurtheile anzugreifen, die zum Duell überhaupt zwingen. Richtet er ſich aber gegen die Duelle als einzelne Huldigungen dieſes Vorurtheils; ſo kann er nicht mehr von theoretiſcher Unvernunft reden, (denn das Duell iſt jetzt in der That ein zweckmäßiges Mittel zur Rettung des guten Namens,) ſondern er muß verlangen, daß der Einzelne jenes Vorurtheil und ſeine ſehr reellen Folgen aus höhern, aus moraliſchen Gründen verachte, und ſich im Bewußtſeyn der Pflichtmäßigkeit, durch Verachtung ſeiner Verächter, über dieſe hinwegſetze. Faßt er den Gegenſtand auf die erſte Art, ſo

iſt ihm auch komiſche Satire vergönnt; faßt er ihn auf die letzte, ſo iſt hoher Ernſt unerläßlich. (Theoretiſche Gebrechen haben ihren ſchlimmſten Feind im komiſchen Spott; es iſt der ernſthaften Narrheit nichts gefährlicher, als wenn man ſie zum Narren macht; praktiſche Gebrechen aber ſind im Ganzen ſehr zufrieden, wenn man bloß über ſie lacht, und ſie lachen am Ende mit.)

Indeß iſt auch jenes Vorurtheil an ſich, oder jenes Übereinkommen: gewiſſe Beſchimpfungen nur durch förmlichen Privatkrieg für aufgehoben anzuſehn, unmittelbar praktiſch verwerflich, nicht bloß theoretiſch unvernünftig. Es iſt nicht bloß ein Gedankenſatz, es iſt zugleich eine Maxime. In der letzten Qualität darf auch das Vorurtheil an ſich nicht lächerlich gemacht werden, ſondern verdient ernſte Strafe.

Ich ſchreibe hier bloß Data, und zwar fragmentariſche, über dieſen Gegenſtand. —

Folgende Punkte mögen zeigen, daß ich ihn wenigstens nicht parteiisch beurtheile.

1.) Der Zweykampf unter Bürgern eines regulirten Staats, dessen Gesetze den Zweykampf verbieten, ist im Einzelnen ein Privatverbrechen, wie jede andre Verletzung der Gesetze. Wenn er aber ein Standes-Prinzip wird, so ist er, in so fern als ein Staatsverbrechen, als eine eigentliche Revolte zu betrachten, wenigstens ist die Maxime, wornach sich ein ganzer Stand eine Gesetzwidrigkeit sowohl in erklärter allgemeiner Meinung, als in Bezug auf einzelne Vorfälle, gegenseitig garantirt, eine durchaus revolutionaire Maxime. In einem Königreiche darf sie am allerwenigsten geduldet werden, wo der Gesetzgeber zugleich der erste General und eigentliches Oberhaupt des militärischen Adels ist. In einer Republik wären Maximen dieser Art auch zwar staatsverbrecherisch, hätten aber doch wenigstens das für sich, daß der Gesetzgeber nicht unmittelbar das Oberhaupt

des revoltirenden Standes ist. Wenn man sich nämlich in republikanischen Verfassungen damit entschuldigen kann: der Gesetzgeber habe den einzelnen Stand und seine Erbedürfnisse nicht besonders erwogen, so fälle diese Entschuldigung ganz hinweg, wo der Legislator und Garant der allgemeinen Gesetze gerade als höchstes Idol dieses Standes verehrt wird. In solchen Staaten läßt sich das Duell sogar für ein Subordinationsverbrechen erklären.

Von dieser Seite gefaßt, ist der Gegenstand zu ernst für eine komische Satyre. Es steht für sich, daß die Mitglieder jenes Standes wichtige Verdienste behaupten, und daß die Bessern unter ihnen nur dem dominirenden, obgleich revolutionären Vorurtheil ein Opfer bringen. Aber im Allgemeinen ist eben dies dominirende und revolutionäre Vorurtheil einer strengeren Geissel werth, als der juvenalische. Nur mit jenem ernsten moralischen Ingrimm, womit Tazitus über die einzelnen Züge des Ver-

falls ſeiner groſſen Nation ſpricht, ſollte man eigentlich darüber ſprechen.

2.) Geſetzt aber, wir ſtellen bey Seite, daß der Staat den Zweykampf verboten hat, und nehmen an, dies Feld ſey von den Geſetzen frey gelaſſen, (bis auf den Punkt, daß gegen eine Lebensverletzung geklagt wird,) ſo gewinnt das einzelne Duell eine andre Würdigung. Der gute Name oder der Ruf eines Menſchen und einer Menſchenklaſſe richtet ſich nicht immer nach den Vorſchriften der Geſetze. Es giebt Beſchuldigungen, von denen man ſich geſetzlich vollkommen reinigt, und wornach man doch einen ſchwarzen Fleck behält in der achtenden Meinung der Mitmenſchen. Um dieſen Fleck auszutilgen, ſelbſt ſein Blut darbieten, iſt, wenn es überſpannt iſt, doch das Zeichen eines Charakters, der überhaupt für Ideen, das Edelſte, was der Menſch lieben und achten kann, empfänglich iſt, und der etwas Höheres verehrt, als das Leben, wäre auch übrigens ſein Urtheil noch ſo irrig.

In dieſer Hinſicht iſt der Zweykampf eine Sache, die der beſſere und aufgeklärte Mann jedes Standes zwar Staatsbürgerlich indigiren, aber, wo er, (der Zweykampf,) im Einzelnen erſcheint, als freye moraliſche Genialität und Kraft bewundern muß.

In ſo fern hingegen das Duell auch in dieſer Geſetzes-Freiheit das Prinzip eines Standes geworden, hört die hohe moraliſche Genialität auf; es wird eine Sklaverey des Vorurtheils, und es bleibt immer zweifelhaft, ob man mit innerer Feigheit, als gezwungner Sklave einer Meinung, die uns ſelber im Moment der Wagniß ungemüthlich iſt, oder ob man als moraliſch-genialiſcher Menſch, als tapfres, hochgeſinntes Individuum, den perſönlichen Krieg eingehe.

3.) In dieſer Zwitterſchaft, in dieſer Schwebung zwiſchen Freiheit und Sklaverey, zwiſchen Genialität und Standes-Imitation, kann das Duell ein Stoff der komiſchen Satyre werden. — Es giebt nichts Komiſcheres, als den Moment oder die Anſicht

des Menſchen, wo er nicht recht weiß, was er will! — Solche Momente und Anſichten finden ſich in jedem Stande, darum hat auch jeder Stand ſein Komiſches, ohne deshalb an ſich und in weſentlicher Beziehung komiſch zu ſeyn. Eine romaneske Satyre des Duells iſt noch zu erwarten, ſie müßte einen Menſchen darſtellen, der ſich eine utrirte Zartheit des Ehrpunktes durch bloße Nachahmung zugezogen hat, und der ohne alle Genialität und originelle Tapferkeit, nur darum in den verſchiedenſten Geſellſchaften herumirrt, um ein Ehren-Abentheuer ſolcher Art zu beſtehn. Man würde einen in gewiſſem Sinne umgekehrten Don Quixote erhalten.

4.) In gewiſſen Verfaſſungen liegt die Sache für jetzt ſo, daß der edelſte und rechtſchaffenſte Mann des adlichen Militair-Standes ſich in der unglücklichen Alternative befindet: entweder in ſeinem Stande, mit aller ſeiner reellen Kraft, und mit dem höch-

ſten kriegeriſchen Verdienſte, dennoch einen ſchwarzen Fleck in ſeinem öffentlichen Rufe zu behalten, auch gar aus ſeinem Wirkungskreiſe vertrieben zu werden, wenn er jenem Vorurtheil nicht opfert, oder in die Staatsverbrecheriſchen Maximen jenes Vorurtheils durch die That zu willigen. Ich mag nicht kalt urtheilen, ob er in dieſer ſchneidenden Kolliſion des friedlich-gemütheten Staatsbürgers und des zum Kriege bereiten tapfern Menſchen nicht zu vertheidigen ſey, wenn er ſich für das Letzte entſcheidet, indem der Geiſt ſeines poſitiven Gewerbes, der doch einmal in den modernen Staaten vom Geiſte des andern Bürgers ſehr geſchieden iſt, ſich ſelbſt zu dieſer Entſcheidung hinneigt.

In Staaten, wo der Repräſentant der Geſetze zugleich der erſte militairiſche Officiant (der erſte General) iſt, wird die Sache um ſo bedenklicher, als man irgend einen Grund hat, zu vermuthen, er ſelbſt wolle, daß jenes Vorurtheil nicht ausgerottet, jene exlegiſche Maxime nicht niedergekämpft wer-

de, wenn er ſich auch aus guten Gründen nicht deutlich darüber erklärt, indem er die rechtliche Konſequenz und die gefährliche Exemplifikation zu fürchten hat.

Zuſätze.

1.) Die Geſetze machen einen Unterſchied zwiſchen einem förmlich vorbereiteten, — und einem momentanen, unvorbereiteten Zweykampf. Dieſer Unterſchied iſt eben in der Anſicht gegründet, welche im vorhergehenden zweiten Punkte aufgeſtellt wurde. Was durch das augenblickliche Gefühl der Beleidigung gewirkt wird, läßt ſich am erſten als moraliſche Genialität des Individuums betrachten, und wird darum noch nicht als Maxime gefährlich, weil man einen geringern Grad der Beſonnenheit, und mit ihm eine geringere Erwägung des Anſehns der Geſetze wahrſcheinlich findet.

2.) Man ſagt: unſer adliches Militair könne in ſeiner äuſſern Würde nicht beſtehn, und

würde ſeinen militairiſchen Ruf verlieren, wenn es die Maxime der Duelle zurücknähme. Wehe dem Staat, von deſſen Militair dies ſchlechthin wahr iſt! — Man nenne mir aber einen Staat, deſſen Militairbeamte ihr Anſehn ſchlechthin verlieren müſſen, wenn ſie nicht in eine Staats-verbrecheriſche Maxime willigen? — Entweder dieſer Staat, oder dieſes Militair, iſt, (um den lindeſten Ausdruck zu brauchen,) zu reformiren! — Hier iſt es der rechte Ort, an den Themiſtokles zu erinnern, und an ſein rohiges Wort: ſchlag', aber höre! Ohne Ehrenrettung durch ein Duell übertrug ihm Athen die Generalſtelle, die er mit eben ſo viel äußrem Anſehn, als mit Kraft und Weisheit behauptete.

Es iſt alſo die Meinung, die wir zu bekämpfen haben, theoretiſch, als Vorurtheil, — praktiſch, als ſtaatsverbrecheriſche Maxime. Nur in und durch dieſe Meinung wird es erſt wahr, was ſie ausſagt, ohne ſie würd' es gar nicht ſeyn. Man finde,

daß es dem Militär zur hohen Ehre gereicht, obwohl es täglich unter den Waffen lebt, und Studium des Krieges seine Profession ist, dennoch auf den Privatgebrauch der Waffen zu einem persönlichen Kriege selbst in der höchsten Reizung zu resigniren, und sich als Bürger eines regulirten friedlichen Staats unter die Gesetze zu stellen, ja daß diese Resignation eben so viel innere Energie an den Tag legt, als die Tapferkeit jenes Gehorsams, mitten im Kartetschen-Feuer besonnen und beobachtend dazustehen, und nicht eher von der Stelle zu weichen, (wie sehr auch persönlicher Muth gegen die Batterie antreiben möchte,) bis der General befiehlt. Dies finde man, diese richtige Würdigung der Sache werde Meinung, (wie sie es werden sollte,) und es ist unmöglich, daß der bessere Geist des Militairs darunter leiden kann. Dann wird Ehre bringen, was jetzt Schande bringt, nämlich die Achtung der Gesetze, die jedermann Ehre bringen soll.

Laßt uns alſo jene geſetzwidrige Maxime des Privatkrieges, welche der beſſern Meinung im Wege ſteht, von allen Seiten angreifen, von der lächerlichen, wie von der moraliſch unwürdigen, und der politiſch ſtrafbaren, laßt dieſes ſchneidend und kräftig geſchehen; und es müßte eine unbegreifliche Herzensverhärtung und eine eiſerne Stirne entgegen ſeyn, wenn man ſich nicht bald der Duellmaxime als Maxime und als Anverlangen des Standes in ſo weit ſchämen ſollte, daß man wenigſtens von ihr ſchwiege, und ſie nicht mehr als ehrenvoll anprieſe. Schon ein ſicheres Mittel zum allmähligen Tode dieſes Vorurtheils. Der hellere Kopf und das beſſere Herz der adlichen Militair-Beamten mögen mit dazu helfen, daß jene Meinung geſtürzt werde, geſetzt auch, daß der Einzelne unterdeſſen immer bereit ſeyn muß, auf die bisherige Art zu beweiſen, er haſſe ſie nicht aus perſönlicher Feigheit. Kurz, indem man am Friedens-Geſchäfte arbeitet, ſey man zum Kriege bereit! Man verfluche den Krieg, und führ' ihn um ſo tapferer, nur damit Friede werde.

Wem aber dieſer Vorſchlag ein Greuel iſt, der ſtehe auf, und vertheidige jene Maxime öffentlich. Er beweiſe, daß die Meinung ſchlechthin als Meinung zu ehren ſey, wäre ihr Grund auch unvernünftig, und ihre Tendenz ein Verbrechen! — Er zeige, daß die Geſetze, welche das Duell allgemein verbieten und verpönen, keinen ernſtlichen Reſpekt verdienen, und daß man die antilegiſche Forderung des Privat-Ehrenkrieges verbreiten dürfe, ohne darum ein Rebell, ein widerſetzlicher Staatsbürger, zum wenigſten ein erklärter Unpatriot zu ſeyn.

XI.

Über die Begriffe: Staat, Volk, Nation.

Ein Geſpräch über die Theilung Polens.

(Geſchrieben im Jahr 1798.)

War Polen ein wirklicher Staat und ein Volk, oder bloß eine Nation?

Andeutungen in Form eines Geſpräches.

I. War Polen vor den letzten beiden Theilungen ein wirklicher und einiger Staat und ein wirkliches Volk, oder bloß eine Nation? — Erſt nach Antwort hierauf läßt ſich vielleicht im Ganzen beſtimmen, was der Pole durch jene Zertheilung ſeines Landes verlohren oder gewonnen habe.

II. Wie willſt du das ſcheiden?

I. Eben aufs Scheiden der Begriffe kömmt es hier an. Gegen die Wahl der Benennungen ließe ſich vielleicht manches einwenden, und gern vertauſch ich dieſe mit paſſendern, wenn man ſolche findet.

Nation iſt Bindung oder Vereinung durch Abſtammung, Sprach und Sitte, und durch die eigne Denk- und Empfindungs-Weiſe, die theils den beiden letzten zum Grunde liegen, theils daraus erzeugt werden. Wozu man auch die allgemeinen Merkmale der Abſtammung in der Körperbildung rechnen muß, ſo wie den Ausdruck der Sitten und der nationalen Denk- und Empfindungsweiſe, in ſo fern er als etwas Stätiges oder Charakteriſtiſches in Geſtalt und Bewegung erſcheint.

Volk iſt Bindung und Einung durch äuſſeres Intereſſe, durch gleiche politiſche Beziehung der Theile nach auſſen, durch gemeinſame Anſtalten zur Behauptung der politiſchen Korporation gegen den Druck der Umgebungen, ſo wie durch Sinnesweiſe und Maximen, die ſich hierauf gründen.

Staat endlich iſt Bindung und Einung durch innere Verfaſſung, durch einen rechtlichen [illegible] der Mitglieder unter ſich, nach einer[illegible]nen.

Ein geborner Teutſcher, teutſch er[illegible] zur teutſchen Nation, er mag in

Memel oder in Trieſt, ja in Moskau oder Liſſabon leben. Zum teutſchen Volk gehört er darum noch nicht. Sein äuſſeres Intereſſe kann vielleicht gar keinen Berührung punkt mit dem allgemeinen äuſſern Intereſſe des teutſchen Reichs haben. Die Unabhängigkeit des letzten, und Krieg oder Frieden deſſelben kann ihn nur als Nationalmitglied intereſſiren. — Ein teutſcher Staatsbürger iſt er als portugieſiſcher oder ruſſiſcher Unterthan gar nicht.

So giebt es auch Einheit als Volk, und Geſchiedenheit als Nation und Staat. So gehört Ungarn gegenwärtig mit Öſterreich zu Einem Volk; aber eben ſo wenig zu Einem Staat, als zu Einer Nation.

II. Und nach dieſer Erklärung wäre es zweifelhaft, ob das vorige Polen bloß Nation, oder ob es auch Volk und Staat geweſen.

1. Eine Nation war Polen, oder vielmehr der gröſſere Theil der Einwohner bildete die polniſche Nation. Noch jetzt, nach dreymaliger Theilung, da kein fußbreiter Strich Erde

ferner Polen heißen kann, iſt die Nation nicht unmittelbar annullirt. Nur das polniſche Land iſt zerſchnitten, Sprache und Sitte der Polen leben noch, obwohl man eines Theils Mittel ergreift zu einer allmäligen Verſchmelzung der polniſchen Nationalität mit der unſern, (der Teutſchen, im Öſterreichiſchen und Preuſſiſchen Antheil, beſonders im letzten,) und, wofern es damit glückt, kaum ein Paar Generationen vorübergehen möchten, wenn ſchon jene Nationalform in den obern Ständen ganz unkenntlich und verwiſcht ſeyn wird.

II. In dieſem Sinne lebt die polniſche Nation ſicher noch länger. — Was man von Amalgamirung in Geſinnungen und Lebensweiſe der Polen und Teutſchen, beſonders im preuſſiſchen Antheil, hofft oder wünſcht, ſcheint mir auf mehr als ein Jahrhundert Hofnung und Wunſch bleiben zu müſſen. Gerade in dieſen Provinzen, wo man durch äuſſere Mittel auf eine ſolche Verflößung des teutſchen und polniſchen Karakters hinarbeitet, wird ſich der letzte, als etwas Geſchiedenes, im Stillen be-

haupten. In der ruſſiſchen Akquiſition dürft' er gerade am frühſten verſchwinden.

I. Ich weiß deinen Grund nicht. Die ruſſiſche Regierung will vor der Hand bloß neue Unterthanen, die unbedingt gehorchen und Gefälle entrichten. In mehreren wichtigen Geſchäfts- und Verwaltungsfächern hat man in den ruſſiſchpolniſchen Provinzen das Polniſche als officielle Sprache beybehalten, und in Civilſachen ſprechen noch polniſche Richter nach polniſchen Geſetzen. Das Schul- und Kirchenweſen iſt, wie man hört, an Geiſt und Geſtalt ſo geblieben, als es war. Dinge, die eine längere Dauer des dortigen polniſchen Karakters verſprechen.

II. Eben weil dort der Nationalkarakter ganz frey gelaſſen iſt, und weil überdies zwiſchen Ruſſen und Polen eine alte Nationalähnlichkeit herrſcht, glaub ich, daß eigentliche Verſchmelzung, und dann, bey innigerm Zuſammenhange des Adels mit dem Kaiſerhofe freie Dahingabe des bloß polniſchen Karakters (unter den höhern Ständen) bald eintreten könnte. — Du haſt Recht: Rußland will fürs

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
MAIOCA.J.J.
3-598-51919-2
FN. 09118/003

Erste bloß Gehorsam und Zahlung der Abgaben, nicht innere Umbildung. Aber dies ist auch ein Mitgrund, warum der russische Pole, wenn er nur von der Willkühr der Landpfleger für seine persönliche Sicherheit nichts zu fürchten hat, seinen Überwindern innerlich mehr hold und ergeben seyn würde, als der teutsche Pole den seinigen: denn diese wollen ihm auch Erzieher werden. — Eigen ist's, den Russen fürchtet und liebt der Pole, er haßt ihn nicht, am wenigsten sieht er ihn verächtlich an. Man könnte glauben, die Härte, womit ihn der russische Soldat und Kriegsbeamte behandelt hat, wirkt ein Entsetzen, welches die Verachtung nicht aufkommen läßt, die hier und dort der friedliche, milde, behutsame Teutsche dem Polen abmerkt: und dies ist zum Theil Wahrheit. Aber ich bin sicher, daß, wenn der Teutsche mit eben der furchtbaren Strenge verfahren hätte, wie der Russe, dieser zwar eben so gefürchtet, aber nicht innerlich so geliebt seyn würde. Doch, ich unterbreche dich zu lange, und wohl blos mit Nebendingen.

I. Du kommſt auf meinen Unterſchied zurück. Der Teutſche hat zugleich die Nation, nicht bloß Land und Leute erobern wollen, und war das Letzte einmal politiſch nothwendig, ſo gereicht ihm das Erſte zur Ehre. Eine Nation erobern heißt nichts anders, als ſie innerlich in eine andre umbilden, und bey uns hat dieſe intendirte Umbildung die offenbare Abſicht gleichmäßiger Aufklärung und künftiger vollen Harmonie der Neu-Preuſſen mit den ältern, ſo daß alles Eine einzige, zufriedene Volks- und Staats-Familie bilden könne. — Allerdings ergreift unſere Regierung zu dieſer Umformung äuſſere Mittel, die vor der Hand dem Nationalſinn der Polen befremdend ſeyn mögen. Aber es fehlt uns auch an der innern Verwandſchaft, in welchem der ruſſiſche Nationalcharakter mit dem polniſchen ſteht. Wär' uns dieſe Verwandſchaft, wie gar leicht würde eine edle Regierung bei weiſen Maasregeln und Anordnungen, die auf Nationaliſirung abzwecken, jene nothwendige Umbildung vollenden. Eine Nation, die einmal in ver-

ſchiedne Völker von ſo gar entgegengeſetztem politiſchen Intereſſe zerlegt, und in einzelnen Stucken an ganz verſchiedene Staaten fremder Nationen gleichſam bloß angefügt, oder angeheftet wurde, bedarf durchaus der Um-Nationaliſirung, wenn ſie als Menſch und Bürger noch ferner gedeihen ſoll, und es läßt ſich nicht dringend genug mit dieſem einzigen Heilmittel der Trennungs- und Schnitt-Wunde eilen; denn der Anfang der Kur iſt noch lange nicht die Vollendung, und beide müſſen freilich nicht übereilt werden.

II. Kurz, nach deiner ſchon ſonſt geäuſſerten Meinung iſt es heilſam, daß ein adoptirtes Volk ſo viel möglich umorganiſirt werde, nicht bloß ummechaniſirt.

I. Ein adoptirtes Volk, oder auch nur neuakquirirte Länder und Leute, können allemal nur durch Ummechaniſation dem Hauptkörper einverleibt werden. (Durch Schnitt und Anheftung.) — Aber ſowohl der adoptirte Staat, (ein Volk, ſo fern es Staat war,) als auch (und ganz vorzüglich) die adoptirte

Nazion, verlangen Umorganiſirung. — In beiden Fällen iſt das Umorganiſiren eine ſchwierige Aufgabe, weil es friedlich ſeyn muß, ohne Gewalt und Zwang, — und am wenigſten wird bey großer Staatsreform darauf geachtet, denn hier kann auch bloße Mechanik zum Ziele führen. Das Umbilden des Nationellen aber widerſtrebt ſchlechthin aller politiſchen Mechanik, ja es bleibt eines Theils immer ein Segensgeſchäft der Zeit und der zufälligen Schickſale. Dies wohl erkennend, gehn auch die Anſtalten und Anordnungen unſrer Regierung zu jenem Zwecke einen behutſamen Schritt, obwohl ſie nicht ſäumten, den langen Weg anzufangen.

Hier kehr ich zu dem Punkt zurück, wo deine Zwiſchenbemerkung eintrat. Ich bleibe der Meinung, daß, wenn man im ruſſiſchen Antheil nicht durch eine Umorganiſation einleitet, dort der polniſche Nationalcharakter wahrſcheinlich länger lebt, als bey uns, wenn gleich nicht in harten Kontraſten und Scheidungen gegen die ruſſiſche Nation, da beide von Natur mehrere Berührungspunkte haben

und in Verwandſchaft ſtehn. Eine Nationalabneigung zu den Ruſſen gab es ja ſchon vor der Eroberung, denn die bloß vorübergehende wüſte Volkserbitterung der Polen gegen dieſelben, war — — bloß vorübergehend, ſie that, wie du ſelbſt bemerkſt, der innern Anhänglichkeit an die akquirirende Nation keinen Eintrag. Beide werden auch jetzt noch lange, mehr oder weniger vertraut, durch einander leben und weben, ohne darum in Eine Nation zu verſchmelzen.

Preuſſen indeſſen arbeitet mit Bedacht und Mühe an einer ſolchen Verſchmelzung. — Ich will nur Ein Geſchäft dieſer Abſicht berühren. Der Adel in unſerm Antheil iſt größtentheils der weniger Begüterte. Er muß wünſchen, daß wenigſtens ſeine Nachkommen nicht bloß im preuſſiſchen Militär, ſondern auch im Civil Brod und Ehre erlangen. Zum Zweck des letzten müſſen ſie unſre Sprache, unſre Geſetze, und die mit jedem bedeutenden Geſchäftsfache unmittelbar oder mittelbar zuſammenhängenden Wiſſenſchaften in teutſchen Schulen gründlich ſtudiren. Die Epoche der Schulzeit iſt die

bedeutendſte für die Umformung des National-Karakters, wenn die dabei angeſtellten Lehrer ihre Kunſt verſtehn. Die Wiſſenſchaften erwecken ein freyes Intereſſe für den, der ſie uns lehrt. Aus den Händen der Teutſchen werden die jungen Polen dies Geſchenk empfangen, und es müßte ungeheuer ſeyn, wenn ihnen die würdige und freundliche Gabe nicht auch den gutgeſinnten Geber werth machen ſollte, noch ganz abgeſehn vom bloßen Brodzweck der Studien. Überdies wird das jugendliche Gemüth in mehrern Jahren der Schule, der Univerſität, und ſpäterhin des Geſchäftslebens, an's Teutſchdenken und Teutſchempfinden gewöhnt, da es größtentheils durch das Mittel der teutſchen Sprache denken muß. Endlich wird auch in Geſellſchaft dieſer Geiſtes-Kultur die Betrachtung des ſichern Karakters unſrer Verfaſſung, (in Bezug auf das vorige Polen,) mit reinerm Blick angeſtellt werden, und die Nationalvereinung vollenden und befeſtigen. Man ſtrebt darnach, den Polen zu einem zufriednen Preuſſen zu machen, indem man ihn zugleich verteutſchen will.

II. Wir wollen hoffen, daß es bald gelinge, da es ſo herzlich zu wünſchen iſt. — Doch du biſt mir noch die Auseinanderſetzung deiner Zweifel ſchuldig: ob das vorige Polen blos Nation, oder ob es auch Volk und Staat geweſen? ſo wie die Angabe: was es denn eigentlich durch die gänzliche Zertheilung verlohren oder gewonnen habe?

I. Für jezt blos Andeutungen! Mögen uns einzelne Meinungen dieſes Geſprächs als kurze Themata tieferer Unterſuchung und künftiger Verhandlungen gelten. —

Wenn der Pole auch ſchon vor der Theilung ſeines Landes durch (größtentheils geſchmackvolle und verſtändige) Nachahmung anderer Nationen, beſonders der Franzoſen, einige rohe Ecken ſeines ältern National-Karakters abſchlif; ſo blieb doch der Kern.

Von vielen Seiten war es wirklich nur oberflächliche Politur, wodurch er verändert ſchien. Die leichte Annahme ſolcher Politur, und die Geſchicklichkeit, ſich in angenommenen, feinen und geſchmeidigen, auch kräftigen For-

men ganz natürlich zu geberden, gehört ſelbſt mit zu ſeiner Nationalität.

In wie fern Polen aber ein Volk war, das bleibt die Frage. Als zuſammenwohnende Nation ſollt' es freilich ſchon zur Erhaltung ſeiner Nationalität, (geſchweige ſeines Staats, wenn es Staat war,) ein gleiches Intereſſe nach Auſſen gehabt haben. Wenn es auf äuſſere Unabhängigkeit ankam, mußten Alle für Einen ſtehen! Der Angrif auf die entfernteſte Provinz mußte dem ganzen Lande Krieg ſeyn. Es durfte nicht fehlen an Einrichtungen, die hiezu ſchnelle und kräftige Mittel hergaben, und an lebendigen Gemeinſinn, dieſe zu ergreifen. — Von der bloßen Ohnmacht, welche ſich nicht wehren konnte, iſt nicht die Rede. Die Intereſſeloſigkeit der innern Provinzen beim Schickſal der äuſſern zeigte ſich auch, wo dieſe Ohnmacht nicht zur Entſchuldigung diente, ja die letzte lag oft einzig in der erſten. Was hilft National-Sinn ohne Volks-Sinn? Je zuweilen erwachte dieſer, aber nur in wilden und rohen Ausbrüchen, ohne anhaltende Energie;

und doch ſchien er beinahe mehr Egoismus als Volksſinn, wenn man die nächſte Urſache der Exploſion mit in's Auge faßte.

II. Hat man denn ein teutſches Volk im Ganzen, ſo wie du das Wort nimmſt? —

I. Es giebt eine teutſche Nation, es giebt darin ein preuſſiſches, ein öſtreichiſches Volk, — preuſſiſche, öſtreichiſche und andre Staaten.

II. Polen war alſo nicht einmal ein Volk?

I. Es ſollte eines ſeyn, und es wollte zuletzt eines werden. Doch will ich nicht läugnen, daß es nach dem bloßen trägen Wunſche Aller, und nach der ernſtlichen Theilnahme Weniger, ein Volk genannt werden mag. Man hätte allerdings lieber alle vormaligen Provinzen des Reichs beyſammen behalten, wenn es ohne Mühe und ohne Aufopferung egoiſtiſcher Vortheile von ſelbſt hätte geſchehen wollen. — Aber frage die Geſchichte, welch ein bedeutendes Volk ſonſt bei lebendem Leibe das Schickſal langſamer Verweſung oder Abſterbung einzelner Glieder in der Art betroffen hat, wie Polen im vorigen Jahrhunderte?

II. Du sagst: bei lebendem Leibe, es war aber ein kranker Leib. Oder auch ein kranker Geist, eine Betäubung des Gemüths, wobey man die Wunden der äussern Glieder nicht fühlt, oder nicht achtet.

1. Das ist eben der Grund meines Zweifels: ob Polen ein Staat war? Eine Nation wird nur dann ihre Würde als Volk ganz behaupten, wenn sie zugleich einen Staat ausmacht. Wäre Polen das lezte gewesen, so ging gleich die erste Theilung so ruhig nicht ab. Eine innere Einung, eine enge Verbindung durch gleiche Verfassung und Verwaltung des Reichs, nach festen Grundsätzen und regelmässig geordneter Macht, hätte tiefer und allgemeiner fühlen lassen, daß dem Ganzen ein nothwendiges Glied abgeschnitten werde, wenn auch noch nicht der Kopf, — und hätte kräftige politische Rettungsmittel dagegen in Bereitschaft gehabt: denn zur ernstlichen Anwendung derselben wär' es wahrscheinlich nicht einmal gekommen. Wer hätte das große und reiche Polen, wie es vor dem Jahre 1772 war, ohne große Gefahr seiner eignen Staaten thei-

len wollen, wenn es zugleich Eine Nation, Ein Volk und Ein Staat gewesen wäre? —

II. Freund, du scheinst Staatsverfassung und Staatsverwaltung durcheinander zu nehmen, oder doch von jener zu behaupten, was man, in Bezug auf Polen, nur der letzten zur Last legen kann. Polen hatte allgemeine Gesetze; es hatte ein gesetzgebendes Korps und einen höchsten Gerichtshof; es setzte sich einen König zum Repräsentanten seiner innern und äussern Ganzheit. Verderbniß in der Verwaltung ist noch kein Mangel an Verfassung.

I. In wie fern die Verfassung nicht in Verwaltung übergeht, d. h. wirkend ausgeführt ist, in so fern ist kein wirklicher Staat vorhanden, sondern nur ein gedachter, eingebildeter, projektirter, der todt im todten Buchstaben aufbewahrt wird. Ich leugne gar nicht, daß eine Verfassung an sich gut seyn kann, wenn auch die Verwaltung nichts taugt; nur einen Staat, welcher der Verfassung entspricht, leugne ich dann. Bleib es dahin gestellt: ob Zeit und Ort, ob die Schlauheit der Nachbarn, oder die düstern Köpfe und wirren Gemüther der Ein-

wohner, — ob gar der Karakter der Verfassung selbst, als einer ungeheuern Verknüpfung von Projekten der verschiedensten Zeiten und Kulturstände, oder ob endlich alle diese Dinge vereint die Schuld tragen, wenn eben die Verfassung ihre allgemeine exekutorische Würd' und Kraft verliert; aber wann, wo und so lange dies der Fall ist, halt ich den Staat, als Einung durch die Verfassung, als allgemeinen rechtlichen Zustand, für aufgehoben.

Polen hatte, meiner Meinung nach, nur Zeichen, Andeutungen, oder höchstens die Projektion eines Staats. Einige Fäden zum Gewebe waren gezogen, und viele dieser Grund-Fäden selbst liefen verwirrt. An festmachenden Einschlag, an ein ausgefülltes Stück war noch lange nicht zu denken.

Drey Dinge gehören zu einem wirklichen Staat: Konstitution, Gesetzgebung, Gesetzverwaltung. Die erste bestimmt das rechtliche Wie der Gesetzgebung und Verwaltung, die zweite und dritte thut, was ihr Name sagt. Die erste ist Staatsverfassung, die beiden letzten sind Staats-Verwaltung. —

Aber ſchon die polniſche Konſtitution beſaß keinen allgemeinen und praktiſchen Reſpekt in Hinſicht auf Geſetzgebung und Exekutirung; und eine Menge von Geſetzen bewirkte um ſo weniger einen allgemeinen Zuſtand. Der Konſtitution wie der Geſetzgebung mangelte das oberherrliche Anſehn und die oberherrliche Kraft gegen Unterthanen. Was ſind Reichs-Beſchlüſſe, gegen welche der Unterthan Krieg führt? die nur durch Krieg, und ſelbſt mit Beihülfe eines fremden Volks, exekutirt werden, oder die man umgekehrt durch ſolch eine Beihülfe annullirt, nicht blos für den widerſpenſtigen Theil, der ſich ſodann vom Ganzen abſcheiden mag, ſondern für's ganze Reich. — Es gab ein polniſches Recht, aber nur für zwei gleich ſchwache Parteien im Kleinen.

Alle Fürſten und Herren dieſer Fürſten- und Herren-Republik, (wenn man dieſen Titel des Landes gelten läßt,) ſchienen ihre Köpfe nur darum unter eine einzige Krone zuſammenzuhalten, weil nicht jeder von ihnen eine beſondre tragen konnte.

Von größern Haufen ſchweig' ich, da es ſo allgemein bekannt als wahr iſt, daß die Nation ſich in dieſem ſelbſt mißhandelte, welches nicht einmal bei der Despotie des liefländiſchen Adels geſagt werden kann, denn Herr und Leibeigner ſcheiden ſich dort noch als Nationen.

Für den größten Theil der Polen, (den unterthänigen Bauer,) gab es nicht einmal jene Andeutungen eines Staats, er hatte gar keine Ahnung von einem innern rechtlichen Volkszuſtande. Er kannte kein Vaterland, ſondern nur ein väterliches Dienſt-Haus. Sein Guts-Herr war ſein König! —

II. Im Grunde ſagſt du viel ſchon Geſagtes, nur in einer andern Folge, und mit etwas andern Ausdrücken. Mann nannte Polen einen Staat, aber einen zerrütteten.

1. Ein zerrütteter Staat iſt gar keiner, eben wie eine zerrüttete Geſundheit. Sollt' ich in dem Bilde eines Menſchen die nothwendigen Eigenſchaften eines vollendeten Reichs angeben, ſo würd' ich ſagen, es ſey in Geiſt und Herz harmoniſch, (eine Nation,) ſey in allen Gliedern geſund, (ein Staat,) ſey kraftvoll,

und so bereit als geschickt, äussere Arbeit zu übernehmen, (ein Volk!)

II. Nehmen wir's so genau, so dürfte es auch in Europa wenig vollendete Reiche geben.

I. Vieles ist in der Bildung, — im Reparirен oder in der Kur begriffen. Ein Theil, weil es ihm an National-Einheit, ein andrer, weil es ihm an Volks-Einheit mangelt, und ein dritter, weil er keine Staats-Einheit besitzt. — Es giebt indeß Grade der Krankheit, (wenn auch nicht der Gesundheit,) und die ältere Weltgeschichte, so wie die Geschichte unsrer Tage, zeigt uns auch ganz gesunde Korporationen oder Reiche, ob wohl die Perioden ihrer Gesundheit verhältnismässig nur kurz waren.

II. Wie soll es denn gerade dem vorigen Polen zu besonderm Vorwurf gereichen, daß es eine kranke politische Korporation war?

I. Es soll ihm eben nicht zu besonderm Vorwurf gereichen. Die spätere Generation übernahm seit langer Zeit immer schon die Verwirrungen oder Krankheiten der frühern. Einzelne bedeutende Glieder erbten mit dieser Verwirrung bedeutende Vortheile, die sie für ewi-

ge Rechte anfahn, und ſo war eine Reguli-
rung von Innen ohne einen Nationalkrieg bei-
nahe unmöglich. Aber bis dahin war denn
doch einmal die Krankheit oder die Zerrüttung
gekommen, und dies machte denn doch einen
Unterſchied zwiſchen dem polniſchen und vielen
andern, auch unvollkommenen Reichen in Eu-
ropa, wenn man noch hinzudenkt, daß in Po-
len dieſer Unzuſtand oder Paroxismus anhal-
tend wurde.

II. Wie würdeſt du dann das vorige Po-
len als ein Ganzes beſchreiben?

I. Es war eine zuſammenwohnende Na-
tion, beſtehend aus einer Menge kleiner Für-
ſtenthümer und Herrſchaften, die theils durch
Nationalität, theils durch einen Bund, der all-
gemeine Staatsverfaſſung ſeyn ſollte, und doch
nur die ſchwache Kraft eines Völkertraktats
hatte, ſcheinbar vereint. In gewiſſer Tendenz
galten die Bundesrepräſentanten (deren Vor-
ſitzer der König war) als Staatsrepräſentan-
ten, und doch fehlte ihnen die ruhige und civi-
le Macht, ihre Beſchlüſſe als Staatsbeſchlüſſe
zu exekutiren. Nur bey dem ſchwächern Theil

der Widerſpenſtigen hatten die Exekutionsmittel das Anſehn der Strafe, oder auch des polizeilichen und gerichtlichen Zwanges. Bey dem ſtärkern mußten ſie Krieg werden.

II. Nun, ſo ſcheint mir Polen doch in ähnlicher Art eine Republik geweſen zu ſeyn, wie man das Germaniſche Reich ſo nennen könnte, — und ein Königreich, wie dieſes ein Kaiſerthum.

I. Ich laſſe die Ähnlichkeit dahingeſtellt. Aber es liegt gewiß in andern Dingen, als in der bloßen Korporationsweiſe dieſes gemiſchten und ſo ſehr zuſammengeſetzten Reichs, wenn es im Großen noch Selbſtſtändigkeit behauptet. Es liegt in der helleren Politik der mächtigſten Fürſten deſſelben, in ihrem Machtvermögen und Anſehn auch außer dem germaniſchen Bunde, und in der Aufklärung und geſetzmäßigen Freiheit ihrer Unterthanen.

II. Das Alles ſcheint nun ſagen zu wollen: Durch die gänzliche Zerſchneidung Polens, als Land und Leute Einer Nation, ſey kein Volk, auch kein Staat anullirt worden. Man habe ſich in ein politiſches Chaos ge-

theilt, um es an ſchon fertige politiſche Welten harmoniſch anzubilden.

I. Und wenn es dies ſagen wollte?

II. Polen war aber gerade im ernſtlichen Werk, ſich ſelbſt umzuſchaffen. — Die Nation, oder doch der beſſere und größere Theil, wollte ſich eben zu einem feſten Staat, und dann auch zu einem würdigen Volk machen.

I. Dieſe Frage ſprich du zum Schickſal. Der kurzſichtige Menſch könnte antworten: „es wäre wahrſcheinlich nicht gelungen.“ — Übrigens lieben wir beide, als Teutſche, die teutſche Nation im Weſentlichen zu ſehr, und achten ſie als eine eigne große Form, in welcher die Menſchheit miterſcheinen wollte, und die auch die unſre iſt, zu hoch, als daß wir die Bekümmerniß des Polen über den mittelbaren Verluſt ſeiner Nationalität nicht gerecht finden ſollten. In Hinſicht auf die Zukunft hat er dieſe wahrſcheinlich verlohren, und nach der gänzlichen Theilung ſeines Landes und aller Nationalkräfte, ſcheint es durchaus unmöglich, daß dieſe Form, mit Beybehaltung ihrer we-

sentlichen Eigenheit sich jetzt noch ausbilden und kräftigen könne, um wenigstens nicht eher vom Schauplatz der Welt abzutreten, als bis unsterbliche Abdrücke von ihr in vollendeten Geisteswerken die Menschheit überhaupt mit einem würdigen Vermächtniß segnen. Die Unsterblichkeit einer Nation bloß in den Sälen der Geschichte ist gegen solche lebendige Abdrücke eine Mumien-Unsterblichkeit. In der Geschichte wird überhaupt mehr das Bild eines Volks und Staats, als einer Nation aufgestellt.

Hierüber, sag ich, muß uns als Menschen, die auch in der Form einer uns lieben und werthen Nation erscheinen, die Trauer des Polen heilig seyn.

II. Sie ist uns heilig, und soll uns ein Gegenstand verständiger und gerechter Schonung bleiben. Überdies gab es auch im vorigen Polen ächt patriotische Gemüther, die für das hohe Bild einer bessern innern und äußern politischen Vereinung viel Gutes wollten, sprachen, versuchten, und manches Privatglück aufopferten. Sie kamen aber zu spät, sie kamen

zur unrechten Zeit. — Die innere verjährte Krankheit fand kein heilsames Frühlingswetter zu gründlicher und natürlicher Kur. Die politische Witterung in Europa war dieser abhold. Oder wär' es auch Nemesis allein gewesen, die furchtbare Gerechtigkeit des Schicksals, die durch den Untergang übermüthiger Verwirrungen den Übermuth strafen wollte; in beiden Fällen stehen wir vor einer großen Scene, der unser Herz tragisch huldigen muß.

Ich mag dich nun nicht erst fragen: was der Pole durch die gänzliche Theilung seines Landes gewonnen habe. Nach deinem Urtheil gewinnt er den Mitcharakter eines Volks und eines Staats, indem er fremden Völkern und Staaten einverleibt worden.

L. Das würd ich antworten. Und jetzt (würd ich zusetzen) resignir' er mit Weisheit auf Alles, was harte Punkte des Kontrastes geben muß. Dann wird die Annäherung zwischen ihm und dem Teutschen, oder die innere Verbürgerung seine geistigen Kräfte zu einer frühern und edeln Kultur als Mensch überhaupt befördern, wenn gleich in der Form ei-

ner fremden Nation. Die ſchönen und reichen Geiſtestalente des Polen würden noch herrliche Früchte tragen in dem kultivirten Boden unſrer Nationalität, wenn man ſich nur erſt ruhig überzeugen wird, daß ſie auf dem mütterlichen Erdreiche nicht mehr gedeihen können.

Was der gröſsere Haufe gewonnen hat, liegt jetzt ſchon klar genug vor Augen, und wird von ihm ſelbſt dankbar empfunden. Nur muß man nicht bei dem gröſsern Haufen blos in oder um Warſchau nachfragen. Der reichbezahlte Tagelöhner und Domeſtik, der Handwerker und Kaufmann, müſſen hier allerdings an Erwerb, und ſelbſt an nothdürftigen Auskommen ſehr viel einbüßen. Aus einer verſchwenderiſchen Reſidenz iſt eine ſparſame Provinzialſtadt geworden. —

II. Hälſt du dein Urtheil über das vorige Polen für ſo gerecht, daß du es aufſchreiben, und mehreren Augen unbefangen vorlegen möchteſt?

I. Ich beſcheide mich, daß meine Meinung nur eine der verſchiednen Anſichten dieſes Gegenſtandes ſey. Ich werde ſie aufſchreiben!

Möge man ſie prüfen, möge man ihre (gewiß abſichtloſe) Falſchheit darthun, möge man mehrſeitige Anſichten nebenſtellen. Die Sache iſt einer vielſeitigen und prüfenden Betrachtung nicht unwerth. Vielleicht daß ich ſolche veranlaſſe. Meine Meinung iſt ja, wie du ſchon früher bemerkteſt, im Reſultat genommen, die Meinung Vieler.

XII.

Phantaſien.

Von einem jezt unglücklichen Freunde.

Phantaſien über eine Uhr.

1.

Schnell und langſam ſchwingen ſich die Räder;
Wunderbar durchlaufen und durchwandeln
Sich des Triebwerks mannigfalt'ge Glieder,
Allbewegt von tief verborgner Kraft:
Groß' und Kleines dreht ſich durch einander,
Ein Tumult dem unerfahrnen Seher. —
Rauſchend, klingend greifen Stift' in Stifte,
Gleich als wollte ſich die kleine Kunſtwelt
Selbſt zerſtören im erregten Innern:
Dennoch wirkt das Ganze Harmonie!
Und der Zeiger an der hellen Scheibe
Wandelt ruhig ſeinen Schatten-Gang,
Zählet gleichgemeſſen Stund' auf Stunde;
Während unter ihm des Perpendikels
Reger Puls uniſono ertönt.

O Bild des Menſchenlebens und des Schickſals,
Du ſchauerliches und troſtreiches Bild!
Ein ſtetes Toben, Hin- und Gegen-Streben,
Ein Durcheinandergreifen, Treiben, Drehen
Von klein- und großen Dingen, Rädern, Zacken
Der mannigfaltigen Naturen, Kräfte, Triebe
Und Wünſche! ja, auch dich bewegt verborgen
Die mächt'ge Feder, die wir Weltgeiſt nennen.
Der Menſchheit Schickſal geht in großer Ruhe
Auf der Geſchichte hellem Zifferblatt,
Harmoniſch meſſend des Geſchlechtes Bildung:
Indeſſen ſchlägt uniſono der Pendul
Des Lebens und des Todes hin und wieder!
Auch du im Ganzen biſt ein hohes Werk
Der kühnen Harmonie, und führſt zur Harmonie!

2.

Zu langſam rückte mir der Zeiger,
Zu lange dauerte die Pauſe
Des Glockenſchlags,
Als ich noch Knabe war! — —
Hinaus in's freie Leben ſehnte ſich
Mein reger Sinn! und bange ward der Bruſt
Beim ſtillen Horchen auf das immer gleiche
Und monotoniſche Bewegen
Des Penduls an der alten Bilderwand.
Ein Seegefechte war daran gemalt.
Die Wimpel flatterten, die Segel ſchwollen,
Der Dampf des Blitzes, den ich donnern hörte,
Stieg auf zum Himmel, und die Wogen brauſten!
Und über dieſem mächtig-wilden Kampf
Schien mir der Pendul fürchterlich gelaſſen
Und kalt und ohne Seele hinzuſchweben!
Hinaus ins freie, vielgeſtaltete,
Vieltönige und viel-bewegte Leben
Rang Phantaſie, und Herz und reger Sinn!

Ein Admiral in jenem Kampf, ein König
Im Wogen eines völkerreichen Landes,
Das war der Wunſch des traumerhitzten Geiſtes!
„Ach wär die Zeit nur da, du wäreſt Mann,
„Und Bildung fände ſich mit Kraft und Stärke!
„Zu langſam geht die Uhr, der Pendul iſt
„Ein müder Greis, der hin und her ſchon ſchwankt, —
„Der Zeiger oben iſt ein Sterbender,
„Der gerne noch auf dieſer Welt verweilte!

Gereift zum Jüngling, und erwacht zum Jüngling,
Begrenzte ſich der Geiſt in ſeinem Wünſchen
Und ſeinem Hoffen! Alles zu umfaſſen,
Fand er das mannigfalt'ge All zu groß!
Doch, wenn im Umfang nicht, ſo in der Strecke
In einer Linie der Unendlichkeit
Lebendig hinzuwirken, war ſein Trieb,
Ein raſtlos kühner Trieb! — Da kam die Liebe,

Und ſchuf Unendlichkeit in einen kleinen Raum,
In eine kleine Zeit! — Stieg dann der Morgen auf,
So fiel kein Blick auf das verſchmähte Bild
Der wilden Schlacht; doch ach, der Zeiger ging
Auch jetzt dem Hoffenden zu langſam, dem
Ein heißgeliebtes Blüthen-ſchönes Mädchen
Sich auf der Abendſtunde ſtille Schatten
Voll Zärtlichkeit und Treu verſprochen hatte.
Und kam der müſſige Nachmittag, dann
Ging träger noch die immer träge Uhr!
Das Herz ſchlug raſcher, doch dem alten Pendul
Bewegte ſich der abgelebte Puls
Langſamer von Sekunde zu Sekunde.
Endlich nahte ſich die Stunde,
Und der lange träge Tag
Neigte ſeine Himmelsſterne,
Sich zu hüllen in der Dämmrung Schleier,
Und auf's goldne Strahlen-Auge
Sank der Abendröthe Wimper!
Ich eilte zum Orte der Minne
Mit Wonne-klopfendem Herzen.

Ich eilte der ſeligen Stunde voran.
Und der Mücken Summen
In dem Abendſtrahl,
Und der Quelle Rieſeln,
Und der Nachtigallen
Flattern in den Zweigen,
Und im Mondenſchimmer
Manche Lichtgeſtalten
Täuſchten mich, und ließen hin und wieder
Im Gebüſch mich irren, ſpähend, lauſchend
Auf des Mädchens leiſeſte Bewegung,
Ihre Tritte, des Gewandes Rauſchen,
Auf das Schimmern ihres Lilienkleides
In dem Schatten; auf ein leiſes Zeichen
Einen ſchalkhaft abgebrochnen Laut.

Und wenn mir jetzt die Blumen und die Halme
Zulispelten: wir fühlen es, nicht ferne,
Da küſſen unſre Brüder ſchon die Füſſe
Des ſüſſen Mädchens, wallen um die Schritte
Der Nahenden, und gleiten um ihr Knie;
Dann war's die Zeit, die, ach, den muntern
Gang
Des Mädchens hemmte, und im Uhren-Gleich-
takt

Die Tritte feſſelte der Heißerſehnten.
Denn auch den Sehnenden,
Bey ungewiſſen Pfaden,
Hielt feſt ſie auf der Stelle.
Aber wenn nun
Am Roſengebüſch
Die weißverſchleierte Geſtalt ſich zeigte;
Ha, wie flog ich,
Und mit mir die Zeit,
Dahin in die freudezitternden Arme,
Und Seligkeit
Verſchlang uns Beide.
Wann ſpät der Mond die Atmoſphäre
Dem höhern Lichte räumte,
Wie bat ihn da mein Herz
Zuweilen noch am Himmel,
Noch länger mir zu gönnen
Das holde Angeſicht, die ſüſſe Lippe
Des trauten Mädchens, dem ſchon bänger
ward.
Mir war, als müßt er fühlen
Die Wünſche meiner Seele;
Doch ach, er weilte nicht. Jetzt übereilte
Sich Glockenſchlag und Mond und Pendul, der

Durchs ofne Fenſter in den Garten tönte,
Und immer ſchneller ging, wie ſich der Morgen
nahte.
Doch, wenn du jetzt entwicheſt,
Du Sonne für den Tag der Liebenden,
Den wir in liebeleeren Zeiten Nacht
Zu nennen pflegen, doch erloſch mein Zorn
Im langen Scheidekuß, im ſüſſen Schmerze
Des Wonn-Adees. Ein guter Tag ward
herzlich
Gewünſcht beym Anbeginn der Morgendämm-
rung,
Und ſolch ein Wunſch bringt einen guten Tag.
Vermählt darauf mit leichtem Schlummer,
Schwang ſich der frohe Geiſt ins Feenland
Holdſelger Träume. Bald erblickt' ich mich
Als König, einen Herzvertrauten Vater
Des guten Volks, und Segenswünſche
tönten
Auf mich und ſie, der eine Krone ich
Zu ſchenken wünſchte, wenn es fröhlich
machte.
Doch fröhlich macht' es, denn man ſegnete
In ihr des Volkes beiſpielreiche Mutter.

Bald ſah ich mich am reichen Erndtetage,
Ein froher Landmann, heim vom Felde kehren;
Das treue Weib, die muntern Kinder grüßten
Mich vor der grünbeſtreuten niedern Schwelle
Des Weinumrankten reinlichnetten Häuschens.
Der Erde Segen füllte Hof und Scheune,
Des Himmels Vorgefühl bewohnte Bruſt und Haus.

In dieſen Träumen, wachend und im Schlaf,
Schwand mir das raſche Jünglingsleben hin,
Und ach, ich ward ein Mann.

Gar anders iſt dem Manne jetzt zu Sinn.
Was leicht der Hofnung bunter Fittig trägt,
Was goldne Träume leicht in Sonnengold
Verwandeln, ach das liegt, ein dumpfes Blei,
Im Wege jetzt, da Traum und Hofnung ſchwanden.
Die Göttin ſchied, der Menſch blieb arm zurück.
Einſam lieg ich jetzt auf meinem Lager,
Überdenkend die verlohrnen Tage,
Die in Wunſch und Hofnung ich verträumt.
Ernſter mahnen mich die bangen Takte

Meiner Uhr an die entflohne Jugend,
Und mit grauſer Kälte zählen ſie
Mir die Menge der Momente zu,
Die unhaltbar mich vorüberſtrömen,
Bis ſie bald für mich verronnen ſind.
„Vernimm ihn außer dir den Puls, der in dir nagt!“
Stöhnt mir der Pendul zu.
„Geh ich dir noch zu langſam?“ ſpricht der Weiſer,
„O wiſſe, daß ich auf dem Wege hin,
„Worauf den Punkt ich ſicher treffen werde,
„Der einſt Minute deines Sterbens heißt.“
Es rücket der Weiſer
Von Stunde zu Stunde,
Und mit ihm eilet
Der Morgen zum Mittag,
Der Mittag zum Abend,
Der Abend zur Nacht,
Die Tage zu Tagen,
Zu Wochen, zu Monden,
Und alſo ſtürzet
Mit ſeinen Wellen
Der Strom der Jahre

Über der Ewigkeit
Weltentreibendes Rad.
Umſonſt, umſonſt, o Menſch,
Greifeſt du mit des Wunſches kühner Hand
In die Speichen des Rades!
Es reißt die Hand mit fort,
Und ſchleudert dich in den fallenden Strom,
Und dein Gebild muß mit hinab in die Tiefe.
Grauſend rebet der Zeiger!
Grauſend des Penduls Takt!
Nicht mehr verach't' ich ihre Langſamkeit,
Mich ſchaudert vor ihrem ſichern Gang:
Denn auch ihr Schattenſchritt,
Er führt, er treibt, er kommt zum Ende.
Felſen verſäuſeln
Im ewigen Lufthauch,
Der da wehet von Anbeginn!
Meere trocknen!
Länder verſinken!
Wird nicht auch löſchen das Feuer
Des allerwärmenden Lichts,
Und ſtürzen das All in Nacht und Graus?
Neben der Leich' im Sarge
Tönt und ſchlägt noch die Uhr,

Die einſt dem Lebenden tönt' und ſchlug;
Und über den Gräbern des Kirchhofs
Schallet der Glockenſchlag vom Thurm,
Und zählt die Stunden der Ruhe,
Als ſchliefen Lebendige hier,
Die wieder erwachen ſollten
Zu ihrer Zeit.

Was aber wird tönen
Und weckend rufen
Über dem wüſten Grabe des All,
Wenn auch die Uhr der Welt zerbrochen
liegt? —
Es regt ſich kein Laut durch die ewige Stille,
Es thut kein Ohr ſich auf,
Um ſelbſt die Stille zu vernehmen.

„O Gedanke, öd' und bilderlos,
„Frage, die ſich ſelber nicht verſteht,
„Iſt Zerſtörung nicht ein Lebensgang?
„Giebts ein Sterben in der weiten Schöpfung,
„Das zugleich nicht ein Gebähren iſt?
„Giebts ein Grab, das träge nur verſchlingt,
„Das nicht wiedergiebt, was es empfangen,
„Neugebornes, — wie ein Mutterleib?

„Das Leben geht umher, und ſäet Tod und Leben
„Zu neuem Leben aus.“

Doch ach, wer wird ſie ſchaun,
Die neuen Geburten?
Bin ich ein Todter geſäet,
So geh ich auf
In fremden Lebensgeſtalten.
Es grüne die Linde
über des Jünglings Gruft,
Es blühe ſchön die Blume
über dem Staube des Mädchens,
Und beider Düfte
Mögen ſich hold begegnen
In der Frühlingsluft;
Wer von beiden
Fühlt die Berührung
Als einen Kuß,
Wie einſt der Geliebte
Ihn gab der Geliebten,
In Frühlingen, die vergangen ſind,
Wenige Monden vorher,
Eh ſie verſcharrt wurden
An dieſer Stätte.

Sieh, es wandelt der Zeiger
Immer denſelben Gang in die Runde,
Und zeiget in kurzem wieder
Auf die nämliche Zahl;
Aber die Zeit iſt eine andre worden,
Die gleichgenannte Stunde
Iſt eine fremde.
Sie war noch nimmer,
Und ihre Ältern hat ſie nicht gekannt,
Und leben wird ſie nicht mit ihren Kindern.

„Biſt nicht du ein andrer, oft erſchienen
„In des Lebens Stunden, Tagen, Jahren,
„Dennoch wiſſend, daß du Einer biſt?
„Du beklagſt die raſche Flucht der Zeiten
„Und des Alters eilende Verwandlung,
„Sprich, wer iſt es, der ſie fliehen ſieht,
„Was in dir beklagt der Dinge Wechſel?
„Nicht die Jugend, denn ſie iſt dahin;
„Nicht das Alter, denn es nahet erſt.

„Von welchem Punkte miſſeſt du die Flucht?
„Nur vom Beharrlichen gilt ein Betracht
„Des Unbeſtändigen?

„Es iſt ein Sinn und Geiſt in deinem Buſen,
„Den jene Fluth der Dinge nicht bewegt,
„Und der beharrt, indeß die Zeit entflieht.
„Er ſchaut ſie fliehn von des Beharrens Punkt.
„An dieſen Sinn und Geiſt behalte Glauben,
„Ihm bilde an, was einer Ewigkeit
„Nicht unwerth iſt.
„Verwandeln Erde dann und Himmel ſich,
„Du bleibſt in der Verwandlung ſtets derſelbe,
„Und dennoch immer ſchreitend zu dem Beſſern,
„Wie in der Jugend einſt und jetzt im Mannesalter.
„Denn was beharrlich iſt in deinem innern Weſen,
„War niemals jünger, kann nie älter werden.
„Und ob der Tod auch ſeine Stunde hat,
„Wie nicht die Jugend und das Mannesalter,
„Die ohne Scheidung in einander fließen,
„So hat Einſchlafen und Erwachen doch
„Auch ſeine Stunde; jenes geht vorüber,
„Und nach der Nacht erwartet dich die Sonne.
„Arbeite weil es Tag iſt, und verſchwende
„Die goldnen Stunden nicht an eitle Sorge,
„Ob auch die Nacht zu früh dir kommen möchte? —

» Und kömmt ſie dann; du haſt dein Werk gefördert,
» So lang du ſehen konnteſt! Der Gedanke
» Begleite dich in deine Ruhe-Kammer —
» Zufrieden ſchläfſt du unter Bildern ein:
» Was aus dem Werke morgen werden ſoll!
» So ſchaue du getroſt dem Tod entgegen,
» Und kümmre dich nicht um des Lebens Flucht,
» Noch um den Punkt des Zeigers an der Uhr,
» Der einſt Sekunde deines Sterbens heißt!
» Der Zeiger trift den Punkt; es tönt die Glocke,
» Dich rührt die Spitze des Verwandlungs-Stabes;
» Und klingend löſet ſich des Geiſtes goldner Funke
» Von todter Schlacke, die zu Boden ſinkt.

Entſtehen der lebenden Weſen.

P h a n t a ſ i e.

Entfeſſelt von der Gegenw art Gebilden,
Von den Geſtalten, drin des Lebens Odem
So mannigfaltig jetzo ſich bewegt,
Schwang ſich empor die kühne Phantaſie
Entflammten Blicks in jene Zauberſphäre,
Wo Leben erſt ſich mit Geſtalt vermählt.
Des Anfangs grauer Schleier flog empor,
Und frei ſah ich der Lebenden Entſtehn.
Vor meinem feſſelloſen Auge lag
Der weiten Erde Kreis, Gebirg und Thal
Und Flur und Wald in ſchöner Wechſel-Folge,
Mit Gras und Laub und Blüthen angethan,
Geheimnißvoll von Nachtes-Hell umdämmert.
Doch ſchauerte mich dieſe Schönheit an,
Ein kalter Schauplatz myſtiſcher Symbole.
In Feld und Wald, auf Bergen, in der Luft
Nicht eines Lebens leiſer Ton noch Spur.
Nur dumpfes Rauſchen fallender Gewäſſer
Durchdrang die weite, todte Einſamkeit.

Des Baumes Äſte ſtarrten ſteif und ſtumm,
Die Blumen ſchimmerten, doch ohne Duft;
Das Ganze ſchien ein prächt'ger Leichenſchmuck.
Da tönt's vom Himmel wie ein leiſes Flüſtern,
Es regen ſich die dämmernden Gewölke; —
Hernieder haucht ein warmer Lebens-Odem,
Durchwebt von Strahlen eines hellern Lichtes.
Es küßt der Bäume Wipfel; klingend ſteigen
Die Blüthen aufwärts, breiten ihre Blättchen,
Und werden ſingend Vögel! — Tiefer geht
Und ſtärker jetzt der kräft'ge Lebens-Strom
Durch Wald und Thal und in die Felſenhöhlen.
Die Erde ſchwankt, ein dumpfes Echo tönt,
Und theilet ſich in mannigfalt'ge Stimmen.
Geſtalten drängen ſich aus allen Schatten,
Das Haupt erhoben in die Lebensluft.
Sie ſchütteln fröhlich ab den Staub der Erde,
Erzeugt vom Boden, jetzt vom Boden frey!
Im neuen Licht, der Morgendämmrung ähnlich,
Prüft Löw', und Hirſch, und Lämmer auf der Flur,
Und dort der Adler auf der Felſenſpitze,
Des Lebens Kraft, des erſten Athems Stärke,
In neugebornen Gliedern wunderbar.

Doch einzeln irrt ein jedes ſeinen Weg,
Noch in ſich ſelbſt entzückt, mit eignem Daſeyn,
Mit eigener Natur bekannt ſich machend.
Plötzlich durchglänzet den Äther ein höheres Licht, die Gewölke
Eilen zum Horizont, umkränzend die heilige Leuchtung,
Die in Mitte des Himmels, als wäre die Bläue geöfnet,
Milde ſtrahlend hervortritt. Wälder verneigen die Stirne,
Unbewegt von dem Lufthauch. Stürzen noch wollten die Waſſer,
Aber es bebt der Fels, und mit abgebrochenem Bogen
Starren ſie hoch in der Luft. Die Strahlen des heiligen Glanzes
Faſſen die Formen der Welt gewaltiger an, als der Luftſtrom.
Selber das neue Leben verſtummt, ergriffen von Schauer,
Flügel ſenken ſich nieder, und Kniee berühren den Boden,
Abgewandt von dem Licht, dem göttlichen, neigen die Thiere

Ihr beklommenes Haupt; doch ſchlägt ihr Herz nicht beklommen.
Himmliſches Licht, du Glanz von Lilien, mildere Sonne,
Silberhell, wie der Mond; du Sonne, durchſchmolzen mit Äther,
Heilige Leuchtung, du anbetungswürdig und lieblich —
— Aber es zucket ein Blitz herab! — ich höre den Donner! —
Höre den Wiederhall! — In ihm unterſcheid ich die Worte:
„Hauch giebt Regung, und Strahl giebt helle Beſinnung; es werde
„Lebendes Wort aus Hauch und Strahl in höchſter Vereinung,
„Werde das irdiſche Himmelskind!“
Das Dunkel dort, wohin der Strahl getroffen,
Auf jenes Berges Höhe, klärt ſich auf.
Welch ein Gebild! ich ſehe mich im Spiegel;
Doch iſts kein Spiegel; — Bruder ſollt ich rufen.
Ich rufe nicht, denn ernſt und denkend ſchaut
Der ofne Blick, der mit ihm ſelber ſpricht.
Ein Mann mit hoher Stirne, hoher Bruſt,

Das Aug' umſchwebt vom Abglanz jenes
Lichtes,
Er kömmt herab den ungebahnten Weg,
Und bricht die Bahn mit ſeinem kräftgen
Tritt.
Er ſchaut umher, noch ſtarrt der Waſſerfall,
Noch bebt der Fels, noch iſt der Baum ge-
neiget,
Noch ruhn gesenkt des Adlers Fittige,
Doch lauſcht empor der Thiere frommes
Auge.
Vernehmt den erſten Geſang der Men-
ſchenſeele,
Wie ich ihn hörte mit menſchlichem Ohr,
Und menſchlich gedeutet, ihn wieder ver-
künden will.

Iſt dies die Erde,
Von der ich träumte?
Iſt jenes der Himmel,
Worin ich träumte?
Ich kannte den Glanz, der mich erfaßte,
Und niederwarf in die neue Luft.
Ich bin hier fremde,
Doch nicht in der Fremde,
Ich denke der Stimme

Des himmliſchen Traumes:
» Erwachen ſollſt du in irdiſcher Anmuth,
» Immer dich ſehnen nach himmliſcher Freyheit. «

Ich fühle, mir liegt
Die Erd' am Herzen;
Ich fühle, mir liegt
Der Himmel am Herzen;
Vom Himmel bin ich zur Erde geſandt,
Hier ſoll ich erwachen zum Wachen im Vaterland.

Und wie das Lied aus ſeinen Blicken ſtrahlt,
Von ſeiner Lippe tönt, entſchwimmt die Leuchtung
Des überirdſchen Lichtes; Morgenroth
Im Nahn zum Sonnenaufgang ſteht am Oſten.
Und was lebendig iſt, erhebt das Haupt,
Erhebet Knie und Fittig, horcht empor.

Im Zweifel noch bleibt ſtarr der Waſſerfall,
Und ſelbſt der Laut in allem Lebensweſen
Er bleibt verſtummt, den Ausgang ſtill erwartend.

In irdiſcher Geſtalt, in ſeinen Gliedern
Geformt von Erd in Erdenfarben, iſt
Ein Himmelsgeiſt zur Erd hinabgeſendet;
Er ſchaut ſo ernſt, und doch ſo freundlich gut,
Sie wiſſen nicht, wie ſie ihm huldgen ſollen.
Er naht den Bäumen, und berühret ſie;
Es beugt der Baum die bunte Frucht hernieder,
Sie wird gekoſtet, und mit Dank belohnt. —
Die Vögel in den Wipfeln ſingt er an;
Ihr Fittig ſchlägt ins Laub, die Kehle tönt,
Doch ſchüchtern nur, in abgebrochnen Lauten.
Er naht dem Löwen, ſieht das dumpfe Auge,
Berührt die Lockenvolle Stirn, und fühlt
In Stirn und Nacken milde Lebensglut.
Das dunkle Auge ſchmeichelt in das ſeine,
Die rauhe Zunge ſchmeichelt ſeinem Fuß.
Er ſpricht ihn an mit einer Himmelsfrage;
Der Löwe brüllet ſanft, und ſchmiegt ſich tiefer. —
Mit wildem Auge, wie entzückt vom Laute
Des Löwen kömmt die herrliche Geſtalt,
Als wäre ſie Deſpot im Erden-All,
Hinab ins Thal, und Halm und Zweig' zerbrechen,
Wie ſie der irre Finger wild ergreift.

Was hat, o Himmels-Sohn, dich ſo entrüſtet?
Du weißt es kaum, daß du ein andrer biſt!
Du biſt ein andrer in der Leibes-Form! —
Das Himmliſche, vermählt mit Irdiſchem,
Kann noch das Irdiſche nicht liebgewinnen,
Hat es nicht ſelbſt ein Irdiſches erzeugt,
Worin der Himmel ihm aus ſchöner Form
Entgegenlacht. — Dich ſoll ein Geiſt und Leib,
Vermählt in ſüßem Frieden, hier begrüſſen.
Vergebens wehet Halm und Laub und Blume,
Vergebens regen ſich die Boden-freyen
Geſtalten, dir zu dienen! — Du begehrſt,
Du ſehneſt dich nach deiner Himmels-Hälfte;
Es fehlet dir in dieſer Geiſtestheilung
Die Harmonie des Herzens mit dem Herzen;
Du biſt die Kraft, wo ſollſt du Liebe finden?

Und es glänzen vom Hügel die geiſtreich strahlenden Augen
Reifender Trauben, — ſie blicken mit Morgenduft wie umſchleiert,
Zärtlich verlangend hervor. Er grüſſet die geiſtreichen Augen,
An den Hügel gelehnt, und ſchaut ſie mit freundlichem Ernſt an.

Als die küſſende Lippe ſie anregt, zucket ein blauer
Strahl ihm entgegen, und ſieh, die Stirne ſenkt ſich zum Schlummer.
Und den Schlummernden grüßen holde Träume.
Jetzo ſieht er im Traum das Bild der Sonne,
Wie es ihn anſtrahlt durch die grünen Schatten.
Milde Lüfte voll Nachtigallen-Töne
Und ein Schluchzen der Bäche ſchmeichelt linde
Um die Sinne, den Buſen, in die Seele. —
Tauſend liebliche Farbenſpiel' umgaukeln
Erd' und Himmel, Gebirge, Hain' und Fluren,
Und es löſet ſich auf ſein eignes Weſen,
Wie zerſchmolzen in alle dieſe Wonne.
Jetzo ſchaut er, in Schimmer ſich gehüllet,
In dem Schimmer ſchwebet ein zartes Wölkchen,
Roſig dämmernd, und duftend, wie die Lilie,
Schmiegt ſich um ihn, und ruht an ſeinem Buſen,
Und er will es umarmen, ſieh, da gehet —
— Aus dem Wölkchen? oder aus ſeinem Buſen?

Aus Umfangung der beiden geht ein Weſen,
Eine Geſtalt, ihm ähnlich, aber zarter,
Gehet hervor, von Blumenſaft und Mondlicht
In die holdeſte Harmonie verwoben.
Doch die Augen und Lippen ſind geſchloſſen,
Über dem Buſen ruhn die zarten Hände,
Nur die Locken bewegen ſich im Zephir. —

Holdes Gebild, du ſchläfſt in deinem Wölkchen,
Hingegoſſen auf ſeine Roſenlüfte: — —
Und des Träumenden Herz erbebt und glühet.

Jetzo nahet herab vom blauen Himmel
Jenes lilienfarbne Licht von neuem,
Jene ſchaffende, geiſtervolle Leuchtung. —
Nieder kömmt ſie, aber das Roſenwölkchen,
Mit der Geſtalt, die drinnen ſchlummert, ſteiget,
Angezogen von einem Silberſtrahle,
Ihr entgegen. Wie Harfen-Ton und Flöte,
Alſo klingt die Berührung; in dem Klange
Hört der Träumende überirdiſche Worte:
„Zweiter Himmels-Funke zu Einer Flamme
„Droben vereint geſchaffen, geh zur Erde,
„Und begrüſſe den Gatten, dem du einſt.

„Seid geſchieden in Form, vereint in Liebe,
„Seid einander auf Erden — Pfand des Himmels.“
Während das Lied erklingt, — durchfließt die weiſſe
Himmelsſtrahlung die roſenfarbne Wolke, —
Und die holde Geſtalt erwacht, der Buſen
Regt ſich ſchwellend, es öfnen ſich die Arme,
Und die Linke berührt das Herzens Stelle.
Die geſchloſſenen Augenlieder heben
Schnell ſich empor, ein neuer Himmel blicket
Nach dem Himmel! Das heil'ge Licht verſchwindet,
In die herrliche Bildung eingefloſſen.
Aber Spuren des Lichtes ſchweben dämmernd
Um die Stirne, die Locken, — — ſo ſteigt ſie nieder,
Schauet ſinnig umher, erblickt den Jüngling,
Lächelt, öfnet die Lippen, —
Und der Träumende fliegt mit pochender Bruſt aus dem Schlafe!
Sieh, da hält er im Arm Himmel und Erde zugleich!

Und als der erſte Kuß des erſten Jünglings
Des erſten Mädchens Lippe kühn berührt,
Da ſteigt aus Morgenroth die erſte Sonne,
Und ſcheinet mild in ihren erſten Kuß! —
So ward der erſte Tag durch Kuß und Sonne!

Und wie die Lippen ſich zum Kuß berühren,
Der erſte Sonnenſtrahl die Erde küßt,
Da gehet Duft empor aus allen Blumen,
Aus Halm und Laub, und alle Erdenfarben
Gewinnen Glanz und Strahl, und haben Blick.
Und alle Bildungen des Lebens fühlen
Sich neu belebt. In traute Chöre ordnen
Sich alle Thiere, Gleich und Gleich geſellt,
Und alle Einzel-Chöre grüſſen ſich.

Und ſo vereint und in Vereinung froh,
Naht Löw' und Hirſch, und Lamm und Wolf, ein jedes
Nach ſeiner Art, den ird'ſchen Himmels-Kindern,
Mit Freude, mit Vertraun in Ton und Blick,
Als ſeinen hohen Freunden, huldigend.
Und tauſend Augen funkeln um ſie her
In weitem Kreis auf dem beblümten Boden,
Und tauſend Herzen wollen Liebe lernen! —
Die Sänger in den Wipfeln ſind erwacht,
Und ſchweben glänzend in der Sonnenluft,
In engern Kreiſen überm Haupt der Menſchen,
Sie ſenken ſich, ſie fliegen Himmel an;

In bunten Jubeltönen ſingt ihr Lied
Von Leben und von Liebe, — Lieb' und Leben!

Und zwiſchen alle dieſe Lebensſtimmen,
In Einzel-Chören und in Doppel-Chören,
Tönt das Uniſono des Waſſerfalls,
Der rauſchend niederſchlägt, und Funken wirft.
Von dieſes Tones ernſter Majeſtät
Durchſchlungen, wogt die mannigfalt'ge Lautung
Zuſammen jetzt in Einen Hochgeſang!

Alſo gefeyert,
Eilen die Stunden
Des jauchzenden Tages
Über die Erde dahin, und ſchütten ihr ewiges Füllhorn,
Voll von Entzückungen, aus für alle Sinne des Lebens.
Überrauſcht von der Wonne, die durch die Adern ihm ſtrömet,
Bleibt beſonnen der Menſch, mit ſtillen Verlangen genieſſend.
Jüngling und Jungfrau ſchaun in die reiche Spende der Schöpfung,
Sanft empfindend das Schöne, das Liebliche, ſelber das Wilde,
Das ſich nicht bändigen kann im Taumel des fröhlichen Daſeyns! —

Und es ſinket die Sonne, das irdiſche Jauchzen entſchlummert.
Sterne funkeln hinab aus der ewigen Höhe des Himmels,
über dem Waſſerfall erhebt ſich der Mond! — Sie ruhen,
Eines im Leben des Andern verſunken, träumend im Wachen
Von dem ſchönen Geheimniß, wodurch ſie einander vertraut ſind,
Durch die ſüſſeſten Träume des Wachens ſchwebend ſie über
Zu dem wachenden Traum der innigſten Liebes-Vermählung.

Die Sterne regen ſich, die Strahlen klingen,
Ein unſichtbarer Chor beginnt zu ſingen.
Den dunkeln Nachhall ihrer leiſen Lieder
Sing ich, ein dunkler Nachhall, wieder:

„Lieb', im Himmel geboren,
„Liebe, zur Erde gezogen!
„Zur Seele des Lebens erkohren,
„Sie hat die Herzen umzogen
„Mit heiliger Sympathie.
„Zur Vereinung ward ſie geboren
„Vom Urquell der Harmonie!
„Im Buſen der höchſten Liebe,
„Draus alles Lieben quillt,
„Sind Schmerz und Luſt gewogen
„Für alles Lebens-Gebild!

„Gewogen ſind Luſt und Schmerz
„Für jedes fühlende Herz
„Im Herzen der höchſten Liebe.
„Es kömmt kein Weinen und Bangen
„Kein mächtiges Freuden-Umfangen,
„Das ſanfter nicht werde durch Sympathie,
„Als Laut nicht ſteige zur Harmonie.

„Lieb', im Himmel geboren,
„Liebe, gezogen zur Erde,
„Zur Mittlerin erkoren
„Zwiſchen Himmel und Erde,
„Zwiſchen Geiſt und Geſtalt,
„Du ewig neues Werde,
„Erneuend Geiſt und Geſtalt,
„Du webſt in der Gottheit, im Menſchen, in der Heerde,
„Es wandeln auf deinen Wegen
„Die lebenden Weſen all
„In freudig eigner Wahl!
„Dir athmen die Blüthen entgegen,
„Dir tönet der Waſſerfall,
„Du umſchlingſt das kühne Bewegen
„Der jubelnden Sterne ohne Zahl!
„Und ſteigen Gewitter empor,
„Von Dunkel und Sturm ein Chor,
„Du wirſt ſie löſen mit glänzendem Strahl
„Zu erquickenden Regen über Berg und Thal.

„Lieb', im Himmel geboren,
„Aus dem unſterblichen Geiſterquell,

„In dir wird alles Daſeyn hell,
„Wer dich zu ſeinem Licht erkohren,
„Der ſchauet Leben in allen Geſtalten,
„Die wechſellos ſcheinen, die noch ſich entfalten,
„Ihm wird das All ein lebendiger Leib,
„Dem höchſten Geiſte vermählt als Weib.

„Der Tod iſt bezwungen,
„Du haſt den Sieg errungen,
„Ein triumphirendes Lied ſey dir geſungen!
„Nie vertöne der Hochgeſang.
„Schwebend im ewigen Wellen-Gang,
„Von Welt zu Welt, von Himmel zu Himmel!
„Das ganze All iſt ein Lebens-Gewimmel,
„Ein Schlagen von tauſend und tauſend Herzen,
„Alle ruhend an deinem Herzen!“